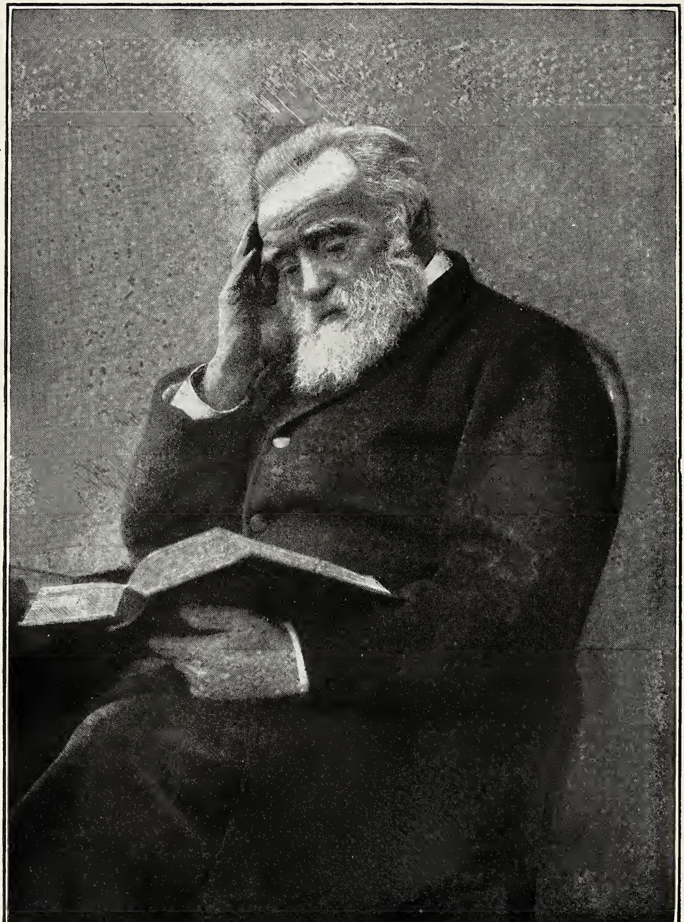
Im Lande des Fetisches

Von H. Bohner



Missionar H. Bohner, geb. 1843; gest. 1905.

Im
Lande des Fetisches.

Ein Lebensbild
als Spiegel afrikanischen Volkslebens

gezeichnet von

Heinrich Bohner.

Zweite Auflage.

Basel
Verlag der Missionsbuchhandlung
1905.

Vorwort.

Bei dem Interesse, das man gegenwärtig dem Studium der Religionsgeschichte und Völkerkunde entgegenbringt, darf wohl auch vorliegendes Büchlein mit seinen konkreten Schilderungen afrikanischen Lebens einige Beachtung beanspruchen. Wie wichtig es ist, daß in den Tagen unserer Kolonialära mit ihren mannigfachen Beziehungen zu den fremden Ländern und Völkern eingehende Kenntnis von denselben geboten werde, wird niemand verkennen. Denn nur durch sie ist es dem Kolonialbeamten, Forscher und Missionar möglich, das Volkstum, mit dem er es zu tun hat, richtig zu beurteilen und Interesse für dessen Eigenart zu gewinnen.

Das Büchlein, das wir hiemit einführen möchten, enthält keine trockenen, ermüdenden Abhandlungen über die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Negervölker, sondern lebensvolle Schilderungen in Form einer Erzählung, die aus vielen, der Wirklichkeit entnommenen Einzelzügen frei zusammengesetzt ist, wodurch dem Leser eine möglichst lebendige Vorstellung vom Fetischtum und dem Volksleben, wie es auf der Goldküste Westafrikas herrscht, gegeben wird. Auch ist nichts darin enthalten, was nicht der Verfasser, der über 30 Jahre unter dem Negervolk gelebt und sich eine ungewöhnliche Kenntnis der dortigen Verhältnisse erworben hat, persönlich erlebt und gesehen oder gewissenhaft

von zuverlässigen Zeugen erkundet hätte. Ein Hauptgewährsmann war ihm hiebei der Negerchrist Paulo Mohenu, ein ehemaliger Fetischwahrsager und Zauberer, der später als Evangelist in großem Segen unter seinen Landsleuten gewirkt hat. Dadurch ist auch Mohenu (geb. ca. 1809, gest. 1886) zum eigentlichen Helden der Geschichte, die uns erzählt werden soll, geworden, und wenngleich eine Menge sonst entlehnter Züge in den Gang der Erzählung verwoben sind, so ist doch gerade der „unerwartete Abschluß" derselben, den man am ehesten für erdichtet halten möchte, nichts anderes als das, was der ehemalige Fetischpriester wirklich erlebt hat.

Inzwischen ist, während die zweite Auflage des Buches vorbereitet wurde, der Verfasser desselben, Missionar H. Bohner, am 21. März 1905 in seiner pfälzischen Heimat gestorben, nachdem er 26 Jahre auf der Goldküste und 8 Jahre in Kamerun der Basler Mission gedient hatte. Was er dort gewirkt, wird im Segen bleiben; möge auch sein Büchlein, das uns die religiösen und sittlichen Zustände unter jenen Völkern so naturgetreu schildert, die Wirkung haben, daß es hier und dort liebende Teilnahme erwecke für die unter dem Banne des Fetischdienstes stehenden Völker Westafrikas!

Basel, im August 1905.

P. St.

I. Kapitel.

Die Anmeldung.

Auf der Goldküste in Westafrika, in der Nähe von Christiansborg, liegt die Fischerstadt La. Weithin ist sie unter den Negern der Küste wie des Inlands durch ihren Fetischdienst bekannt; denn nicht weniger als neun Fetische, darunter der mächtige Lakpa, haben in ihrem Weichbild ihre Behausung aufgeschlagen. Zur Bedienung stehen einem jeden dieser Fetische eine Anzahl von Priestern oder „Wulomo“ zur Verfügung. Sie sind die Wärter und Pfleger der Hauptfetische; einem jeden setzen sie täglich seine Speise vor, deren unsichtbare Seele der Fetisch verzehrt, während er die sichtbare Substanz seinen Dienern überläßt. Sie reinigen die Fetischhütte, vertreten das Volk durch Opfer und Gebet und spenden den Segen der Gottheit.

Von diesen „Wulomo“ ist dagegen zu unterscheiden die Sippe der Fetischwahrsager, der „Wongtschä“ und ihrer Helfershelfer. Fälschlich nennt man diese in Europa vielfach „Fetischpriester,“ während sie jedoch als Wahrsager und Zauberer mit dem Priesterdienst der Wulomo nichts zu tun haben. Die Wongtschä kümmern sich um den eigentlichen Gottesdienst nichts und gehen im übrigen ihren verschiedenen weltlichen Geschäften nach, wie andere ihrer Landsleute.

Im Gehöft des Wongtschä Odonko geht es heute abend wie gewöhnlich gar lebhaft zu. Die Sklaven und die ältesten Söhne des Hauses sind eben vom Felde heim=

gekommen und stehen nun in den verschiedenen Winkeln des Hofes, um sich zu baden. An solchen halb verborgenen Plätzchen fehlt's im Gehöft nicht, denn all die Hütten der vielen Sklaven, Söhne und Frauen unseres Odonko sind regellos durcheinander gebaut. Dieses planlose Durcheinander verletzt vielleicht den Schönheitssinn des Europäers, aber der praktische Neger weiß wohl, warum er so gebaut hat. Die vielen Winkel dienen ihm nicht nur als Bade- und Waschräume, sondern auch als willkommene Schutzwinkel. Auch die spielenden Kinder wissen das wohl zu schätzen. Da springen und purzeln sie durcheinander, lauter schwarze, wohlgenährte Kobolde. Die Knaben tragen nichts am Leibe, die Mädchen nur eine bunte Perlenschnur um die Hüften; denn Schmuck erscheint ihnen notwendiger als Kleidung.

Aber nicht nur als Waschraum und Spielplatz dient der Hof, sondern in der Mitte desselben wird auch fürs ganze Haus die Abendsuppe gekocht. Bei Odonko geht es nämlich noch patriarchalisch zu; für sämtliche Familienglieder, verheiratete Söhne und Sklaven eingeschlossen, wird in einem Topf gekocht. Allen Respekt vor diesem Topf, der mindestens 35 Liter faßt und bis an den Rand mit Kassavawurzeln (oder Stockjams) gefüllt ist. Diese gekochten Knollen werden in die Höhlung eines aufrechtstehenden Baumklotzes getan und mit großen hölzernen Stößeln zu einem Teig gestoßen, der dann mit der Hand in eine kugelförmige Masse geknetet und in verschiedenen Schüsseln verteilt wird. Damit ist der dem Neger so leckere Fufu fertig. Es ist aber nicht das einzige Gericht, das heute abend aufgetragen werden soll. Dicht neben dem ersten Holzfeuer, worauf die Kassava gekocht wurde, brennt zwischen drei Steinen ein zweites. Die Steine tragen einen ähnlichen irdenen Topf, und eine Frau schaut behaglich der lodernden Flamme zu. Es ist

die Suppe, in der Fische oder einige Brocken Wildbret, oder auch gedörrte Schnecken, sowie Zwiebeln und Pfefferschoten herumschwimmen.

An dieses Kochgeschäft kehren sich aber die übrigen Bewohner des Hauses nicht im mindesten. Die Kinder schwatzen, lärmen und spielen; die vom Felde heimgekehrten Männer sind vom Baden zum Salben ihres Körpers übergegangen. Ein jeder sitzt vor der Tür seines Zimmers mit einer kleinen Büchse voll Pflanzenbutter und salbt sich von Kopf bis zu Fuß damit ein. Die Unterhaltung wird bei dieser Arbeit so laut und lebhaft geführt, als ob schon wochenlang keiner den andern mehr gesehen hätte. Nur der Hausherr ist still und in sich gekehrt. Sein Schweigen bricht er nur, wenn der Lärm der Kinder die Unterhaltung übertäubt. „Euer Mund ist zu hart!“ tönt dann seine rauhe Stimme durch den Hof, und seinen Ordnungsruf begleiten hie und da noch derbe Schimpfworte.

Endlich ist das Essen bereit, und in je zwei Schüsseln, von denen die eine den Fufu, die andere die Suppe enthält, wird dasselbe aufgetragen, zunächst dem Hausherrn, dann den übrigen männlichen und schließlich den weiblichen Hausbewohnern. In drei verschiedenen Gruppen hocken sie so um ihre Töpfe herum und langen mit ihren Fingern, die ihnen Gabel und Löffel ersetzen, tapfer zu. Nur dem Hausherrn Odonko scheint heute das Essen nicht die Hauptsache zu sein; denn kaum haben die andern recht angefangen, da winkt er schon einem seiner Söhne, seine Schüsseln wegzunehmen. Eine Mitteilung, die ihm sein ältester Sohn Odoi bei seiner Rückkehr vom Felde unter vier Augen gemacht, beschäftigt ihn derart, daß sie ihm Ruhe und Appetit geraubt hat. Zwar weiß er noch nicht, um was es sich handelt, aber was er vernommen, hat ihn in Spannung versetzt.

Die Mitteilung seines Sohnes lautete: „Als ich diesen Morgen auf die Pflanzung ging, nahm mich des schwarzen Sowa Sohn, Owu, ganz heimlich beiseite und sagte mir, er lasse dich grüßen und wenn er diesen Abend vom Felde heimkomme, werde er dich besuchen, da er eine sehr wichtige Sache mit dir zu besprechen habe. Schließlich bat er mich, dir dieses Wort nur unter vier Augen mitzuteilen.“ Diese Eröffnung war es, die Odonko so nachdenklich machte. Owu war einer der angesehensten jungen Männer der Stadt. Was konnte der ihm so geheimnisvoll mitzuteilen haben? Odonko hätte kein Wongtschä sein müssen, um nicht allerlei dahinter zu vermuten. Vielleicht galt es einen bedeutenden Diebstahl zu entdecken oder einen Nebenbuhler ausfindig zu machen. Wie gut würde in diesem Fall der vermögende Mann seine Dienste lohnen!

Indessen hatten die Männer ihre Mahlzeit beendigt und wuschen sich der Reihe nach die Hände; nur die Frauen, die später angefangen, waren noch mit ihren Kindern damit beschäftigt. Da ertönte plötzlich vom Tore her der Gruß: „Nyehã nii aba! (Laßt das Essen kommen!)*) „Ke̱ nii ba!“ (Das Essen ist gekommen!) erscholl es aus aller Kehlen. „Komm, iß mit!“ — „Meine Hand ist schon dabei“ (d. h. esset nur weiter, es soll gelten, als ob ich mitäße), lautete die höfliche Antwort. Odonko beugte sich ein wenig vorwärts und erkannte sofort Owu als den Eintretenden. Dieser, ein stattlicher junger Mann, schritt gravitätisch, mit erhobener Rechten die Anwesenden grüßend, durch das Gehöft, bis er vor dem Hausherrn stand. Dieser nickte nach der etwas umständlichen Begrüßung mit dem Kopf ein wenig nach der Seite, was bedeuten sollte: „Wollen wir in mein

*) Der übliche Gruß, wenn man jemand beim Essen antrifft.

Zimmer gehen?“ Als Antwort hierauf fuhr Owu mit seiner rechten Hand sich von links nach rechts über den Kopf, womit er sagen wollte: „Komm mit mir hinaus.“ Hiemit zog Owu, nach rechts und links verbindliche Worte spendend, sich langsam aus dem Gehöft zurück, so daß es den Anschein hatte, als sei er nur gekommen, um guten Abend zu sagen. Odonko folgte ihm, aber nicht direkt, damit niemand etwas Besonderes hinter Owus Erscheinen vermuten sollte. Beide huschten möglichst unbemerkt in die breite Hauptstraße der Stadt. Hier wußten sie sich vor jedem Lauscher an der Wand sicher.

Als die beiden mitten auf der Straße einander gegenüberstanden, ergriff Odonko das Wort und fragte Owu, was für eine Sache er mit ihm zu besprechen habe. Owu spähte noch einmal um sich, ob niemand sie beobachte, und sagte dann: „Es ist eigentlich nichts, aber — ich möchte Wongtschä werden und bitte dich, mir dazu behilflich zu sein.“ — Odonko war aufs höchste überrascht. Alles hätte er eher erwartet als das. Nicht, daß überhaupt jemand Wongtschä werden wollte, überraschte ihn, aber ein so offener, ehrlicher Mann, wie dieser Owu — das war ihm noch nicht vorgekommen. Er besann sich einen Augenblick, sah Owu mit einem prüfenden Blick an und sagte endlich: „Du willst also wirklich unser Geschäft erlernen und Wongtschä werden?“ Als Owu dies mit einem festen Ja bestätigte, fuhr er fort: „Gut, aber ich muß zuerst mit meinen Kollegen darüber sprechen. Höre also: Am Freitag abend um diese Zeit hast du dich mit einer Doppelflasche Branntwein bei mir einzufinden, dann werde ich mit dir zum Wongtschä Labi gehen, wo wir über die Sache reden können.“ Hiemit verabschiedete er sich von Owu und ging sinnend in sein Heim zurück.

Was mochte wohl Owu bewogen haben, diesen Schritt zu tun? Meist ist es das Verlangen nach Gewinn und Genuß, das junge Leute zu diesem Gewerbe treibt; aber bei Owu war das nicht anzunehmen. Er war ein ehrenhafter Charakter, dabei strebsam und nicht unbemittelt. Aber er war ehrgeizig und er hatte schon lange mit geheimem Neid die Macht der Wongtschä beobachtet. Als Mitglied ihrer Verbindung hoffte er zu größerem Ansehen und Einfluß zu gelangen. Auch zog ihn das Geheimnisvolle des Fetischtums an. Daß viele Wongtschä Betrüger und Blutsauger waren, wußte er wohl, aber daß ihr ganzes Tun und Treiben nur eine große Lüge sei, das ahnte er nicht. War ihm doch der gesamte Fetischdienst von Kindheit an ein Gegenstand des Respekts und heiliger Scheu gewesen. Der einzelne Wahrsager mochte ja wohl ein Schelm sein, der Stand aber als solcher blieb ihm verehrungswürdig. Er sollte bald eines anderen belehrt werden.

Owus Anfrage ließ Odonko keine Ruhe. Noch in später Nachtstunde schlich er zu seinem Kollegen Labi, wo sich häufig einige Wongtschä zu versammeln pflegten. Er traf auch richtig hier mehrere vor. Nachdem Odonko sie leise gegrüßt und sich gesetzt hatte, fragte Labi: „Nun, was gibt's Neues in der Stadt? Warum standest du heute abend in der Dämmerung mit Owu, dem Sohn des schwarzen Sowa, mitten auf der Straße?“ — Odonko war etwas betroffen, daß man ihn schon beobachtet hatte, aber er ließ sich nichts anmerken und erzählte kurz, was geschehen war, und daß er nun gekommen sei, zu hören, was seine Kollegen davon hielten. Alle waren sehr erstaunt darüber und schüttelten anfangs bedenklich den Kopf. Aschong, ein schielender grauköpfiger Alter, meinte, Owu sei zwar ein gescheiter Mensch, aber zu einem Wongtschä sei er denn doch

zu dumm (d. h. zu ehrlich), deshalb solle man lieber einen „Amulettenkäufer" aus ihm machen; dadurch würde er immerhin noch manchem hungrigen Wongtschä etwas zu verdienen geben. Labi sprach sich dagegen dahin aus, einen Mann wie Owu dürfe man nicht abweisen, obschon er rede, wie er denke. Das werde sich aber machen, wenn er einmal in ihr Gewerbe eingeweiht und zum Schweigen verpflichtet sei. Er werde dann schon in seinem eigenen Interesse nicht aus der Schule schwatzen. Dem stimmten schließlich die andern zu und beschlossen, Odonko sollte ihnen am nächsten Freitag abend den Petenten vorstellen. Zugleich sollte wie üblich den Wongtschä der Nachbarstadt Täschi davon Anzeige gemacht werden, damit zwei derselben der Vorstellung beiwohnen könnten. Ferner war es Brauch, daß wenn ein Laer Wongtschä werden wollte, er immer zu einem Täschier in die Lehre gegeben wurde und umgekehrt. Aber in diesem Fall, wo es sich um einen so vermöglichen Lehrling wie Owu handelte, hatte Odonko nicht Lust, seinen Kollegen in Täschi die voraussichtlich reiche Einnahme zu überlassen. Mit seinen Kollegen in La verabredete er deswegen unter der Hand, die Wongtschä in Täschi zu prellen, und er wußte es auch bei ihnen durchzusetzen, daß Owu bei ihm in die Lehre getan wurde. Doch bemerkte hiebei der schlaue Labi, daß, wenn das Eichhörnchen Nüsse knacke, es nicht alle Kerne selber esse, sondern auch etliche auf den Boden fallen lasse. Odonko verstand diesen Wink, und auch die andern waren damit zufrieden.

* *
*

Es ist Freitag abend. In Labis Hof herrscht die größte Ruhe. Die Kinder und beide Frauen des Hausherrn liegen bereits auf ihren Matten. Schon ist es neun Uhr vorüber und immer noch sitzt Labi ganz allein in der hintersten

Ecke seines Gehöfts. Da das Haus etwas außerhalb der Stadt im Felde liegt, so vernimmt man um dasselbe her nichts als das Zirpen der Grillen. Endlich lassen sich Tritte vernehmen. Labi geht an den Eingang des Hofes und erkennt, daß es zwei seiner Kollegen von Täschi sind. Bald darauf stellten sich auch Aschong und Odonko mit seinem Schützling Owu ein. Leise begrüßten sie einander und feierlich ließ sich jeder auf einen niederen Schemel nieder. Die Unterhandlungen begannen. Zunächst wurde Owu den Anwesenden vorgestellt und seine Anmeldung nach landesüblicher Sitte lang und breit von Odonko erzählt. Hierauf ergriff Labi zu Odonko gewandt das Wort: „Über die Sache, die du vor unser Angesicht gelegt hast, sind wir, denke ich, einig; wenn dieser unser Bruder Owu willens ist, unser Geschäft zu lernen, so haben wir nichts dagegen einzuwenden.“ Als seine Kollegen das bestätigten, fuhr Labi fort: „Aber das Geschäft, das wir treiben, ist eine Kunst, die man erlernen muß. Ferner: derjenige, der ihn unterrichtet, will natürlich auch essen. So ist's also nötig, daß sein Lehrling etwas aus sich nimmt und sich mit Geld versieht. Auch gebietet das Erlernen, daß er Frau und Familie verläßt und zu unser einem ins Haus zieht, bis er ausgelernt hat. Endlich kann er bei keinem Laer in die Lehre gehen, sondern nur bei einem unserer Brüder in Täschi. Hat er die Kraft, dies alles zu vermögen, dann soll er's uns ansagen.“

Mit Ruhe hatte Owu dem Vortrage Labis zugehört. Das Einzige, was ihm als eine schier unerträgliche Forderung erschien, war, daß er sich für längere Zeit von seiner Familie trennen sollte. Doch ließ er sich nichts anmerken, als die Frage an ihn gerichtet wurde, ob er alles verstanden habe. „Ja, ich hab's gehört,“ war seine kurze Antwort.

„Nun, so wollen wir ein wenig hinausgehen," meinte Odonko. Dieser bezweckte dabei hauptsächlich, hier unter vier Augen den Geldsack des Owu zu prüfen. Als deshalb beide allein waren und Owu seine Bedenken wegen der Trennung von seiner Frau äußern wollte, fiel ihm der schlaue Odonko sofort ins Wort und meinte, das sei Nebensache, das werde sich schon machen lassen; die Hauptsache sei die Geldfrage. Es komme nur darauf an, wie viele Säcke Muschelgeld er denn eigentlich habe. Bei aller sonstigen Offenheit war Owu diesmal doch vorsichtig genug, nicht sein ganzes Vermögen anzugeben. Er nannte nur einen Teil, aber doch so viel, daß Odonko es mit Befriedigung vernahm.

Hierauf begaben sich beide zurück zu den andern und die von Owu mitgebrachte Flasche Schnaps wurde geöffnet und ihres Inhalts entleert. Dann berichtete Odonko, daß alles in Ordnung sei; er sei auch genügend mit Kaurimuscheln (oder Geld) versehen. Bei dieser Erklärung schauten sich die versammelten Wongtschä verschmitzt lächelnd an. Nur daß er seine Lehrzeit in Täschi zubringen solle, sei sehr hart für ihn und er bitte sie deshalb dringend, hierin eine Ausnahme zu machen. Das Ansinnen wurde anfangs mit Entrüstung zurückgewiesen, besonders von den Täschiern, die auf ihrem alten Recht bestanden und auch diesmal nicht verkürzt sein wollten. Aber als man ihnen schließlich zu verstehen gab, daß Owu gern zu einer Extralieferung von einigen Flaschen Branntwein bereit sei, gaben sie schließlich nach. Auch daß Odonko der Lehrmeister von Owu sein sollte, wurde nach langem Hin- und Herreden zugestanden. Schließlich wurde der Petent noch in seinen sprachlichen Kenntnissen geprüft, wobei sichs zeigte, daß Owu nicht nur die Tschi- (oder Asante-) Sprache verstand, sondern auch des Ewe (das auf der Sklavenküste gesprochen wird) ziemlich mächtig war.

Dieser beiden Sprachen pflegen sich nämlich die Fetische im Akra-Lande bei Verkündigung ihrer Orakel zu bedienen. — Damit war die Versammlung zu Ende, die bis nach Mitternacht gewährt hatte. Auf verschiedenen Schleichwegen begaben sich die Beteiligten nach Hause.

2. Kapitel.

Die Lehrzeit.

Wenige Tage später sehen wir unsern Owu nach hereingebrochenem Abend auf dem Wege nach der großen Salzlagune, die sich zwischen La und Täschi dem Meer entlang zieht, und wo sich an entlegener Stelle ein hoher Fels am Gestade erhebt. Hierher war Owu mit einer Flasche Branntwein, einem Trinkglas und einem Messer bestellt worden.

Er war der erste an Ort und Stelle, doch bald vernahm er leise Tritte, an denen er sofort den Nahenden erkannte. Hier standen sich nun beide gegenüber und nur der aufgehende Mond war Zeuge von dem, was zwischen ihnen vorging. Nach der Begrüßung begann Odonko: „Hast du die Sachen mitgebracht, von denen ich dir sagte?“ Owu: „Ja, da sind sie.“ Odonko: „So, dann komm, jetzt wollen wir Blut mischen!“ Mit diesen Worten nahm er das Messer, schnitt sich in die Hand und ließ das Blut ins Glas hineinlaufen. Hierauf mußte Owu ein Gleiches tun. Dann goß Odonko etwas Rum zu dem Blut und trank es bis zur Hälfte aus. Die andere Hälfte reichte er dem verblüfft dastehenden Novizen. Owu war kein Kind mehr, er hatte schon einen Krieg mitgemacht und zugesehen, wie die

Sieger Verwundeten und Gefangenen nicht nur die Köpfe abschnitten, sondern auch die Leber herausrissen und verzehrten. Dennoch kam ihn jetzt ein Schauder an, als er das Glas aus der Hand des Wongtschä nehmen und seinem Beispiele folgen sollte. Aber feig wollte er nicht erscheinen. So griff er denn zu und stürzte den widerlichen Trank hinunter. Jetzt hob der Lehrer an: „Siehe, wir haben im Angesichte des Himmels und der Erde Blut gemischt. Wenn du auch nur das Geringste von dem, was ich dir sage, oder was du von andern Wongtschä hörst oder bei ihnen siehst, auszuplaudern dich unterstehst, so hat es deinen unvermeidlichen Tod zur Folge. Was dir ein Wongtschä sagt, darfst du nur einem Wongtschä wieder sagen. Hast du verstanden?"

Owu stotternd: „Ja, ich habe es verstanden."

Odonko: „Nun, dann höre: Es gibt keinen Fetisch in der Welt; wir Wongtschä alle wissen von keinem. Das, wovon wir sagen, der Fetisch tue es, tun nur wir selbst. Dieses unser Tun ist aber nicht so leicht, sondern muß sorgfältig erlernt werden. Deswegen mußt du von nun an wenigstens ein Jahr lang bei mir wohnen und in die Lehre gehen. Ich will dich dann in allem sorgfältig unterrichten, damit du ein großer, berühmter und mächtiger Mann wirst. Für diesen Abend will ich dir nur noch sagen, daß du dich mit der Zeit mit einem Paar Hosen zu versehen hast, wie ich sie hier habe. Schaffe dir einstweilen nur den Stoff dazu an, ich will dir später jemand zeigen, der sie zu machen versteht." Mit diesen Worten zeigte er ihm ein Paar badehosenartige Beinkleider von dunklem Zeug, die so weit waren, daß wenigstens zwei Mann darinnen Platz gehabt hätten. Außerdem hatten sie mehr als ein halbes Dutzend Taschen; zu welchem Zweck, erfuhr Owu erst später. Vor dem Auf-

bruch tranken noch beide ein Glas Rum miteinander, den Rest der Flasche nahm Odonko mit heim. Fast hatten sie schon die Stadt wieder erreicht, als Odonko noch einmal stehen blieb und sagte: „Aber nicht wahr, morgen stellst du dich bei mir ein mit allem, was du hast?“ Owu versprach es und wandte sich dann seiner Wohnung zu, wo er seine Frau bereits schlafend fand, mit ihrem jüngsten Kindlein im Arm.

Wer an diesem Abend Owu hätte ins Herz schauen können, der hätte in ein Chaos von Gefühlen hineingesehen, in eine Welt von Gedanken, die sich unter einander verklagten und entschuldigten. Schon das, daß man alles mit Rum sollte erkaufen und erzwingen können, hatte ihm am Freitag abend nicht recht gefallen, und nun mußte er vollends hören, daß das ganze Treiben der Wongtschä eitel Lug und Trug sei. Das hätte er nie geglaubt. War es denn möglich, daß es mit dem Glauben an den Fetisch nichts sein sollte? Jedenfalls das stand fest, daß bis zum Ende des Lehrjahrs sein Erspartes zu Ende sein würde. Auch wußte er noch nicht, was seine Frau zu dem Ganzen sagen würde, und wenn sie es auch zugäbe, ob sie ihm am Ende nicht untreu werden würde, da er sich voraussichtlich nicht wie bisher um sie kümmern konnte. Solche Gedanken bestürmten sein Herz. Aber was wollte er machen? In seiner Lage war guter Rat teuer. Sollte er zurückgehen? Dann wären alle Wongtschä ihm todfeind geworden. Daß die Blutmischung nur ein Schreckmittel sei für Neulinge, wußte er nicht; er glaubte, es verhalte sich damit wirklich so, wie Odonko ihm drohend gesagt hatte. Aber er konnte ja von dem Gehörten schweigen, auch wenn er zurückging. Allein er wußte, kein Wongtschä würde ihm das glauben; sie würden ihn doch hassen und verfolgen. Dann traten auch die Unkosten, die



Negerfrauen bei ihrer häuslichen Arbeit.

er bereits gehabt hatte, vor allem aber das große Ansehen der Fetischmänner vor sein Gemüt. Sollte er sein Geld umsonst ausgegeben haben? Nein, er hatte einmal A gesagt und mußte nun auch B sagen. Warum sollte er auch den Weg nicht gehen wollen, auf dem so viele vor ihm Reichtum und Ehre erlangt hatten? Diese Erwägungen gewannen schließlich die Oberhand. Er war ins Netz getreten, und sein Fuß war zu schwach, sich wieder loszumachen.

Am nächsten Tage brachte er seine Habseligkeiten in Odonkos Haus, wo ihm ein Zimmer angewiesen wurde, welches für ein volles Jahr ihm sein altes Heim ersetzen sollte. Noch einmal ließ er seine Frau für sich kochen, nahm die Abendmahlzeit ein wie gewöhnlich und teilte ihr dann mit, was er vorhabe, und bat sie, nicht böse zu sein, er werde sie nicht verlassen. Sie antwortete, wie ein braves Weib in Afrika es ihrem Manne gegenüber immer tut: „Du bist der Kopf, ich verstehe nichts; was du tust, ist mir recht."

Odonko freute sich, daß Owu sein Versprechen hielt und schon am Montag kam. Nur war er ein wenig enttäuscht, als er sah, daß er seine Kauri-Säcke nicht mitbrachte. Owu hatte seine wertvolleren Sachen und Kauri teils seiner Frau, teils seinem Halbbruder zur Aufbewahrung übergeben. Er wußte wohl, daß es überall sicherer war als im Haus seines neuen Lehrmeisters.

Er war nun in die Lehre getreten. Den Ort am Meeresufer, wo ihn Odonko in die Geheimnisse eines Wongtschä einzuweihen begonnen, haben wir bereits kennen gelernt. Auch in Zukunft sollte hier der Unterricht erteilt werden. Es handelte sich dabei um dreierlei Künste: das Zaubern, das Besessensein und das Krankenheilen. In die erste Rubrik gehörte u. a. die Kunst, sich zu entleiben und sich dann vom Fetisch wieder lebendig machen zu

lassen, ohne daß eine Spur von Wunde oder Narbe am Körper zu sehen war; die Kunst, einem Huhn, dem man den Kopf abgeschnitten hatte, denselben wieder anzuheilen und so das Huhn lebendig zu machen; die Kunst, auf einem Strohdach Feuer anzuzünden und Jams zu kochen, ohne daß das Haus in Flammen gerät; die Kunst, Eier zu legen, Regen zu machen u. dergl. m.

Dann kamen die verschiedenen Tänze, wobei der Tänzer immer den Anschein zu wahren hatte, als sei er nur ein willenloses Werkzeug des ihn beherrschenden Fetisch; die Kunst, die Stimme und den Ton von drei oder vier Personen nachzuahmen, so daß der Zuhörer meint, es rede eine ganz andere Person; die Kunst aus dem Bauch zu reden und die Augen zu verdrehen; auch beim Aussprechen der größten Dummheiten das ernsthafteste Gesicht zu machen; zweideutige, dunkle Antworten zu erteilen; sich ein unheimliches, finsteres Aussehen durch Kleidung, Haarputz 2c. zu geben.

Beim Krankenheilen endlich handelte es sich außer um die wirklichen Arzneimittel besonders darum, die betreffende Krankheit irgendwie in Beziehung zum Fetisch zu bringen und dann hinter diesen das Mittel zu verstecken.

Das alles sollte Owu in Zeit von einem Jahr bewältigen, denn so lange pflegte gewöhnlich das Noviziat zu dauern. Owu brauchte auch nicht länger, zumal der Unterricht kein theoretischer war, sondern indem er sehr bald nicht nur Schüler, sondern auch Gehilfe seines Lehrers zu sein hatte. In Bezug auf die erste Reihe kam ihm seine angeborene Gewandtheit sehr zu statten. Schwerer ging es ihm bei Aufgaben der zweiten Reihe. Obgleich er schon früher ein geschickter Tänzer gewesen war und auch jetzt gar behende die zum Teil höchst unnatürlichen Bewegungen Odonkos nachahmte, so hatte dieser doch immer zu tadeln, daß es

nicht scheine, als beherrsche ein Fremder seinen Körper, sondern daß man immer noch merke, daß es willkürliche Bewegungen seien. Den Heuchler zu spielen fiel Owu überhaupt sehr schwer, doch lernte er auch das mit der Zeit.

Selbstverständlich wurde der Lehrstoff nicht in systematischer Reihen- oder Stufenfolge behandelt, sondern wie es Odonko gerade paßte. Gewöhnlich begann die Lehrstunde mit dem Trinken eines Glases Branntwein, den Owu regelmäßig mitzubringen hatte. Dann mußte er die Künste verrichten, die ihm das letztemal gezeigt worden waren. War er derselben mächtig, dann ging's zu Neuem über. Der Unterricht fand nur bei Nacht und zwar im Mondschein statt. Es kamen dabei Auftritte der drolligsten Art vor. Während Owu tanzte, trommelte Odonko auf seinem Mund den Takt dazu. Waren sie vom Tanzen müde, dann brüllte Odonko mit einer furchtbaren Stimme den größten Unsinn in die Luft, wobei er Owu scharf beobachtete, ob sich dessen Gesichtsmuskeln nicht zum Lachen verzögen, oder er ließ ihn sich üben, zweideutige Antworten zu geben. In der Kräuterkunde unterrichtete er ihn gewöhnlich unterwegs, wenn sie mit einander irgendwohin gingen und gerade an den betreffenden Pflanzen oder Sträuchern vorbeikamen. Daß Odonko hiebei seine wertvollsten Medizinen verschwieg, ist selbstverständlich. Gifte dagegen zeigte er ihm viele und erzählte ihm von so fürchterlichen, daß Owu eine solche Furcht vor den Wongtschä ankam, daß er sich nie unterstanden hätte, sich mit ihnen zu verfeinden. Den Tag über mußte der gehorsame Schüler fast regelmäßig mit dem Hausgesinde seines Meisters auf dem Felde für diesen arbeiten.

Einmal in einer dunkeln Nacht lag Owu schon in tiefem Schlaf, als ihn Odonko weckte und schnell mit allerlei Aufträgen an einen Amtsbruder nach Akra sandte. Owu

hätte gern Odonkos Sohn als Begleiter mitgenommen, aber er durfte nicht, da er Aufträge erhalten werde, die niemand erfahren dürfe. Noch in der gleichen Nacht hatte er die Antwort zurückzubringen, deren Inhalt seinen Verwandten mitzuteilen für ihn gar verführerisch war. Doch er überwand sich. Und das war sein Glück, denn die ganze Sendung war nichts als ein bloßes Manöver, um seine Unerschrockenheit und Verschwiegenheit auf die Probe zu stellen.

Er war noch nicht sehr lange in der Lehre, als ihm Odonko eines Tages erklärte, diesen Abend könne er ihn nicht begleiten, da er mit seinen Kollegen eine Zusammenkunft habe. Es war damit die Versammlung der Fetischmänner gemeint, die öfters an dem uns bekannten Orte zwischen La und Täschi nächtlicher Weile stattzufinden pflegte. In diesen Zusammenkünften lag ihre Stärke. Streitigkeiten innerhalb der Fetisch-Sippschaft wurden hier beigelegt, Unheilspläne geschmiedet und Rat gepflogen, wie man diesem oder jenem seinen Geldbeutel ein wenig enger schnüren, Feinde aus dem Wege räumen oder sonst ein gemeinschaftliches Unternehmen ausführen könne. Dabei ist es feststehender Grundsatz, nie auseinander zu gehen, bis nicht etwaige Mißhelligkeiten unter ihnen selbst geschlichtet sind. So stehen sie dem Publikum als eine stets geschlossene Einheit gegenüber, die dadurch ihren Einfluß und ihre Macht zu wahren weiß.

Der nächsten Versammlung durfte auch Owu beiwohnen, obwohl er noch in der Lehre war. Aber wie staunte er, als er hier so viele sah, die er gar nicht für Wongtschä gehalten hatte, und dadurch einen Einblick in das Spioniersystem der Fetischmänner bekam. Es waren g e h e i m e Wongtschä da, sogenannte O t u t u f o n j o. Da gab es viel zu verhandeln und es dauerte lange, bis alle Neuigkeiten, Geheimnisse und

Aufschlüsse, die man einander mitzuteilen hatte, ausgetauscht waren. Zugleich wurde in mehreren Fällen ein Operationsplan festgestellt, wie man gewisse Personen demütigen, ausbeuten oder gar beseitigen wollte.

Bei dieser Gelegenheit teilte auch Odonko seinen Kollegen mit, wie weit jetzt Owu sei, und meinte, man könnte bald daran denken, ihn dem Volke vorzustellen, und da vor kurzem der Sprecher*) der Krolo gestorben war, so schlug er vor, man solle Owu zum Nachfolger desselben einsetzen und als solchen bei nächster Gelegenheit auftreten lassen. Hiefür seine Kollegen zu gewinnen, war nicht leicht, da verschiedene geheime Wongtschä da waren, die sich schon lange nach dieser Würde gesehnt hatten. Endlich gelang es ihm doch, da keiner von den andern so viel bezahlen konnte, wie Owu. Dieser mußte sich von jetzt an große Mühe geben, die Stimme der Krolo nachzuahmen, damit bei seinem Auftreten jedermann es sogleich merken könne, wer aus ihm rede. Jeder Hauptfetisch ist nämlich an seiner Stimme kenntlich, die ein Wongtschä dem andern ablernt, so daß das Volk sofort weiß, von welchem Fetisch der Betreffende jedesmal besessen ist, d. h. besessen zu sein vorgibt.

Bald nach dieser Konferenz fand das sogenannte Reinigen der Besen statt. Es ist dieses die Vorbereitung zu dem drei Monate später folgenden Hauptgötzen- und Erntefeste, Homowo genannt. Owu hatte mit vielen andern an diesem Tage sich schon manches Jahr vor dem Gehöft des Lakpa mit heiligem Wasser gewaschen, wußte aber doch nicht recht, wie es um die Sache bestellt sei. Als er nun einmal wieder mit seinem Gönner Odonko allein war, bat er ihn um Aufschluß. Odonko erzählte: „Du kennst doch die große

*) Jeder Fetisch hat je einen Sprecher und eine Sprecherin, die — wenn von ihnen besessen — in seinem Namen sprechen.

(5 Fuß hohe) Trommel unseres Hauptfetisches Lakpa, ebenso die kleinere seines Sohnes Akotia und die breite, niedrige seiner Gemahlin Krolo? Diese Trommeln also sind in dem runden Tempel dort. Der Tempel ist, was du vielleicht noch nicht weißt, in zwei Gemächer eingeteilt: im vordern schläft der Priester, der Wulomo, im hintern befinden sich die Trommeln. Damit dieselben nun beim Homowo-Fest, der einzigen Gelegenheit, bei der sie geschlagen werden dürfen, recht schön aussehen, werden sie vorher gewaschen und frisch angestrichen. Nur der Wulomo des Lakpa mit seinen Gehilfen, der Wulomo des Akotia und der Krolo, sowie der König und Unterkönig dürfen dieser Zeremonie beiwohnen. Lakpas Wulomo allein darf in das innere Heiligtum gehen, die andern nur in die Vorhalle. Er holt nun zuerst die Trommel, in welcher Lakpa haust, übergibt sie seinem Gehilfen, der sie in den Hof bringt, wo sie in einem großen Messingbecken gebadet und mit einem Brei von Rotholzpulver frisch angestrichen und mit weißen Punkten bedeckt wird. Das Gleiche geschieht mit den andern beiden Trommeln, die ebenfalls von ihren Wulomo in der Vorhalle empfangen und in den Hof gebracht werden. Das beim Baden benützte Wasser wird zum heiligen Oku, das alle Krankheiten heilen und langes Leben verleihen soll. Dieses bekommt aber die Menge nicht zum Waschen, sondern es wird von den Wulomo und dem König für sich und ihre Familien behalten. Für die Menge wird nur das Geschirr wieder und wieder ausgespült, so lange eben Leute kommen, die solches Wasser kaufen wollen. Wie heilig sie es aber halten, ist dir ja bekannt. Man trägt es oft sorgfältig im Schwamm nach Haus, um auch diejenigen damit zu besprengen, die krankheitshalber nicht in das Gehöft des Fetisches kommen konnten, ja viele sprengen es nach derjenigen Himmelsrichtung hin,

in welcher sie sich ihre abwesenden Verwandten denken, um auch diesen dadurch Heil zu senden." — Owu war nicht wenig erstaunt, hier zum erstenmal zu vernehmen, daß das, was er bisher samt allem Volk für wirkliches „Oku" gehalten, nur so ein elendes Spülwasser sei. Er unterdrückte aber wohlweislich sein Erstaunen.

Nicht lange nach dieser Unterredung hatten die Wongtschä oder eigentlich ein Ausschuß derselben noch eine Sitzung, in welcher beschlossen wurde, daß Owu sofort nach dem Homowo-Feste dem Volke vorgestellt und in sein Amt eingeführt werden sollte. Inzwischen aber sollte das Volk in möglichste Spannung versetzt werden, um dem Fetischtum einen neuen Aufschwung zu verschaffen. In dieser Versammlung war es auch, daß dem Owu das gemeinsame Erkennungszeichen des Fetischklubs mitgeteilt wurde. Es bestand einfach darin, daß man sich beim Gruß mit zwei Fingern der Rechten gegenseitig die Hand drücken oder eigentlich kratzen mußte.

3. Kapitel.

Einführung ins Amt und erste Praxis.

Es war an einem Nachmittag im August, daß ein Zug Leute um den andern von Akra her durch Christiansborg nach La zog. Der Zulauf war so groß, daß sogar einige Europäer neugierig mitkamen. Nicht minder strömten die Leute von der entgegengesetzten Richtung her, aus den Städten Täschi, Nungwa und Tema herbei, um das erste Auftreten des neuen Wongtschä Owu mitanzusehen.

Auf einem freien Platz am Nordende der Stadt sind Tausende von Menschen versammelt, die in einem Halbkreis, teils sitzend, teils stehend, ihre ganze Aufmerksamkeit einem jungen Manne zuwenden, der anscheinend ganz teilnahmlos und willenlos auf einem Schemel vor ihnen sitzt. Die Zuschauer der vordersten Reihen sind meistens teils öffentliche, teils geheime Fetischmänner. Die andere Hälfte des Kreises, im Rücken von Owu, ist von Gebäuden — worunter der Tempel des Hauptfetisches Lakpa — fast gänzlich abgeschlossen. Wer seit der Anmeldung in Odonkos Haus Owu nicht mehr gesehen hat, würde ihn heute kaum wieder erkennen. Das freundliche Gesicht hat durch einen Bart einen strengen Ausdruck bekommen, die Augen sind verschmitzt und finster, das Haar hat er gegen den gewöhnlichen Brauch lang wachsen lassen und kerzengerade in die Höhe gekämmt. Es ist aber heute von einer abscheulichen Strohmütze bedeckt. Dieselbe ist acht Zoll hoch, mit allerhand Schnüren von Baumbast und Haaren umwickelt, in denen Papageifedern stecken, und überdies ganz mit Blut bestrichen. Um den Hals hängt eine Schnur von dicken Perlen. Seine übrige Kleidung besteht aus einem Paar ungeheuer weiter Pumphosen.

Schon ehe Owu auf dem Schauplatz erschienen war, hatten sich eine Anzahl Trommler eingestellt, die tapfer drauf los paukten. Ihn selber begleiten auch noch einige Musikanten, darunter einer mit der berühmten Fetischpauke, einem wunderlichen Instrument (aus zwei über einander liegenden, durch einen hölzernen Griff zusammengehaltenen eisernen Hohlkegeln bestehend), das mit einem einfachen Stöckchen geschlagen wird und mit seinem dumpfen Ton bei keinem Fetischtanz fehlen darf. Kaum waren die Versammelten seiner ansichtig geworden, so erhoben sie ein lautes Freudengeschrei: „Awo, awo!“ (unser Herr kommt, unser Herr kommt)!

Kaum hatte Owu sich auf seinen Schemel niedergelassen, als auch schon die Schnapsflasche durch die Reihen ging. Endlich hielten auch die Trommler inne, um ihr Gläschen zu trinken. Owu reichte man auch eines; er schüttete es aber nur über sich herunter, um — wie es bei den Wongtschä Brauch ist — seinem Fetisch den Genuß davon zu gewähren. Wieder wirbelten die Trommeln, vom Gesange der Menge begleitet; Owu aber saß noch immer schlaff und willenlos da. Plötzlich durchzuckte es seinen ganzen Körper, als ob er eine Elektrisiermaschine berührt hätte, und von Mund zu Mund lief es: „Eji eno“, d. h. er (der Fetisch) ist auf ihn herunter gekommen, oder: „Emo le“, d. h. er hat ihn ergriffen. Man reichte ihm noch ein Glas Rum, welches er ebenfalls über seinen Körper schüttete. Hierauf kehrte das Zucken in immer kürzeren Pausen wieder, bis es ihn vom Stuhl auf zum Tanzen emporhob. Mit verzerrten Gebärden, einem Besessenen gleich, tanzte nun Owu eine Zeitlang vor der Menge, ohne daß man hätte unterscheiden können, ob der Tanz sich nach dem Takte der Trommeln richtete oder diese nach dem Tanz. Als er dann einige unverständliche Worte aussprach, hieß es sofort wieder von Mund zu Mund: „Es ist Mutter Krolo, Krolo ist's!“ Nun folgten einige nichtssagende Redensarten, dann verlangte der aus Owu sprechende Fetisch noch mehr Rum. Man reichte ihm solchen. Owu trank ein wenig davon, schüttete aber das meiste wieder über sich herunter. Der Fetisch redete nur in der Tschisprache und zwar in dunkeln Sprichwörtern, so daß seine Aussprüche erst von andern Wongtschä übersetzt und erklärt werden mußten.

Nun sank der Besessene erschöpft auf seinen Schemel nieder. Es folgte eine Pause. Wieder machte die Flasche ihre Runde, wieder goß Owu den ihm gereichten Schnaps über

sich herunter, worauf sich abermals das Zucken einstellte und der Fetisch erklärte: „Jetzt will ich ein Wunder tun.“

„So, was für eines?“ — „Gebt mir eine Henne!“ Während man nach einer suchte, ging Owu selbst einige Schritte zurück in das Gehöft des Lakpa hinein. Als er heraustrat, wurde ihm eine schwarze Henne angeboten; ungestüm aber erklärte der Fetisch: „Es muß eine weiße sein.“ Eine solche hatte denn auch ein Mann, der mit Owu auf den Schauplatz gekommen war und ganz in seiner Nähe Platz genommen hatte, sogleich bei der Hand. „Man schneide ihr den Kopf ab!“ befahl der Fetisch. Es geschah, und der Mann zeigte der ganzen Menge das geköpfte Huhn, dessen Blut er langsam auf den Boden hatte laufen lassen. Dann reichte er es Owu, der es in seine Pumphosen hineinsteckte und unter dem Trommeln und Gesang der Menge wieder zu tanzen anfing. Einigemal schwang er sich im Kreis herum; dann klopfte er mehreremal an seine Hosen, ließ einige Worte fallen, griff hinein und zog aus den Hosen die Henne hervor. Zum Staunen aller hatte diese nicht nur ihren Kopf wieder, sondern gab auch ganz energische Lebenszeichen von sich, und niemand, dem sie gezeigt wurde, konnte irgend eine Narbe an ihrem Halse entdecken: so geschickt hatte der Fetisch den Kopf wieder angeheilt.

Eine Pause trat ein, die von den Zuschauern zum Branntweintrinken und Aussprechen ihrer Verwunderung, von Owu aber zu einer kurzen Erholung im Gehöft des Lakpa benutzt wurde.

Nach einigen Augenblicken kam er tanzend zurück; einer der Otutufonjo warf sich zum Sprecher auf und fragte, ob er ihm nicht ein Ei legen wolle. Zur großen Erheiterung der Zuschauer versprach es der Fetisch. Trommeln und Gesang begannen; der letztere entsprach in Takt und Klang so

ziemlich dem Gackern einer Henne, wenn sie im Begriff ist, ein Ei zu legen. Owu tanzte mit verstellten Füßen hin und her, kauerte plötzlich am äußersten Ende des Kreises hin — und das Ei lag auf dem Boden. Sein Begleiter hob es auf, zeigte es der Menge und gab es dann dem Sprecher. Nachdem sich die Verwunderung ein wenig gelegt hatte, erhob sich dieser wieder und sagte, er sei hungrig, er wollte ein gekochtes Ei haben, damit er es gleich verzehren könne. Der Fetisch verschaffte ihm auch dieses auf dieselbe Weise wie das rohe.

Nun sollte aber noch das Hauptwunder folgen: Owu sollte sich entleiben und sein Fetisch ihn wieder lebendig machen. Er zog sich deshalb wieder für einige Minuten mit seinem Gehilfen in das Gehöft des Lakpa zurück, kam dann tanzend heraus und verlangte ein Messer. Trommeln und Gesang gingen in eine Trauermelodie über, der Bediente folgte dem mit dem Messer sich in wilden Schwingungen im Kreise drehenden Owu mit einem großen weißen Tuche. Da plötzlich neigt sich derselbe rückwärts, fährt mit Blitzesschnelle sich mehreremal mit dem Messer an der Gurgel hin und stürzt bluttriefend zusammen.*) Im Nu breitet sich das weiße Tuch seines Begleiters über ihn. Es erfolgen noch einige Zuckungen und Owu scheint ausgelebt zu haben. Auch die vielen Blutflecken, die das weiße Tuch bedecken, zeugen hiefür. Jetzt tritt sein Gehilfe herbei, berührt ihn und erklärt dann feierlich: „Er ist tot, ganz tot.“ Nun holt man heilige weiße Erde herbei und fängt an, den Toten damit einzureiben. Nach längerem Reiben regen sich endlich seine Glieder, er schlägt die Augen auf, hebt den Kopf in die Höhe und ist bald wieder so lebendig als je. Dann geht er die Reihen entlang und läßt jedermann sehen, daß von den

*) Das Blut stammte aus einem Stück blutgefüllten Darms.

Schnittwunden am Halse auch keine Spur mehr zu entdecken ist. Nun wirbeln die Trommeln wieder in lustiger Weise, Owu tanzt noch ein wenig und zieht sich dann mit seinen Kollegen zurück.

Sein Auftreten hatte die Menge so begeistert,*) daß der anwesende erste Häuptling der Akra-Neger, König Taki von Akra, fragte, ob es nicht möglich sei, daß in der nächsten Zeit in seiner Stadt Owu „vom Fetisch ergriffen werde." Es wurde versprochen und in den nächsten Tagen bekannt gemacht, daß er in Akra noch größere Wunder verrichten werde.

Vierzehn Tage nach seinem Auftreten in La finden wir demgemäß Owu in Akra von einer noch viel größeren Menge umgeben. Zuerst tanzt er wieder längere Zeit auf ähnliche Weise, wie das erstemal, dann verlangt er eine große, viereckige Flasche mit Wasser und ein weiches Laubblatt. Nachdem er allen gezeigt, daß die Flasche bis an den Rand voll Wasser sei und sich kein Pfropf darauf befinde, auch keiner in seinen Händen sei, drückt er das Laubblatt unter verschiedenen Zeremonien an den Mund der Flasche fest, stürzt dieselbe rasch um und zieht seine Finger weg. Zum Staunen der Zuschauer hält das bloße Blatt das Wasser in der

---

*) Wem diese Schilderung, namentlich in Betreff der Leichtgläubigkeit des Volkes, übertrieben erscheinen sollte, der vergleiche, was z. B. F. Müller in seiner „Allg. Ethnographie" S. 154 über die „Beschränktheit des Negers" sagt: „Dieselbe offenbart sich u. a. darin, daß er alles, was über die Kapazität seiner Geisteskräfte hinausgeht, d. h. was er nicht im täglichen Leben mit eigenen Augen geschaut hat, den andern unbedingt glaubt. Über das unmittelbar Gesehene durch Schlüsse hinauszugehen und sich über das von andern Gehörte selbst eine bestimmte Meinung zu bilden, ist nicht des Negers Sache. Daher findet selbst das Unsinnigste und Lächerlichste beim Neger Glauben, und der erste beste Betrüger, der es versteht, seine Phantasie gefangen zu nehmen, vermag ihn zum Spielball seines Willens zu machen."

Flasche zurück, was natürlich nicht ohne Hilfe des Fetisches möglich wäre.

Nachdem wieder Tanzen mit Gesang und Trommelbegleitung gefolgt ist, ruft Owu plötzlich: „Bringt mir ein Gewehr, ich schieße mich tot!“ Die Leute sehen einander an, ohne zuerst recht zu wissen, ob es Spaß oder Ernst sei. Owu aber besteht darauf. So bringt man ihm denn eine Flinte nebst Munition, bestehend aus gehacktem Blei und Pulver. Anstatt des ersteren fordert der Fetisch aber eine Spitzkugel. Auch eine solche ist gleich zur Hand. Owu schiebt die Kugel in die Tasche, schüttet das Pulver vor aller Augen in den Lauf, stopft etwas Bananenbast darauf, holt dann wieder eine Kugel hervor und zeigt sie der Menge mit den Worten: „Ist das nicht eure Kugel, die ihr mir soeben gegeben habt?“ „Ja“, tönt es aus tausend Kehlen. Nun stößt er sie den Lauf hinunter, schüttet etwas Pulver auf die Pfanne, faßt mit der großen Zehe den Hahn und macht Miene, loszudrücken. Zuvor jedoch geht er noch auf einige Augenblicke in das Haus seines Kollegen Aschong, das ganz in der Nähe des Versammlungsortes liegt. Dann kommt er zurück und fragt: „Will mich einer von euch erschießen oder soll ich es selber tun?“ Die einstimmige Antwort lautet: „Tue es selbst.“ Er nimmt nun das Gewehr, tanzt ein wenig zur Trauermusik, stößt das Gewehr auf den Boden, faßt den Drücker mit den Zehen, fährt sich mit dem Lauf rasch unter dem Kinn hin und her, ein Schuß erfolgt und Owu stürzt zusammen. An dem weißen Tuche, welches sein Gehilfe sogleich über ihn hinwirft, treten überall Blutspuren hervor. Als dann Owu nach längerem Reiben mit weißer Erde wieder zu sich gekommen, erklärte er der verblüfften Menge, diesesmal wolle er ihnen auch noch offenbaren, wo sein Fetisch die Kugel hingetragen habe. Man solle nur gehen

und in dem Fetischtopf von Aschong nachsehen, dort werde man sie sicher finden.

Inzwischen war's fast Abend geworden; die Fetischmänner, die natürlich alle mit Owu unter einer Decke spielten, wollten aber die Verwunderung der Menge noch mehr steigern und verkündigten daher, daß man nach dem Abendessen auf dem mit Stroh gedeckten Hause Aschongs Jams kochen und daß zum Schluß Owu auf feurigen Kohlen tanzen werde. Daß solche Eröffnungen dem schaulustigen Publikum willkommen waren, läßt sich denken. Keinem der Fremden fiel es ein, heimzugehen, man zerstreute sich nur ein wenig, um etwas zu essen und rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein.

Kaum war es dunkel geworden, als man auf der Spitze eines Grasdaches ein ziemlich großes Feuer unter einem Topf brennen sah, das von zwei Männern geschürt wurde. „Man hat schon angefangen, man hat schon angefangen; sieh, dort brennt's!" riefen die Leute einander zu, und im Nu war wieder ein ganzer Haufe bei einander. Man ließ sie eine Zeitlang warten und ihre Bemerkungen machen, dann drängte sich ein Eingeweihter durch die Menge, stieg aufs Dach, tat als ob er die Sache verdächtig finde und sie genau untersuchen wollte, erhielt aber von den zwei oben sitzenden Männern richtig ein Stück weichgekochten Jams, den nun alle versuchen wollten. Das Gleiche taten noch mehrere, und alle bekamen zu ihrem Erstaunen ein Stück gesottenen Jams aus dem Topf.*)

---

*) Bei diesem Jamskochen war das Dach nicht allein vorher durchnäßt worden, sondern das Feuer befand sich auch auf einer großen Messingplatte, die aber von unten unsichtbar war. Obendrein war der Jams schon vorher angekocht, so daß das Feuer auf dem Dach nur eine kleine Weile zu brennen brauchte.

Während die Menge noch dieses Wunder anstaunte, begannen einige Leute vor dem Hause des Aschong einen Haufen glühender Kohlen aufzuschütten. Eine große Zahl von Trommlern hatte sich eingestellt und begann ihr geräuschvolles Handwerk. Hiedurch angelockt, zog sich allmählich die Menge dahin, und wer noch Tanzlust übrig hatte, fing an zu springen und zu stampfen. Auch die Fetischmänner, öffentliche und geheime, schickten sich teilweise hiezu an. Aschong, der das Ganze anordnete, hatte ihnen ihre Plätze in der nächsten Nähe der feurigen Kohlen so angewiesen, daß sie gleichsam eine trennende Wand zwischen diesen und der zuschauenden Menge bildeten. Dann erschien Owus Gehilfe Kwaku mit einem Besen und strich die Kohlen ganz vorsichtig auseinander, so daß sie eine große kreisförmige Fläche bedeckten, in deren Mitte nur ein kleiner freier Raum blieb.

Da, als der Tanz in vollem Zuge war, erschien Owu selber. Er kam tanzend aus Aschongs Haus, tanzte über die feurigen Kohlen hinüber auf den kleinen freien Raum, dann wieder zurück und so fort den ganzen Abend.*) Daß diese Leistung nicht geringe Verwunderung erregte, braucht wohl nicht ausdrücklich bemerkt zu werden, so wenig als daß den Tag und den Abend über in Bezug aufs Schnapstrinken ebenfalls das Unmögliche geleistet wurde.

* *
*

Der neue Wongtschä war nun in sein Amt eingeführt und konnte seine Praxis beginnen, um sich etwas zu ver-

*) Das Tanzen auf glühenden Kohlen war nur ein Tanzen zwischen denselben. Denn Kwaku hatte überall kleine Zwischenräume gelassen, auf denen sich Owu hin- und herbewegte. Dieselben waren aber so klein, daß er den Boden nur mit den Zehen berühren konnte. Man sah dieselben auch nur in nächster Nähe, von welcher aber das gewöhnliche Publikum durch die Menge der Eingeweihten ferngehalten wurde.

dienen. Es war hohe Zeit hiezu, wenn Owu nicht völlig Bankrott machen sollte. Denn nicht nur war während der Lehrzeit sein ganzes Vermögen draufgegangen, sondern er hatte sich auch noch eine beträchtliche Schuldenlast aufbürden müssen. Seine meisten Gläubiger waren aber nachsichtig gegen ihn und ließen sich eine Vertröstung auf seine späteren Einkünfte gerne gefallen. Doch das taten nicht alle. Besonders war es sein Hauptschuldherr, ein Wirt und Schnapsverkäufer, der ihm fast Tag und Nacht keine Ruhe ließ, bis Owu darauf einging, ihm sein ältestes Kind, ein Söhnchen von etwa zehn Jahren, als Pfand zu überlassen. Dieser Entschluß fiel Owu sehr schwer, denn der Junge hatte, so klein er auch noch war, doch seiner Mutter während der Lehrzeit des Vaters die besten Dienste geleistet und dadurch die Herzen der Eltern gewonnen. Es ging deshalb nicht ohne Vorwürfe der Mutter ab.

Länger als er gemeint, hatte aber Owu zu warten, bis jemand kam, der seiner Hilfe begehrte. Da trat ein für ihn günstiger, für sein Volk aber freilich sehr unheilvoller Umstand ein: die Pocken kamen ins Land. Kaum waren die ersten Erkrankungen kund geworden, als sich eines Tages mehrere Personen mit einigen Flaschen Branntwein und einem Säckchen Muschelgeld bei Owu einstellten, um sich der Pocken wegen Rats zu erholen. Owu zog sich in sein inneres Gemach zurück, von wo aus er dann in fremder, unverständlicher Sprache, aber im Ton der Krolo, von der er sich angeblich ergreifen ließ, zu orakeln anfing, während eine Fetischfrau seine Aussprüche dolmetschte. Diese waren so unbestimmt und zweideutig, daß man sie auf alle möglichen Fälle beziehen konnte. Schließlich erteilte ihnen Owu, aber in nüchternem Zustande, noch allerhand Vorsichtsmaßregeln in Bezug auf Verhütung und Behandlung der Krankheit.

Bald nach dieser Begebenheit kamen zwei Erkrankungen in La selbst vor, und Owu wurde als Arzt und Ratgeber befragt. Sein Fetisch verlangte zuerst als Sühne ein Opfer von Muschelgeld und Hühnern und ordnete dann u. a. an, daß der Kranke aus der Stadt hinaus in eine Hütte abseits vom Wege gebracht werde; daß an der Straße, dort wo der Pfad nach der Hütte abzweigt, auf beiden Seiten des Pfades je ein junges Hühnlein lebend unter eine umgestürzte Schüssel begraben, dieselbe mit Erde bedeckt und mit einer jungen Ananaspflanze bepflanzt werden müsse; daß der Kranke, bis das geschehen, gar nicht und hernach nur mit warmem Wasser gewaschen werde; daß hiezu aber nicht der gewöhnliche rauhe Schwamm, sondern ein anderer, feinerer gebraucht werde u. s. f.

Diese Anordnungen wurden befolgt und die Kranken genasen. Damit hatte Owu — wenigstens als Pockenarzt — seinen Ruf begründet und sein Glück gemacht. Bald rühmte man von ihm, er habe Mittel nicht nur zur Heilung, sondern auch zur Verhütung der schrecklichen Plage.

4. Kapitel.

Auf Reisen.

Die Städte, deren Namen wir kennen gelernt haben, liegen sämtlich am Meer. Da aber am Strande bis auf Stunden weit landeinwärts nur wenig Lebensmittel wachsen, so halten sich in den Städten, die von der ganzen Bevölkerung als Heimat betrachtet werden, für gewöhnlich doch nur Fischer, Händler und einige alte, gebrechliche Leute auf. Die Mehrzahl lebt in kleinen Bauernkolonien auf Dörfern unweit

des Akwapemgebirges, das sich 6—8 Stunden landeinwärts von der Küste erhebt. Die Dörfer stehen aber immer mit ihrer Heimatstadt im regsten Verkehr, obschon es weder Eisenbahnen noch Postverbindungen gibt, ja die Leute nicht einmal lesen und schreiben können. Die Verbindung wird unterhalten durch die vielen Lastträger, die täglich in größeren und kleineren Zügen hin- und hergehen. Die, welche von der Küste kommen, bringen Fische, Salz, sowie europäische Handelsartikel (Tabak, Schnaps, etwas Toiletteseife und wohlriechende Wasser, Glasperlen, Messer, Kämme, Zündhölzchen, Pfeifen, sogenannte Buschmesser, Baumwollenzeug, bunte Seidentücher, allerlei Kopfbedeckungen, Schirme rc.); die, welche nach der Küste gehen, tragen Lebensmittel (Mais, Jams, Kassava, Erdnüsse und Erdbohnen, Bananen, Pisang, Orangen, Mango u. s. w.) und Palmöl. Will jemand von der Küste seinen Verwandten auf den Dörfern etwas zu wissen tun, so trägt er es so vielen Leuten auf als er sieht, damit, wenn's der eine vergißt, es doch gewiß ein anderer ausrichtet. Um aber diesen Zwischenträgern nicht auch allerlei Geschäfts- oder Familiengeheimnisse anvertrauen zu müssen, haben die Betreffenden im voraus gewisse falsche Namen, Schlagwörter und dem Boten unverständliche sprichwörtliche Redensarten mit einander verabredet, so daß sie in einer Art Geheimsprache verkehren können, die kein Uneingeweihter versteht. Dann werden auf diesen Gängen die Neuigkeiten ausgetauscht und besprochen, so daß man außerhalb dieser Städte fast besser über alle Tagesereignisse unterrichtet ist als drinnen.

Auf diese Weise drang auch sehr bald die Kunde von dem plötzlichen Auftreten der Pocken in La, die sich der Neger als ein umherschleichendes, arglistiges Gespenst denkt, in das fünf Stunden landeinwärts gelegene stark bevölkerte Ojarefa. Der Schrecken war groß und das umso mehr,

als bei dem regen Verkehr zwischen Ojarefa und der Küste die Krankheit sehr leicht eingeschleppt werden konnte. Ojarefa war aber auch der Landsitz jenes geheimen Wongtschä, der bei Owus erstem Auftreten den Gehilfen gespielt hatte. Sein Name war Kwaku. Er wußte die Angst seiner Dorfgenossen dazu zu benützen, daß sie Owu herbeiriefen, damit er das „böse Tier" von Ojarefa fernhalte.

Es war ein Sonntag Nachmittag, als sich Owu auf den Weg machte. Er trug die gewöhnliche Landeskleidung. Seine Fetischtracht mit einigen Medizinen und ein paar Sachen, die beim Fetischmachen unentbehrlich sind, hatte er in einen Sack aus Palmbast gepackt, den ihm ein kleiner Junge nachtrug; einige Matten und ein kleines Kopfkissen waren obendrauf gebunden. Der Junge war seiner Schwester Sohn, den er seit der Verpfändung seines Kindes ins Haus genommen, zumal nach Landesbrauch nicht sein eigener Sohn, sondern der Neffe sein Erbe war. — Als sie eine Weile gegangen waren, sah Owu eine alte Tigerkralle auf dem Boden liegen. Ohne recht zu wissen, was er tat, hob er sie auf und steckte sie ein. Etwa dreiviertel Stunden vor Ojarefa entfernt machte Owu Halt in einem Dörfchen, um in demselben einen Freund zu besuchen. Von diesem hörte er bei dieser Gelegenheit, daß der Sohn seines Nachbars erschreckliches Kopfweh habe, gegen das kein Mittel helfen wolle. Owu meinte, er habe starke Mittel gegen Kopfweh, vielleicht könne er helfen. Sein Freund teilte dieses seinem Nachbar mit, der auch sogleich herüber kam und Owu bat, nach seinem Sohne zu sehen. Owu betrachtete den Kranken, erkundigte sich nach dem Sitz und der Art des Schmerzes und fand bald, daß es dasselbe Kopfweh sei, für welches er von Odonko ein Mittel erhalten und bereits öfters mit Erfolg angewandt hatte. Zum Glück hatte er dasselbe gerade bei sich.

Es galt jetzt nur noch, einen Weg zu finden, die Krankheit mit dem Fetisch in Beziehung zu setzen. Da fiel ihm plötzlich die Tigerkralle ein. Er betrachtete den Kopf noch ein paarmal und erklärte dann, er glaube, es sei keine natürliche Krankheit, sondern es sei etwas Besonderes dabei im Spiel. Man solle ihm einen Topf Wasser bringen, er wolle seinen Fetisch darüber befragen. Es geschah. Owu starrte einige Augenblicke in das Wasser hinein, verdrehte dann die Augen, machte einige gliederverrenkende Bewegungen und erklärte endlich, es habe jemand dem Knaben eine Tigerkralle in den Kopf gezaubert. Auf die Frage, ob er imstande sei, dieselbe herauszuziehen, antwortete er: ja, aber sein Fetisch verlange vorher ein Huhn, ein Flasche Schnaps und 6—7 Schnüre Muschelgeld. Als die Eltern des Knaben dieses Opfer zu bringen versprochen hatten, zog sich Owu für einige Augenblicke hinter das Haus zurück, erschien dann wieder und begann nun die Kur. Zuerst schnellte er dem Huhn den Kopf ab und ließ dessen Blut auf etliche zusammengehäufte Kohlen laufen, wobei er einige unverständliche Worte murmelte. Dann rupfte er dem Huhn einige Federn aus und streute sie unter dem Gemurmel einiger Worte im Kreise um sich her. Jetzt erst begann das Herausziehen der Kralle aus dem Kopf. Mit diesem ging Owu nicht eben sänftiglich um, bis die hineingezauberte Kralle hinten, oberhalb des Genicks, zischend herausfuhr und auf den Boden fiel. Daß der arme Junge bei der allzu derben Behandlung seines Kopfes aus Leibeskräften schrie, war Nebensache oder vielmehr ein gutes Zeichen. Owu hob die Tigerkralle auf und zeigte sie den Umstehenden, die sich die Faust vor den Mund hielten und aufs höchste erstaunt waren. Sie hatten in der Abenddämmerung nicht bemerkt, daß die Kralle keineswegs aus dem Kopf des Knaben, sondern aus Owus Munde

gefahren war. Aber wer denkt bei so ernsten Sachen an einen Betrug?

So, sagte Owu, jetzt ist die Hauptsache geschehen; was noch übrig ist, hat nicht viel zu bedeuten. Er wandte nun das eigentliche Heilmittel an, jedoch so, daß dasselbe hinter allerlei Humbug versteckt wurde. So band er dem Patienten eine kleine Muschel als Amulett um den Hals und verordnete ihm das Waschen des Kopfes aus einem Geschirr, worin sich Wasser mit verschiedenem Laubwerk befand. Das eigentliche Heilmittel aber bestand in einem Pulver, das der Knabe einnehmen mußte, und in einer Salbe, womit ihm Owu den Kopf einrieb. Das Huhn aber, das zur Zeremonie hatte herhalten müssen, wurde am Abend von Owu, seinem Freund und der Familie des Kranken gemeinschaftlich verzehrt.

Da bis zum Montag Morgen die Besserung des Knaben bedeutende Fortschritte gemacht hatte, konnte Owu ihn verlassen, um sich nach Ojarefa zu wenden. Hier fand er nicht sehr viele Leute zu Haus, was ihm aber gerade recht war, weil er sich nun um so ungenierter ein ihm passendes Haus als Absteigequartier auswählen konnte. Zuerst sah er sich in der Wohnung eines seiner Verwandten um, fand es dann aber dienlicher, sich in Kwakus Haus niederzulassen. Es lag dieses freier da als das andere, so daß man jeden, der sich demselben näherte, sogleich wahrnehmen konnte. Hier richtete sich Owu bequem ein, da Kwaku ihm ein besonderes Zimmer zur Verfügung stellen konnte. Owu suchte dem Raum durch allerhand Fetischamulette, die er darin aufhängte, ein recht unheimliches Aussehen zu geben. Dann ließ er in eine Ecke des Hofes ein Becken mit Wasser stellen. Mit diesem wusch er sich, aß mit Kwaku etwas Maisbrot und Fisch und begab sich dann für einige Stunden in sein Zimmer zur Mittagsruhe. Ehe Owu einschlief, faßte er noch den Plan

zu seiner Hauptoperation. Den Anknüpfungspunkt dazu sollte ihm der Umstand bieten, daß man in Ojarefa der Krolo, seinem Fetisch, schon lange kein Opfer mehr gebracht hatte.

Nachdem er sich vom Schlummer erhoben, ließ er sich von Kwaku bei den angesehensten Männern der Ortschaft einführen. Wie üblich waren diese Besuche ganz kurz und bestanden eigentlich nur in einem Gruß, worauf die soeben Besuchten sich dann nach Owus Rückkehr bei ihm zur Gegenaufwartung einstellten. Denn also erfordert es die Neger-Etikette. Unter ihnen befand sich auch der „Ortsvater“ (oder Schultheiß), mit dem man ausmachte, daß er für den nächsten Morgen die Einwohner zu einer Volksversammlung in die Hauptstraße des Dorfes bestellen und für Trommler sorgen sollte. Als deshalb in der Abenddämmerung die Leute gerade daran waren, sich zu waschen und zu essen, machten zwei Ausrufer die Sache bekannt. Der eine hatte eine Pauke in der Hand, die er einigemal anschlug, um die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner zu erregen, worauf sein Begleiter auszurufen begann: „He Ojarefaer! Wer du auch bist, Mann oder Weib, jung oder alt, frei oder leibeigen, morgen früh, als am Dienstag, wenn du aufgestanden bist und dich gewaschen hast, dann sollst du in die Straße kommen. Sollte sich jemand unterstehen, nicht zu kommen, mit dem wird man eine Sache essen“ (d. h. ihn strafen). Dann folgten wieder einige Paukenschläge zur Bestätigung des Gesagten und das Gleiche wiederholte sich an verschiedenen Stellen im Dorf, so daß jedermann es hören mußte.

Am folgenden Morgen gegen elf Uhr finden wir die ganze Bevölkerung von Ojarefa pflichtschuldigst in der breiten Hauptstraße des Dorfes versammelt. Im Halbkreis sitzen sie da, in der Mitte eine Anzahl Trommler, die ihre Instrumente tüchtig handhaben und deren Taktschläge von einem

Teil der Menge mit johlendem Gesang begleitet werden. Vor dem Halbkreis tanzt Owu, sich bald vor- und rückwärts, bald im Kreise herum bewegend. Kwaku folgt ihm wie sein Schatten und schlägt dazu die Fetischpauke. Aber, wie lange auch Owu tanzt, der Fetisch will nicht auf ihn „herabfahren". Ein Teil der Zuschauer fängt schon an, unruhig zu werden, weil das Nichterscheinen des Fetisches auf seinen Zorn schließen läßt. — Doch sieh, was ist das? Ist das nicht das Zucken des Geistes? Ja, der Wongtschä ist jetzt besessen, aber was sagt durch ihn der Fetisch? Es sei ein Bann vorhanden! Die Spannung wurde noch beängstigender; man fragte, was es denn sei? Und nun kam in gebrochenen Sätzen zu Tage, daß Krolo erzürnt sei, weil ihr schon seit Jahren niemand von den Bewohnern Ojarefas öffentlich ein Opfer gebracht habe. Das sei der Bann, der zuerst gehoben werden müsse, ehe der Fetisch sie gegen die Pocken schützen könne. Gefragt, mit was man ihn heben könne, erklärte der Fetisch, er bedürfe hiezu zweier Schafe, 12 Mark bar Geld, 2 Lasten Jamswurzeln, 12 Flaschen Branntwein. Das war aber den Leuten für den Anfang zu viel, wußten sie doch ganz gut, daß die Hauptsache erst folgen werde. Schon von früher daran gewöhnt fingen sie daher an, mit dem Fetisch zu unterhandeln, indem sie ihre Armut vorschützten. Derselbe ließ sich auch wirklich herbei, mit der Hälfte des Geforderten vorlieb zu nehmen, vorausgesetzt, daß die Sachen noch am gleichen Abend in Kwakus Haus gebracht würden.

Nachdem das zugesichert worden war, traf Owu seine Anordnungen. Es wurde ein dreitägiges Fasten anberaumt, d. h. drei Tage lang sollte niemand etwas Gekochtes essen, niemand gelbe (reife) Baumfrüchte ins Dorf bringen und zugleich niemand einer Kröte etwas zuleide tun, weil diese der Krolo heilig sei. Dann sollten für den nächsten Tag



Ein Negerdorf auf der Goldküste.

ein großer irdener Topf, ein stämmiger, 5 Fuß hoher Dreizack und zwei bis drei Bündel Zaunstecken in Bereitschaft gehalten werden.

Am Abend konnte man die Einwohner des Dorfes gar gemütlich um ihre in den Gehöften lodernden Feuer sitzen sehen, einander Geschichten erzählend und Jams, Pisang ꝛc. röstend. Der eine hatte ein Stück Jams, der andere eine Kassavawurzel, der dritte einige Maiskolben, der vierte eine süße Kartoffel, der fünfte einige Hände voll Erdnüsse im Feuer liegen. Jeder aß das Seinige für sich, weil man gewohnt war, nur gekochte Sachen gemeinschaftlich miteinander zu essen. Owu und Kwaku waren etwas besser bedient, denn sie hatten außer einigen gerösteten Feldfrüchten auch noch gutes Maisbrot mit Fischen, die mit Pfeffer und Palmöl schmackhaft zubereitet waren, zum Abendessen. Da der „Ortsvater“ schon zeitig die vom Fetisch requirierten Sachen sandte, so konnten sich Kwaku und Owu vor dem Schlafengehen überdies noch mit einer Flasche Rum gütlich tun.

Von dem vielen Tanzen war aber Owu sehr müde. Er wäre deshalb auch gleich nach dem Schlafengehen süß eingeschlummert, wenn ihn nicht ein Punkt noch wach gehalten hätte. Es war nicht die Hebung des vorhandenen Bannes, was ihn beunruhigte, das war ihm eine Kleinigkeit, sondern die Höhe der Forderung, die er für seine Schutzmittel gegen die Pocken zu machen hatte. Alle seine Schulden auf einmal zu bezahlen, alle seine Wünsche auf einmal in Erfüllung gehen zu sehen — das war freilich zu viel; aber zur Loskaufung seines verpfändeten Söhnleins sollte es diesmal doch wenigstens langen. Aber auch hiezu war immerhin eine beträchtliche Summe nötig, und daß die Leute von Ojarefa auch zu rechnen verstanden und nicht nur so ohne weiteres sich rupfen ließen, das hatte er schon gemerkt.

Am Mittwoch war wieder festliche Versammlung in der Straße. Schnapsflaschen machten fleißig die Runde. Owu und Kwaku brachten ebenfalls eine Flasche Schnaps mit sich auf den Festplatz. Ein Knabe begleitete sie mit dem von den Einwohnern gelieferten Topf. Derselbe war mit reinem Wasser angefüllt, in welchem sich einige Blätter und eine Wasserpflanze befanden. Owu verlangte nun ein Hebeisen und ließ damit ein etwa anderthalb Fuß tiefes Loch unter einem der schönsten Straßenbäume graben. Als das geschehen war, goß er etwas Branntwein in das Loch, wobei er zugleich den Fetisch anrief; dann befestigte er in demselben den Dreizack, stellte den Topf darauf, goß unter abermaliger Anrufung des Fetisches etwas Branntwein auf den Boden, und nun mußte groß und klein in Prozession an dem Topf vorbeiziehen und sich mit dem darin befindlichen geweihten Wasser das Gesicht besprengen. Nach der Waschung wurde der Topf und der Baum, unter dem er stand, mit einem runden Zaun umgeben. Es war noch nicht ganz Mittag geworden, als die Arbeit getan war. Die Versammlung ging nun auseinander, um sich gegen Abend wieder einzufinden. So hatte es Owu gewollt.

Jedermann pflegte nun der Ruhe bis nach 3 Uhr nachmittags, wo es anfing, auf den Straßen wieder lebendig zu werden. Die Kunde von Owu und seinem Auftreten an diesem Abend war nämlich schon in andere Dörfer gedrungen und hatte viele Leute herbeigelockt. Wir finden darum Owu in seinem vollen Fetischornat, wie er ihn bei seiner Einführung in La getragen hatte. Er schien auch noch nie so zu Gesang und Tanz aufgelegt gewesen zu sein, wie diesen Abend, was wohl daher kommen mochte, daß es ihm gelungen war, die Forderungen seines Fetisches recht hoch hinaufzuschrauben und deren Erfüllung bei den Leuten durch-

zusetzen. Er erhielt 2 Schafe, 6 Stücke Shirting, 6 Stücke dunkeln Zitz, 2 Kisten Branntwein und 36 Mark. Als Owu eine Zeitlang getanzt hatte, fing er an, Segen zu spenden, d. h. er schüttelte den vor ihm Sitzenden die Hand oder umarmte sie, indem er Segenswünsche vor sich hin murmelte. Wer gesegnet sein wollte, durfte sich nur erheben und vortreten. Es taten dies viele Männer und Frauen, denn alles war von Begeisterung für den jungen Wongtschä fortgerissen. Manchem Fetischmann freilich war es in der ersten Zeit seiner Praxis auch so ergangen, der jetzt vergessen und auf die Seite geschoben den jungen Nebenbuhler beneiden mochte. Schnaps wurde in Menge getrunken, auch der Fetisch verlangte sein Teil, das Owu über sich hinuntergoß. So ging es fort bis gegen Mitternacht; dann zog sich endlich Owu in seine Wohnung zurück, nachdem er vor dem Auseinandergehen noch allen auf die Seele gebunden hatte, daß für den morgenden Tag sich jede Familie mit einem jungen Hühnlein, einigen Eiern und Pisang versehen sollte; was damit anzufangen sei, werde er ihnen dann schon sagen.

So wurde es Donnerstag. Vor versammelter Menge erklärte nun Owu, es sei kein Zweifel daran, daß das Pockengespenst sich bereits im Dorfe eingenistet habe. Es gebe aber keinen anderen Weg, seiner los zu werden, als es hinauszufegen. Zu dem Ende müßten alle zur gleichen Zeit die Fenster und Türen ihrer Zimmer öffnen und unter Fluchen, Schimpfen und Poltern dieselben kehren. Das Auskehricht dürfe aber mit keinem ganzen Geschirr, sondern nur in Scherben vor das Dorf hinaus an einen bestimmten Ort getragen werden. Zum Auskehricht einer jeden Familie müsse ein junges Huhn, 2 Eier und 2 Bananen getan werden. Die Träger desselben müßten unter Owus Anführung in

Prozession gehen, den Namen des Fetisches anrufen u. s. f. Dieses sollte am Nachmittag zwischen drei und vier Uhr geschehen.

Demzufolge ging denn auch um diese Zeit ein Spektakel in dem großen Orte an, der zum Betäuben war, weil jeder beim Kehren es mit Schimpfen und Fluchen seinen Nachbarn zuvor tat. Alle sammelten sich endlich, ihren Kehricht auf dem Kopfe, in der Hauptstraße, wo Owu an ihre Spitze trat und den Zug unter «Awo, Awo»-Rufen zum Dorf hinaus geleitete. Draußen wurden die jungen Hühner zuerst mit Hölzern durchspießt, dann dreimal „Awo" geschrieen und beim dritten mal der Kehricht samt den mitgebrachten Opfergegenständen auf einen Haufen geworfen. In wilder Hast ging's dann dem Dorfe zu, wie wenn ein Grasbrand ihnen auf den Fersen wäre. Owu freilich brauchte sich nicht so anzustrengen, sondern schlenderte ganz behaglich hinter den andern drein, da ja seine geheiligte Person nicht allein unantastbar, sondern auch den anderen allen den Rücken zu decken und das Pockengespenst zu verscheuchen imstande war. Am Abend spielte und trommelte das junge Volk auf der Straße, Owu zog sich aber in die Stille zurück. Hatte er an diesem Tage das Pockengespenst zum Ort hinausgebannt, so sollte am nächsten Tag die Rückkehr desselben unmöglich gemacht werden.

So war denn am Freitag wieder alles auf den Beinen. Eine Anzahl Frauen trugen Lehm und Wasser herbei, welches einige junge Leute mischten und mit ihren Füßen tüchtig bearbeiteten, bis es einen zähen Teig gab. Andere brachten Holz herbei, das der dienstbeflissene Kwaku in kleine Stücke hieb. Als dies geschehen, begann erst die eigentliche Arbeit. Owu formte mit einigen anderen, die ihm halfen, zwei große Lehmmänner, die in Prozession an die beiden Haupteingänge

des Dorfes getragen und dort aufgestellt wurden, damit sie als Wächter die Wiederkehr des Pockenungeheuers verhüten sollten. Damit ihnen aber der Regen keinen Schaden zufüge, versah man sie mit einem kleinen Dach.

Hiemit hatte Owu seine Aufgabe in Ojaresa zu aller Befriedigung erfüllt. Er verweilte jedoch noch einige Tage daselbst, da ihm die versprochenen Sachen noch nicht alle ausgeliefert waren. Auch diese Tage noch lebte man herrlich und in Freuden. Hatte man doch lange genug nur Geröstetes gegessen, nun wollte man sich auch wieder an Gekochtem gütlich tun. Owu schlachtete eines der erhaltenen Schafe und lud alle angesehenen Männer des Dorfes zu einer Opfermahlzeit ein, wogegen er natürlich auch von ihnen wieder Einladungen erhielt, so daß er nicht sehr eilte, das Dorf zu verlassen. Kwaku erhielt von allem sein Fünftel, wie ihm Owu versprochen, und ungefähr ebensoviel schickte Owu für die Wongtschä in La an Odonko. Was übrig blieb, reichte daher nicht ganz zur Loskaufung seines Sohnes, obgleich Owu seinen Anteil Branntwein nicht selber trank, sondern ihn an der Küste von seiner Frau verkaufen ließ. Noch sei zum Schluß bemerkt, daß Owu, ehe er ging, die gleichen Anweisungen für die Behandlung von Pockenkranken gab, die er schon in La mit Erfolg angewandt hatte.

Den nächsten Ruf erhielt Owu aus Sesemi. Verläßt man das früher dänische, jetzt englische Fort Christiansborg und reist in gerader Linie nach Norden, so erreicht man in 5½ Stunden den Fuß des Akwapemgebirges. In seiner Nähe stößt man plötzlich auf Spuren europäischer Kultur: eine Allee von Tamarinden, Kaffeebäume und vereinzelte Baumwollstauden unter dem üppigen Gestrüpp des Urwaldes. Sonst findet man heutzutage in Sesemi nicht mehr viel. Eine Anzahl Negerhütten sind in größter Unregelmäßigkeit

unter eine bedeutende Anzahl sehr vernachlässigter Orangen- und Limonenbäume so hineingebaut, daß man sich vergeblich nach einer geraden Straße oder auch nur einem gangbaren Weg umsieht. Außer den genannten Bäumen zeugt nur noch eine alte, fast in den Berg hineingebaute Steinruine davon, daß einst Europäer hier gehaust haben. Sie trägt über dem beinahe allein noch erhaltenen Portal die Jahreszahl 1734 und war einst der Landsitz der dänischen Statthalter. Zu ihren Zeiten befanden sich hier schöne Pflanzungen, die aber verwilderten, als keine europäische Aufsicht über die darauf arbeitenden Sklaven mehr da war. Die meisten Bewohner von Sesemi nennen sich auch heute noch „Hauskinder" des „Kong" (dänisch — König) oder (nachdem der Besitz an England übergegangen) der „Queen" (Königin). Einer derselben versieht das Aufseheramt, das ihm monatlich beinahe 7 Mark einträgt. Die ganze Ausübung seines Amtes besteht aber nur darin, daß er von jedem, der nicht zu diesen Hauskindern der „Queen" gehört, zu seinem und seiner Genossen Besten einen kleinen Zins erhebt, wenn er auf dem Regierungsland eine Farm anlegt, und daß er den englischen Beamten ab und zu eine Last Orangen oder andere Früchte bringt. Außer diesen nun frei gewordenen Sklaven haben sich aber auch andere Leute in Sesemi niedergelassen, um von dort aus ihre nahen Pflanzungen zu bebauen. Zu einer solchen Familie wurde Owu von Ojarefa aus beschieden.

In dem Frauenhaus des roten Adschete war seit einigen Tagen Freude eingekehrt, da seine Tochter Koko von einem Knaben entbunden worden war. Diese Freude wurde freilich bald getrübt, da sich bei der Wöchnerin ein sehr heftiges Fieber einstellte. Es wurde Adschete angst und bange, da seine Tochter nicht mit ihrem rechtmäßigen Eheherrn, (d. h. mit dem, der die Morgengabe für sie bezahlt hatte) lebte,

sondern mit einem andern jungen Manne von Sesemi. Immerhin galt der Verschmähte, namens Kwaschi, als ihr Mann, obschon sie nie mit ihm zusammengekommen war. Hatte er doch ihrem Vater die volle Morgengabe gezahlt und die Hochzeitsfeierlichkeiten veranstaltet. Auch hatte er nach der Geburt des ersten Kindes seinen Nebenbuhler um eine hohe Summe gestraft und damit war seiner gekränkten Mannesehre vorderhand genuggetan. Daß sich Koko trotzdem weigerte, seine Frau zu werden, focht ihn wenig an. Wußte er doch, daß alle Kinder, die jener unrechtmäßigen Verbindung entsprangen, ihm gehörten. Mochte sie doch sein Nebenbuhler einstweilen ernähren und großziehen; sobald sie zur Feldarbeit stark genug sein würden, wollte er sie dann zu sich nehmen.

Die hitzige Krankheit der jungen Frau machte ihrem Vater das Herz schwer, denn er fürchtete mit Recht, daß im Falle ihres Todes sein rechtmäßiger Schwiegersohn eine bedeutende Entschädigungssumme von ihm verlangen würde, weil er als Vater das ungesetzliche Verhältnis zugegeben und die Tochter im Hause geduldet hatte. Er schickte deshalb schleunigst einen Boten an Kwaschi, der in einem entfernten Dorfe wohnte, und ließ ihm sagen: „Dein Weib Koko hat dir einen Sohn geboren; komm, um sie zu segnen (d. h. sie zu beschenken).“ Bei dieser Gelegenheit erfuhr auch Kwaschi, daß Koko vom Fieber gepackt sei. Dies veranlaßte ihn, schon tags darauf die üblichen Geschenke (einige Flaschen Branntwein und ein Stück Kattun) an seine Frau abzuschicken. Er selbst begab sich einige Tage später mit einer Last Mais und einem Huhn nach Sesemi, um seiner angeblichen Gatten- und Vaterpflicht nachzukommen. Hier angekommen machte er seinem Schwiegervater zunächst einen Anstandsbesuch und grüßte die todkranke Frau. Hierauf über-

reichte er das mitgebrachte Welschkorn und das Huhn, das sogleich geschlachtet und Kwaschi vorgesetzt wurde. Am Abend aber erklärte dieser, daß er ungesäumt wieder in sein Dorf zurück müsse. Um die Kosten der ärztlichen Behandlung solle sich sein Schwiegervater nicht weiter kümmern, denn in diesem Falle werde er dafür sorgen, daß sein Nebenbuhler alles bei Heller und Pfennig bezahle.

Mittlerweile hatte Adschete nach dem nahen Ojarefa gesandt und Owu rufen lassen. Dieser erschien, von Kwaku begleitet, betrachtete die Kranke und schüttelte bedenklich den Kopf. Schließlich aber erklärte er doch, sie möglicherweise heilen zu können. Nur möchte er vorher wissen, wieviel er dafür erhalte, wenn die Kur gelinge. Sechzig Mark, die er verlangte, schienen Adschete zu viel. Nach einiger Unterhandlung gab sich Owu mit vierzig Mark und einem Stück Kattun zufrieden. Es mußten ihm aber, ehe die Kur begann, zehn Mark vorausbezahlt und für seinen Fetisch ein Huhn geliefert werden. Das vorausbezahlte Geld durfte Owu behalten, auch wenn die Kranke sterben sollte. Nun bereitete er seine Arzneien. Dann tötete er das Huhn und sprengte dessen Blut um die Kranke. Hierauf feuchtete er dem Fetisch heiliges Rotholzpulver mit Wasser an, formte daraus kleine Kugeln und steckte auf jede eine Feder der geschlachteten Henne. Auf dieses hin fing erst die ärztliche Behandlung an, die hauptsächlich in Einreibung von Limonensaft und andern schweißerzeugenden Mitteln bestand. Das Huhn diente Owu und Adschete zur Abendsuppe.

Die Kranke wurde nur allmählich besser; aber das war unserm Owu gerade recht. Denn Adschete hatte ihn zu beköstigen und mußte einen guten Tisch führen. Dazu wurde viel Schnaps getrunken und zwar nicht vom schlechtesten. Kein Wunder, daß sich nach und nach die Auslagen

für Kokos Krankheit auf mehr als 100 Mark beliefen, was für einen Neger, zumal einen Bauern, keine Kleinigkeit ist.

Aber auch ein Nebengeschäftchen machte Owu in Sesemi, auf das er sich wahrscheinlich nicht eingelassen hätte, wenn es ihm nicht so sehr um die Loskaufung seines Sohnes zu tun gewesen wäre. Eines Tages nämlich kam Abonua, ein geheimer Wongtschä des Dorfes, zu Owu und sagte: „Siehe, da sitzt unser Mitsklave Fatamaso als Aufseher der Engländer. Er tut nichts, als was wir auch tun, und doch erhält er monatlich 7 Mk. Von diesem vielen Geld sollte er uns auch einmal etwas zu genießen geben. Da er fest an die Fetische glaubt, so will ich ihm einen Wong*) in die Nähe seiner Plantage vergraben, den suchen wir dann für ihn auf und lassen uns gut bezahlen.“

Auf diesen heimtückischen Vorschlag ging Owu ein. Noch an demselben Abend wickelte Abonua einige Wurzeln und Hühnerfedern zusammen, besprengte das Ganze mit Hühnerblut und begrub dann diesen Popanz in später Nachtstunde an dem Weg, der zu Fatamasos Plantage führte. Einige Tage später ließ Owu durch Abonua den Fatamaso plötzlich rufen und erklärte ihm mit größter Feierlichkeit, es sei ihm bei der Behandlung von Koko offenbar geworden, daß ihm (Fatamaso) ebenfalls ein schweres Unglück drohe. „So,“ sagte dieser, „ist es mir deshalb in der letzten Zeit so kalt über den Rücken gelaufen, so oft ich auf meine Plantage ging?“ „Ja freilich,“ meinte Owu, „so wird's sein; es muß ein böser Fetisch in der Nähe deiner Plantage begraben sein,

*) Mit dem Worte Wong, das wir durch „Fetisch“ wiederzugeben gewohnt sind, bezeichnet der Neger sowohl den betreffenden Geist, als auch jeden ihn repräsentierenden oder auch nur mit ihm in Zusammenhang stehenden Gegenstand, Amulett, Zaubermittel u. dergl. Daher auch der Ausdruck „Fetischmachen.“

der dir nach dem Leben steht, und ich wollte dich nur aus Freundschaft vor diesem Unglück warnen.“ Fatamaso schrak zusammen. „Atamei“ (d. h. Väter), fragte er ängstlich, „was soll ich denn tun oder wie soll ich's anfangen, daß ich diesem Unheil entrinne? Wenn ihr im stande seid, mir zu helfen, so sagt an.“ Owu räusperte sich ein wenig, dann sagte er: „Wenn du genug Geld hast, meinen Fetisch zu bezahlen, wird er uns schon den Weg zu jenem bösen Ding zeigen. Er verlangt 30 Mk. und 6 Flaschen Branntwein.“ Fatamaso kratzte sich hinter den Ohren; die Summe war ihm zu hoch. Auf die Fürsprache Abonuas hin, der sich als sein Freund stellte, gab sich aber Owu schließlich mit 20 Mk. und der bezeichneten Quantität Branntwein zufrieden. Sobald Fatamaso das Verlangte gebracht haben werde, könne die Zeremonie vor sich gehen.

Schon am nächsten Montag Abend stellte sich Fatamaso mit den ausbedungenen Geschenken bei Owu ein und dieser versprach, gleich am nächsten Tage ans Werk zu gehen. Da es ein Dienstag war, an welchem Tag der Fetisch die Feldarbeit verbietet, stellten sich außer den zunächst Beteiligten auch noch viele Neugierige als Zuschauer ein. Am Morgen des Tages erschien Owu, vom Fetisch ergriffen, in Abonuas Begleitung vor Fatamasos Haus. Abonua verlangte einen Topf voll Wasser, eine Haue und einige feurige Kohlen. Owu schaute in den mit Wasser gefüllten Topf hinein, verdrehte die Augen und murmelte einige unverständliche Worte. Abonua improvisierte aus etlichen Hölzern eine Feuerzange, hielt damit in der linken Hand einige Kohlen, in der rechten Hand trug er die Haue. Endlich war's festgestellt, nach welcher Richtung hin man suchen sollte. Man trank ein Glas Schnaps, und nun ging's vorwärts, Abonua und Owu voran, wie ihnen die Kohlen den Weg zeigten.

Diese wurden dabei beständig im Namen des Fetisches beschworen. Ihnen folgte ein Mann mit der Fetischpauke, dann Fatamaso und einige andere Leute.

Da, auf einmal fährt Abonua, der bei dieser ganzen Prozedur als Owus Helfershelfer amtierte, wie vom Blitz getroffen zurück und fällt auf den Boden. Was es war, wußte niemand. Er stand jedoch von selbst wieder auf, der Zug setzte sich abermals in Bewegung, und schon war man im Begriff, an einer Stelle zu graben, als Abonua wieder einen Stoß erhielt und ganz verwirrt erklärte, um keinen Preis wolle er mehr etwas mit der Sache zu tun haben. Man beschloß zurückzugehen und den Fetisch aufs neue zu fragen. Dieser erklärte nun durch Owu, man habe keinen guten Tag gewählt, am Freitag dagegen werde das Vorhaben gelingen. Dieses Gaukelspiel kostete weitere 4 Flaschen Branntwein, die Fatamaso am Freitag Morgen zu zahlen hatte. Man ging nun von neuem ans Werk, wie am Dienstag, und fand endlich nach langem Suchen den von Abonua vergrabenen Fetisch. Als Abonua die zusammengewickelten Wurzeln aus der Erde zog, erregte es allgemeines Erstaunen, und keiner hätte gewagt, an einen Betrug zu denken. Als Dank für die Errettung aus der ihm drohenden Gefahr zahlte Fatamaso noch freiwillig 2 weitere Flaschen Branntwein, die unter Trommeln und Tanzen getrunken wurden.

Kurz nach diesem Vorgang erklärte Owu in feierlicher Weise Koko für gesund, worauf er seinen versprochenen Lohn erhielt. Um diesen zu erhöhen, verlangte er aber auch noch von jedem einzelnen männlichen Verwandten, sowie von ihrem unrechtmäßigen Mann ein kleines Geschenk an Geld, was ihm ebenfalls nicht verweigert wurde.

5. Kapitel.

Eine abergläubische Stadt.

Besteigt man von Sesemi aus das Akwapemgebirge in nordwestlicher Richtung, so führt der Weg über steile Felsmassen nach dem $^3/_4$ Stunden entfernten Berekuso. Man hat hier das Sprachgebiet der Küste im engeren Sinne (Ga oder Akra) hinter sich und das Gebiet der Tschi- oder Asantesprache betreten. Wie es aber in vielen Grenzstädten der Fall ist, so auch hier in Berekuso; man versteht und spricht beide Sprachen, und zwar so, daß nicht selten in einem und demselben Satz Tschi und Ga durcheinander gemischt wird. Die Berekusoer sind weit und breit als abergläubische und bigotte Fetischdiener bekannt. Der hiemit zusammenhängenden Dummheit mochte die ungeschickte Behandlung und die längere Dauer der Pockenepidemie an diesem Ort zu Grunde liegen. Als die Krankheit fast überall schon im Erlöschen war, fielen ihr in Berekuso noch immer eine Menge Leute zum Opfer, und Owu konnte, falls sich ihm der Weg nach Berekuso öffnen sollte, auf eine reiche Ernte zählen.

Als deshalb seine Arbeit in Sesemi ihrem Ende entgegenging, machte er Abonua den Vorschlag, ihn bei den Okomfoi*) in Berekuso einzuführen. Ein kurzer Besuch leitete den Verkehr ein und bald war die Sache abgemacht. In den Unterhandlungen, welche die Okomfoi von Berekuso nun mit ihrem König und den Ältesten pflogen, hatten dieselben aber nicht so leichtes Spiel. Es bildete sich eine Oppositionspartei, die von keinem Fetischmann mehr etwas wissen wollte. Erst kürzlich habe sich ja ein Okomfo aus

*) Der Okomfo ist dasselbe in Tschi, was der Wongtschä in Ga.

Date lange bei ihnen aufgehalten, aber bloß um Geld zu erpressen, dann zu verschwinden und schließlich selbst in seiner Heimat an den Pocken zu sterben! Warum denn jetzt noch einmal Geld hinauswerfen für nichts? Die andere Partei wies auf Owus bisherige Erfolge hin, und durch neue Todesfälle erschreckt gaben schließlich auch die anden nach, so daß eine feierliche Einladung an Owu ergehen konnte, der natürlich nicht lange auf sich warten ließ. Es wurde ihm ein besonderes Gehöft eingeräumt, in welchem sich Kwaku und Abonua abwechselnd bei ihm aufhielten.

Unter allen Fetischen von Berekuso ist Akotia („der Kurze“) der gefürchtetste; dargestellt wird er durch einen Steinblock, der etwa 2½ Kubikfuß groß ist. Seine Abzeichen sind sieben hölzerne Knüppel. Er ist aber nicht der Hauptfetisch von Berekuso. Dieser heißt Akodschang und wird unweit der Stadt durch einen großen Seidenbaumwollbaum dargestellt. Hier wird er auch meistens verehrt. Seine Frau Otudu befindet sich am entgegengesetzten Ende der Stadt. Aber weder Akodschang noch sein Weib sind so gefürchtet, wie Akotia, ihr Sohn. Dieser ist nämlich zugleich Gesandter seines Vaters und durchstreift als solcher bald sichtbar bald unsichtbar das Land, so daß niemand vor ihm sicher ist. Sichtbar erscheint er als ein kränklicher, rötlich aussehender Mann von mittlerer Größe und hagerer Gestalt. Er ist wortkarg, stottert noch dazu, und da letzteres bei den Negern als Zeichen von Bosheit gilt, so ist das schon Grund genug, ihn zu fürchten. Er ist nur mit einem alten Lappen um die Lenden bekleidet und geht still seinen Weg vor sich hin, ohne von jemand Notiz zu nehmen. Seine Strafe ist plötzlicher Tod und eine sehr verbreitete Art des Aussatzes.

Bei dem Tanzgelage, das sofort am Abend des Ankunftstags stattfand, leistete Owu sein Möglichstes. Durch

seine gewandten Sprünge und Drehungen wurden natürlich auch andere angesteckt, so daß schließlich alle Anwesenden voll Begeisterung den Platz verließen. Es hieß dann, am nächsten Tage werde wieder getanzt, wobei Owu ein Wunder verrichten werde, eine Nachricht, die sehr bald auch in Sesemi bekannt wurde, von wo daher nicht wenige Neugierige nach Berekuso gewallfahrtet kamen. Die ganze Hauptstraße war besetzt. Owus Zustand schien in noch höherem Grade der eines Besessenen zu sein, als am Abend vorher. An erstaunlichen Kunststücken, die als Wundertaten des Fetisches aufgefaßt wurden, fehlte es nicht.

Durch diese Wunder hatte sich Owu das ganze Vertrauen der Berekusoer erworben. Es war ihm deshalb ein Leichtes, am folgenden Tage seine Forderungen durchzusetzen. Die Erklärung aber, die er seinen Fetisch abgeben ließ, ging dahin: Über den Ursprung der Pockenkalamität könne nur der Fetisch Akotia, beziehungsweise der Hauptfetisch Akodschang Auskunft geben.

Welch wichtiger Aufschluß! Nun wußten also die Schildbürger, woran sie waren. Manche waren natürlich auch geärgert und enttäuscht, das Ende vom Lied war aber doch, daß man allen Ernstes sich für den nächsten Tag auf eine Anfrage an Akotia vorbereitete. Wie schon oben bemerkt, ist Akodschang der Hauptfetisch von Berekuso. Derselbe kann aber nur durch Akotia befragt werden, und dieser gibt keinem eine Antwort, der mit leeren Händen kommt. Er verlangt vielmehr als Opfer der Anfragenden einen schwarzen Ziegenbock nebst dem obligaten Schnaps, Korn und Palmöl. Vor allem mußte also ein Ziegenbock gesucht und gekauft werden. Zum Glück war einer in Berekuso selbst zu haben. Der Eigentümer machte dabei ein gutes Geschäft; denn da ihn die Stadt kaufte, so forderte und erhielt er beinahe das

Doppelte des Wertes. Am nächsten Morgen konnte der Bock mit seinen Zutaten dem Osofo (so heißt in der Tschisprache der Wulomo oder Priester) überbracht werden, und nachdem dieser hievon den Sprecher des Akotia benachrichtigt hatte, konnte sich auch der Festzug nach dem Opferplatze in Bewegung setzen. Akotias Tempel befindet sich nämlich nicht in der Stadt selbst, er hat überhaupt keinen künstlichen, sondern einen Naturtempel: eine Anzahl dünnstämmiger Bäume mittlerer Höhe, deren Laubkronen sich zu einem schönen, grünen Dache wölben. Unter diesem Dache ist der Boden von Gebüsch und Gras gereinigt, eine Anzahl großer Steine laden zum Sitzen ein. In der Mitte befindet sich der den Akotia repräsentierende Stein. Die nächste Umgebung des Tempels aber ist ein feierlich düsterer Wald, ganz geeignet, die Schauer des Volkes noch zu vermehren. Hieher pilgerten also an jenem Tage: 1) das ganze Fetischgesinde, Männer und Weiber; 2) der König von Berekuso mit den angesehenen Männern der Stadt; 3) einige junge Leute, welche die Bedienten machten.

Akotia sollte also befragt werden. Nachdem der Fetisch durch die Opfer seinen Tribut erhalten hatte, bildeten alle Anwesenden teils sitzend teils stehend einen Halbkreis; ihnen gegenüber befanden sich der Sprecher und die Sprecherin des Akotia. Paukenschlag und Trommelwirbel sollten den Fetisch gelaunt machen, die genannten beiden Personen zu ergreifen oder sich von ihnen ergreifen zu lassen. Als Unterstützung der Musik schrie oder sang die Menge hie und da in Tschi: „Onjame moa wong," d. h. Gott helfe ihnen! nämlich dem Sprecher und der Sprecherin.*) Musik und Gesang ver-

*) Das Volk setzt voraus, daß ohne Hilfe Gottes kein Fetischmann etwas vermag. Ja, die Fetischmänner würden mit ihrem Treiben überhaupt keinen Eingang und Glauben finden, wenn sie nicht beständig den Namen Gottes mißbrauchen und so dem leeren Hokuspokus den Heiligenschein des Religiösen geben würden.



Fetischhain.

stummten von Zeit zu Zeit, um auch die Schnapsflasche zu ihrem Rechte kommen zu lassen.

Schon war geraume Zeit verstrichen, als man endlich aus den Gebärden der beiden Tänzer ersehen konnte, daß Akotia geneigt sei, seinen Willen zu äußern. Es bot sich nun den Fetischmännern als den Leitern des Volkes die schönste Gelegenheit dar, der versammelten Menge eine Moralpredigt zu halten; aber der geneigte Leser wird erstaunt sein, zu hören, wie sie von dieser Gelegenheit Gebrauch machten. „Wenn deine Kinder dir nicht gehorchen, wirst du nicht zornig? Züchtigst du sie nicht? Weiß man nicht, daß mein Vater Akodschang das Schnecken- und Krabbenessen verabscheut? Ist's nicht bekannt, daß er keinen Hund leiden kann? Warum läßt man die roten Ziegen und die mit Baßstimme krähenden Hähne am Leben? Warum erlaubt man, mit Messingbecken am Bach Wasser zu holen? rc." Solche und ähnliche Vorwürfe — das war alles! Der letzte dieser Aussprüche freilich hatte einen guten Sinn: er war gegen die Dienstboten der christlichen Missionare und gegen die Anstaltsmädchen im nahen Abokobi gerichtet, denen hiemit, da um jene Zeit das Wasser rar war, das Schöpfen aus der Quelle untersagt werden sollte. Mit den roten Ziegen war es auf einen reichen Bürger abgesehen, der viele dieser Tiere besaß und dessen Reichtum man ein wenig beschneiden wollte. Sinnloser schon war das auf die unschuldigen Hähne sich Beziehende, die angeblich durch ihr auffallendes Krähen das Pockengespenst herbeilockten. Das Verbot des Schnecken- und Krabbenessens war vollends ein willkürlicher Unsinn, da die betreffenden Tierchen dem Neger ein gesundes, wohlschmeckendes und billiges Nahrungsmittel abgeben.

Einerlei! Nun hatte man doch wenigstens den Grund erfahren, warum die schreckliche Krankheit über das Dorf hatte

kommen dürfen. Akotia hatte seines Vaters gerechten Zorn als Ursache genannt; Akodschang mußte also vor allen Dingen ausgesöhnt werden. Hiezu verlangte Akotia außer vielen Dingen auch einen Ochsen als Opfer. Die Alten kratzten sich hinter den Ohren und meinten, einen wilden Ochsen von dem 5 Stunden entfernten Asarebodsche*) nach Berekuso zu führen, sei für sie unmöglich; allein Akotia beharrte auf seiner Forderung. Endlich wurde die Unterhandlung von seiten der Alten mit der Erklärung geschlossen, sie wollten es einmal versuchen.

Man war nun fertig mit der Befragung des Fetisch und wußte, was man zu tun hatte, um diesen zufrieden zu stellen, und da es bereits der Dämmerung zuging, so machte sich die ganze Gesellschaft auf, um im Gänsemarsch Berekuso zuzueilen, wo noch bis spät in die Nacht hinein vom jungen Volke fortgetrommelt und getanzt wurde.

Als das Tanzen endlich vorüber war und die Tänzer kaum zur Ruhe gegangen waren, begann ein anderes Treiben. Hie und da hörte man unterdrücktes Ziegengeschrei; Leute mit Tragkörben auf dem Kopf verließen so heimlich als möglich die Stadt. Es waren Eigentümer roter (hellbrauner) Ziegen, die dieselben in Sicherheit bringen wollten. Einige versteckten dieselben auf ihren Plantagen, andere wollten noch sicherer vor dem Verlust sein und trugen sie in aller Eile in ein anderes Dorf, um sie dort zu verkaufen. Aber nicht allen gelang dieses Flüchten. Jener obenerwähnte Reiche z. B. konnte es nicht verhindern, daß am Morgen einige junge Kerle über seine braunen Ziegen herfielen und dieselben abschlachteten. Zwar hatte er den Hauptgenuß des Fleisches,

---

*) Hier ist einer der wenigen Viehhöfe der Akra-Ebene. Das Vieh wird bloß als Schlachtvieh, nicht zum Milchgeben gehalten.

doch war es ein ziemlich bedeutender Verlust für ihn, da nicht allein die Fetischsippschaft und die Stadtältesten, sondern noch viele andere mitaßen. Da auch mancher unschuldige Bassist aus der Hahnenwelt sein Leben lassen mußte, so führte mehrere Tage lang die ganze Stadtbevölkerung ein schwelgerisches Wohlleben, wobei natürlich die Branntweinhändler den größten Nutzen hatten.

Der Hauptgenuß stand aber noch bevor. Akodschang hatte ja einen Ochsen verlangt, und wenn's beim Opfern eines Bockes schon so herrliche Tage gab, wie hoch mußte es erst werden, wenn ein Ochs geschlachtet wurde! Das erste war nun, daß der Stadthäuptling nach Asarebodsche eine Kommission absandte, um ein passendes Tier auszusuchen. Sodann wurde beraten, ob man eine Steuer einziehen sollte, um die Ausgaben zu decken. Man fand es aber besser, daß der König mit den Ältesten das Geld vorderhand bei einem reichen Manne der Stadt entlehnen und dann später sämtliche Bewohner zur Abzahlung der Schuld das ihrige beitragen sollten. Nun wurde der Anführer der jungen Mannschaft herbeschieden und gefragt, wann er mit seinen Leuten den Ochsen in Asarebodsche holen wollte. Er erklärte, erst am übernächsten Tage gehen zu können, da er sich zuvor nach Stricken umsehen müsse, um das Tier damit zu fesseln. So wurde ihm befohlen, am nächsten Abend beim König die Kaufsumme abzuholen. Unserem Feldhauptmann wurde es indessen nicht leicht, Seile zu erhalten. Mußte er doch seine Nachfrage bis zu den Missionaren in Abokobi ausdehnen, wo man aber erklärte, daß man für Fetischopfer nichts hergebe. Als er dann doch endlich die nötigen Seile aufgetrieben hatte, entbot er seine Mannschaft, sich am nächsten Morgen vor Tagesanbruch mit ihm nach dem Viehhof zu begeben.

Wie die Berekusoer ihr zweijähriges Rind heimgebracht haben, ist dem Erzähler nicht bekannt. Wollte er aus anderswo gemachten Erfahrungen das Bild vervollständigen, so müßte er dem Leser zeigen, wie eine solche Kompagnie an Ort und Stelle angekommen, höchst ratlos dastand, weil keiner der Helden das Tier zu binden verstand, bis endlich der Kuhhirte sich gegen einige Mark Trinkgeld herbeiließ, dieses Geschäft für sie zu verrichten; wie man dann das Tier statt an Hörnern und Vorderfüßen am Hals und einem der Hinterfüße fesselte, wie sowohl vorn als hinten je ein halb Dutzend der Bursche festhielten; wie das Tier aber wiederholt die letzteren zu Boden schnellte, ja endlich das hintere Seil zerriß und zornmütig die vorderen Anführer verfolgte, so daß sie sich in das Dickicht des Waldes flüchten mußten; wie das Tier dann das Weite suchte und von den Bewohnern eines in Allarm gesetzten Dorfes endlich niedergeschossen und am Abend statt im Triumph, wie man erwartete, in aller Stille auf einem entwendeten Karren von den Helden ins heimatliche Dorf geschoben wurde. Hoffentlich war das Tier, mit dem es die junge Heldenschar von Berekuso zu tun hatte, weniger stark oder sie gingen etwas klüger zu Werke; immerhin werden sie froh gewesen sein, als sie den Ochsen abends spät vor dem Tempel des Akodschang in Berekuso angebunden hatten.

Akodschang besitzt zwei Tempel; der eine davon gleicht dem des Akotia, nur ist er viel erhabener, da die Bäume, welche ihn bilden, größer sind und einen majestätischen Eindruck auf den Beschauer machen. Er befindet sich etwas östlich vom Städtchen, der andere, mit Händen gebaute, liegt im Städtchen selbst. Es ist dies aber nur eine mit dürren Palmzweigen gedeckte Hütte, die an einen kleinen umfriedigten Raum ans eigentliche Heiligtum stößt. Etliche alternde

Bäume, ein mit Sand gefüllter Topf und ein mit weißer Erde bemalter Schemel repräsentieren den Fetisch. Hier wurde der Ochse angebunden, um seines Schicksals zu harren.

Die beiden nächsten Tage galten der Vorbereitung. Von der jungen Mannschaft wurden sie zum Herbeischaffen von Lebensmitteln, vom Klub der Fetischleute aber zu allerlei geheimen Abmachungen benutzt. Der Festtag selber wurde zum größten Teil im Naturtempel des Akodschang zugebracht. Dort wurde der Ochse geschlachtet und auch das offizielle Mahl gehalten, vom Blut und der Opferspeise aber auch in den andern Tempel etwas gebracht. Da es bei dem Ochsen größere Portionen gab als beim Bock, und da der Opferplatz nicht weit von der Stadt entfernt lag, so setzte das Teilen keinen geringen Spektakel ab, und es vergingen mindestens ein paar Stunden, bis jedes berechtigte Familienhaupt sein ihm zufallendes Stück Fleisch erhalten hatte. Mit Ausnahme des Felles und der Hörner wurde das ganze Tier, soweit es nicht dem Fetisch anheimgefallen war, an diesem Tage noch aufgezehrt. Dann tanzte alles nach Herzenslust. Man war so ausgelassen als möglich; an die Pocken dachte kein Mensch mehr. Flasche um Flasche wurde geleert, so daß beim Aufbruch so ziemlich alle betrunken waren.

Was hatte nun aber Owu eigentlich gegen die Pocken getan? Nun, er hatte bekannt gemacht, daß bei Akodschangs Sprecher ein Amulett zu haben sei, das sicher davor schütze. In der Stille hatte er aber nach bestem Wissen seinen ärztichen Rat gegeben, der denn auch von vielen mit Erfolg angewandt wurde, so daß die ganze Sache dazu dienen mußte, sein Ansehen als Wongtschä zu vermehren.



Fetischhütte.

6. Kapitel.

Ein Mörder wird entdeckt. — Owu als Regenmacher.

Owus Aufenthalt in Berekuso ging seinem Ende entgegen. Er hatte während desselben nicht allein mit den dortigen Fetischleuten innige Freundschaft geschlossen, sondern auch unter denen von Nsake mehrere gefunden, die er näher kennen zu lernen wünschte. Es war ihm daher sehr willkommen, als diese ihn zu einem Besuch einluden. Nsake ist ein größeres Plantagendorf. Bauern von Berekuso und Aburi wohnen dort mit Händlern aus Akra und einigen Handwerkern zusammen. Zugleich ist es der Hauptsitz der zu Aburi gehörigen Fetischleute, denen es gelungen ist, ein kleines Gewässer daselbst mit einem solchen Heiligenschein zu umgeben, daß nicht allein öfters angesehene Küstenleute dorthin pilgern, um sich mit seinem geweihten Wasser zu waschen, sondern sogar der König von ganz Akwapem sich hie und da gegen reichliche Opfergaben von diesem Wasser in seine Residenz kommen läßt. Es ist aber nicht die Geschichte des Fetisches, welche ich dem Leser vorführen will, sondern zwei Vorgänge, in die Owu fast ohne Absicht bei seinem Besuch verwickelt wurde und die ihn nötigten, längere Zeit dort zu verweilen.

Das erste war das geheimnisvolle Verschwinden einer Frauensperson, die aus der Akwapemstadt Mamfe gebürtig, in der Nähe von Nsake verpfändet gewesen war. — Die Pfandschaft war keine zu harte; nicht jeden Tag, sondern nur von Zeit zu Zeit mußte sie für den Pfandherrn arbeiten, im übrigen war sie frei. Daraus erklärt es sich auch,

daß längere Zeit vergehen konnte, bis man sie vermißte und nach längerem Suchen zur Überzeugung kam, daß hier ein Unfall oder ein Verbrechen vorliege. Als das festgestellt war, begann die Spionage der Fetischleute oder „Okomfoi“, wie sie in der Tschisprache heißen, aber alles war umsonst; nirgends war eine Spur von der Vermißten zu entdecken.

So standen die Sachen, als Owu nach Nsake auf Besuch kam. Man ließ ihn an den Beratungen der Okomfoi teilnehmen, und als diese wieder eines Tages bei einander saßen und sich die Köpfe zerbrachen, fragte plötzlich Owu: „War die Vermißte vielleicht jemandes Kebsweib?“ Als das bejaht wurde, fragte er weiter: „Hat dieser Mann ihr Verschwinden zur Anzeige gebracht?“ Man konnte sich dessen nicht entsinnen. „Nun,“ sagte Owu, „dann behaupte ich, daß ihr Mann an dem Verschwinden der Frau schuldig ist.“ Man erwog die Sache noch einmal und fand schließlich, daß Owu wohl das Rechte getroffen haben könnte. So wurde denn beschlossen, alle Schuld diesem Manne in die Schuhe zu schieben. Nun war aber noch ein Weg ausfindig zu machen, wie der Verdächtigte, Opare, durch den Fetisch ans Licht zu ziehen sei. Das war nicht leicht, zumal da Opare einer angesehenen Familie in Aburi angehörte. Aber Abudulaso, der mohammedanische Okomfo, wußte Rat. Er sagte, er unterwerfe ganz Aburi einem Gottesgericht, dem sich alle erwachsenen Männer zu unterziehen hätten; es sei nur darauf zu achten, daß Opare nicht das Weite suche. Dem stimmten alle bei. Und da Abudulaso versprach, das was er erhalte, mit allen andern zu teilen, so sicherten ihm alle ihre Beihilfe zu. Auch waren alle damit einig, daß die Geschichte zu wichtig sei, um in Nsake abgemacht zu werden; eine Sache von solcher Bedeutung könne nur in Aburi zum Austrag gebracht werden, wo man den Häuptling und alle

Stadtältesten zu Zeugen, bezw. zu Vollstreckern eines etwaigen Urteils zur Hand habe.

Inzwischen war auch das Familienhaupt der Verschwundenen mit zahlreichem Gefolge von Mamfe beim Häuptling in Aburi erschienen und verlangte von diesem die Auslieferung, bezw. das Aufsuchen der Verlorenen, worauf König Bosombra erklärte, er könne weiter nichts machen als sie nach Nsake begleiten; dort, hoffe er, werde sich die ganze Geschichte aufklären. Man begab sich dorthin und fing an, im stillen bei den Okomfoi der Reihe nach Erkundigungen einzuziehen. Alle wiesen die Sache von sich ab, indem sie meinten, so etwas könne nur der Zauberer Abudulaso ausfindig machen. Ihm solle man ein ordentliches Geschenk geben und ihn darüber hören. So meldete man denn dem Abudulaso, daß man ihn nach einigen Tagen wegen einer „unbedeutenden Sache" befragen würde.

Als sich nun am bestimmten Tag die Deputation mit allerlei Geschenken für seinen Fetisch eingefunden hatte, zog Abudulaso seinen Burnus an und fragte feierlich, wie wenn er von nichts wüßte, was man begehre. Das Familienhaupt von Mamfe erzählte nun die Sache in der üblichen ausführlichen Weise. Abudulaso und die andern Okomfoi hörten zu, als hätten sie noch nie etwas von dieser Sache vernommen. Dann stand er auf, kneipte einem der ihm geschenkten Hühner den Kopf ab und sprengte das Blut in seinem eingezäunten Heiligtum auf den Boden. Auch einige Federn rupfte er aus und streute sie, Gebete murmelnd, umher. Dann breitete er ein Schaffell auf den Boden, kniete darauf nieder und sprach, das Angesicht gegen Morgen und den Blick znr Erde gewendet, ein langes Gebet in unverständlicher Sprache. Als das Gebet zu Ende war, erklärte Abudulaso, daß er imstande sei, die Person ausfindig zu machen. Er könne es aber nur

tun unter zwei Bedingungen: Erstens müsse sich die ganze männliche Bevölkerung von Aburi seinen Anordnungen unterwerfen, zweitens müsse ihm für seine Mühe 200 Mark ausbezahlt werden. Eine so hohe Summe konnte nur ein Fremder (das war Abudulaso) verlangen, ein gewöhnlicher, einheimischer Okomfo hätte das nie gewagt. Und eben deswegen hatten



Mohammedanischer Priester in betender Stellung.

wohl die anderen ihn vorgeschoben. Alles Feilschen war umsonst; der selbstbewußte Mann blieb standhaft bei seiner Forderung, und wohl oder übel mußten die armen Leute nachgeben. Der König von Aburi versprach auf den nächsten Dienstag alle erwachsenen Männer nach Aburi zu befehlen und verbürgte sich zudem für die richtige Ausbezahlung der 200 Mark. Der Mann von Mamfe dagegen mußte für drei

ganz weiße Hühner, einen Topf voll feinen, weißen Sands und für eine ziemliche Quantität Pflanzenbutter sorgen.

Als der König von Aburi in seine Stadt zurückgekehrt war, sandte er sogleich verschiedene Boten an die Ortsvorsteher der Plantagendörfer. Alle erhielten die Weisung, sich mit ihren Mannschaften am Montag Abend in Aburi einzufinden, da eine wichtige Sache vorliege. Demzufolge strömte am genannten Abend eine große Menschenmenge Aburi zu. Zug an Zug kamen sie in langem Gänsemarsch daher. Abudulaso und die Okomfoi von Nsake trafen aber erst am Dienstag Morgen ein und hielten mit großem Gepränge ihren Einzug in die Stadt. Abudulaso hatte lange, weite Hosen und einen Burnus an und einen Turban auf dem Kopf. Als sie über Mittag geruht und dann die Stadtältesten gegrüßt hatten, wurde am Nachmittag große Versammlung in der Hauptstraße von Aburi gehalten. Abudulaso erzählte die Geschichte und erklärte, daß er sicher den Schuldigen herausfinden werde. Er wolle mit den Männern von Nsake anfangen und jeden ein Stück Eisen aus kochender Pflanzenbutter holen lassen. Wer unschuldig sei, dem geschehe nichts zu leid, den Schuldigen aber werde die heiße Butter brennen.

Am folgenden Vormittag versammelte sich wiederum die Menge. Alles stand gespannt im Kreise um den wichtig tuenden Mann, der zwischen drei Steinen ein Feuer anzünden und einen irdenen Topf mit Pflanzenbutter darauf und in die Nähe desselben einen zweiten Topf setzen ließ, der angeblich mit Wasser gefüllt war. Dann streute Abudulaso weißen Sand auf dem freien Platz herum, tötete einige weiße Hühner, fiel nieder und sprach ein langes Gebet. Hierauf forderte er angesichts des Himmels und der Erde den Missetäter auf, hervorzutreten und seine Schuld zu bekennen. Aber niemand rührte sich, und nun mußten alle Männer von Nsake,

unter ihnen auch Opare, vortreten und Mann um Mann dreimal um das Feuer herumgehen, schwören, daß sie nichts von der Sache wissen, dann ihre Hand im Wassertopf waschen und endlich das Eisen aus der kochenden Butter holen. Mit Zittern nahten sie. Der erste kam glücklich davon, ohne verbrannt zu werden, der zweite ebenfalls und noch einige andre mehr. Hie und da spritzte Abudulaso etwas in die Butter hinein, so daß dieselbe zischend in die Höhe fuhr. Das Gleiche hatte er getan, als die Reihe an Opare kam. Aber siehe, dieser weigerte sich, das Gottesurteil über sich ergehen zu lassen. Vor Angst zitternd brachte er eine Entschuldigung vor. Die Menge aber ließ ihn kaum ausreden. „Er lügt! er ist schuldig! bekenne es doch!" so tönte es von allen Seiten.

Im Nu hatte man ihn gebunden, und nun bekannte auch Opare: „Die Adschowa", so hieß die Vermißte, „war, wenn ich vor Eurer Ehre es sagen darf, mein Kebsweib. Seit mehreren Tagen aber mied sie mein Haus. Ich paßte ihr auf, als sie auf die Plantage ging, und wollte hierüber ein Wort mit ihr sprechen. Da sie mir aber nicht zu Willen war, schleppte ich sie etwas weiter vom Weg, um dort meinen Zweck zu erreichen. Sie wollte schreien, ich packte sie an der Kehle, um das Schreien zu verhindern. Als ich mich weit genug mit ihr vom Weg entfernt glaubte, fand ich zu meinem Schrecken, daß Adschowa tot war. Ich schleppte sie nun weiter in den Busch und ließ sie daselbst liegen." Er schloß mit der Bitte, doch barmherzig mit ihm zu verfahren, da er es ja nicht absichtlich getan habe. Aber schwerlich wäre ihm Barmherzigkeit widerfahren, wenn man nicht die englische Regierung gefürchtet hätte. Gewiß hätte die aufgeregte Menge den Verbrecher sogleich in Stücke gehauen. So aber befahl der König seinem ersten Hauptmann, er solle mit einer bedeutenden Eskorte Opare an die Unglücksstätte führen und

sehen, ob noch Spuren von der Erwürgten zu finden seien. Das geschah, und siehe, da lag richtig noch das Skelett der Unglücklichen. Man holte eine Kiste aus dem nahen Nsake, legte die Gebeine hinein, und nötigte Opare sie zu tragen. In später Mitternachtsstunde erreichten sie Aburi, wo am nächsten Tage die Aufstellung des Skelettes nicht geringe Sensation erregte.

Hiemit wäre unsere Geschichte, soweit sie den Fetisch betrifft, zu Ende. Der Leser wird aber noch gern den weitern Verlauf der Sache erfahren wollen. Derselbe ist kurz folgender: Da man den Unglücklichen nicht einfach niederhauen durfte, so übersandte ihn der Häuptling von Aburi dem englischen Kommandanten in Akra, wo er durch eine Zuchthausstrafe seine Schuld abbüßen mußte. Seine Familie hingegen hatte in aller Stille sich mit der Familie der Vermißten abzufinden. Sie mußte außer allen Unkosten der letztern zwei Sklaven oder deren Kaufsumme bezahlen. — Endlich wird der Leser auch noch wissen wollen, woher es denn kam, daß so viele Männer unbeschadet das Eisen aus der heißen Pflanzenbutter holen konnten? Das Geheimnis lag im obenerwähnten Topf. Dort befand sich nämlich nicht Wasser, sondern Saft des Seidenbaumwollbaumes. Dieser überzog die Haut mit einem klebrigen Stoff, der den Zudrang der Hitze ganz bedeutend milderte und so den Leuten es ermöglichte, das heiße Eisen einige Augenblicke in der Hand zu halten. Aber wie wäre es gegangen, wenn Opare den Mut gehabt hätte die Probe zu machen? Es hätte ihn gewiß schwer verbrannt, weil das, was Abudulaso, ehe Opare das Eisen holen sollte, in die heiße Pflanzenbutter sprengte, nicht unschuldiges Wasser war, sondern ein Mittel, das die Wirkung des vorhin genannten Baumsaftes wieder aufhob.

Von Nsaki aus nahm Owu seinen Weg nicht über Berekuso, sondern über das auf der Höhe gelegene Dorf Aden-

kribi. In diesem Ort wollte er sich einige Tage aufhalten. Die Dürre und der damit verbundene Wassermangel hatten sich zwar infolge eines Regens etwas gemildert, war aber immerhin noch drückend genug. Owu rechnete darauf, daß man ihn bitten werde, Regen zu machen. Seine Berechnung täuschte ihn nicht, denn, wie überall, so wußte auch hier ein geheimer Okomfo die Sache in Gang zu bringen. Owu wurde gefragt, ob sein Fetisch nicht Macht habe, „Gott regnen zu machen.“ Sie hätten oft an Missionare die gleiche Frage gerichtet, aber immer die Antwort erhalten, daß dies keinem Menschen zustehe. Owu gab eine andere Antwort. Er war ein guter Kenner der Gestirne und wußte z. B. genau, daß wenn die Glucke abends sieben Uhr in der und der Richtung zu sehen sei, sonst in der Regel eine Zeit des Regens angebrochen sei. Auch jetzt hatte er seine bestimmten Zeichen, und so ließ er denn seinen Fetisch versprechen, wenn man ihm 1 Schaf, 4 Flaschen Rum und 12 Mark verabreiche, so wolle er am nächsten Tage sagen, warum es bisher nicht geregnet habe und wann es wieder regnen werde.

Noch am Abend brachte man ihm die verlangten Sachen, und so begann am nächsten Tage die Feierlichkeit. Es sei ein Bann vorhanden, erklärte der Fetisch. Diesen zu heben, wurden nun auf Owus Anordnung alle Gehöfte gekehrt und der Auskehricht auf einen Haufen vor das Dorf hinausgetragen, wo ihn Owu durch einen Zaun absperren ließ. Dann begab sich die Einwohnerschaft ins Dorf zurück, wo Owu ein Schaf im ganzen Dorf herumführte, damit sich der Bann ans Schaf hänge und mit diesem abgetan werden könne. Auf den Marktplatz zurückgekehrt schlachtete er es, schnitt Herz, Lunge und Leber in kleine Stücke, mischte diese mit dem Blut und Mist des Tieres und streute endlich dieses ganze Gemisch unter Paukenschlag

und Trommelwirbel im Dorf herum. Jedes Gehöft erhielt sein Teil. Dann wurde unter einem Baum an der Straße der Boden gereinigt und der Baum mit einem Zaun umgeben. Hierauf sprach Owu unter Rum-Trinken ein Gebet, d. h. er hielt ein Glas voll zum Himmel, erwähnte alles, was man getan habe, um Regen zu erhalten, und rief wiederholt aus: „So laß denn regnen! so laß denn regnen!", wobei die Menge immer wieder mit „Jau", „Jau" einfiel. Als diese Zeremonie vorbei war, erklärte Owu, daß es „übermorgen" regnen werde, ein Ausdruck, der aber sehr dehnbar ist und sogar noch für Wochen gelten kann. Hierauf entließ er die Versammlung.

Den Erfolg seiner Wirksamkeit wartete Owu nicht ab. Hiezu war er zu klug. Ein anderer, weniger vorsichtiger Okomfo erfrechte sich einst, da gerade ein Gewitter am Himmel stand, noch für den gleichen Abend Regen zu versprechen. Als aber dann das Gewitter drohte, ohne Regen vorbei zu gehen, hörte man ihn im Busch laut schreien: „O Gott, du weißt ja, daß ich ein Lügner bin und gelogen habe, du werdest regnen; aber hab nun Erbarmen mit mir und laß mich nicht zu Schanden werden ꝛc." Owu war schlauer. Nachdem er den Stadtältesten noch eine Mahlzeit gegeben hatte, die von den Eingeweiden jenes Schafes bereitet war, machte er sich am andern Morgen auf den Heimweg.

7. Kapitel.

Die Feier der Heimkehr.

Fast unbemerkt war Owu in seiner Vaterstadt angelangt. Seine Verwandten, Frau und Kinder freuten sich sehr seiner Ankunft. Mit seiner Frau war Owu in der Zeit seiner

Wanderschaft öfters zusammengekommen; er hatte ihr billige Einkäufe von Landesprodukten besorgt, die sie regelmäßig bei ihm abholte und an der Küste teuer verkaufte. Dennoch war sie froh, nun ihren Mann wieder bei sich zu haben. Ihre Freudebezeugungen bestanden aber nicht darin, daß sie zu ihrem Mann hingesessen wäre und ihn über sein Ergehen u. s. w. ausgefragt hätte. Man merkte ihre Freude nur an der Geschwindigkeit, mit welcher sie Owu Waschwasser brachte und ein Abendessen zubereitete, das sie ihm mit den Worten hinstellte: „Komm und iß!“ Die Kinder ihrerseits waren nicht so zurückhaltend; kaum hatten sie ihres Vaters Angesicht erblickt, so hüpften sie vor Freude in die Höhe und riefen: „He, na ata!“ d. h. „Sieh doch, der Vater!“ Dann streichelten sie ihres Vaters Füße und teilten sich in die Überreste seines Nachtessens.

Ehe Owu sich zur Ruhe begab, schlich er noch zu seinem Gönner Odonko, um ihm kurz seine Aufwartung zu machen. Seine andern Freunde aber sahen ihn erst am nächsten Abend. Alles Aufsehen vermeidend wandelte Owu mit seinem Halbbruder die Straßen entlang, um allen ihm näherstehenden Personen einen guten Abend zu wünschen und Grüße aus dem Innern zu bringen. Die Freunde, die Owu vor der Abenddämmerung begrüßt hatte, kamen zum Teil nach am gleichen Abend, ihn wieder zu begrüßen und ein Weilchen mit ihm zu plaudern. Die Sitte verlangte, daß er jedem Besucher ein Glas Branntwein anbot. Überdies wollte Owu in nächster Zeit seinem Schutzgeist ein Opfer darbringen, was die Einladung der Freunde zu einem Festmahl in sich schloß. Jeder Neger feiert nämlich von Zeit zu Zeit — z. B. bei der Rückkehr von einer Reise oder nach Genesung von schwerer Krankheit — zu Ehren seines Schutzgeistes (Okrá) ein Fest, und zwar an dem Wochentage, an

dem er geboren worden und nach dem er genannt ist.*) Owu war am **Dienstag** geboren und führte daher den Namen Kwabla. Daneben hätte er als zweiter Sohn Tätä heißen sollen; da aber kurz vor seiner Geburt sein älteres Brüderchen gestorben war, so hatte man ihm den Namen Owu, d. h. Tod, gegeben, und schrieb dann dieser Vorsichtsmaßregel die Erhaltung seines Lebens zu. Als ein am Dienstag Geborener beging Owu auch an einem Dienstag seinen Festtag. Am Abend vorher hatte er alle seine Freunde und Genossen zum Festmahl eingeladen.

Die erste Handlung der Zeremonie bestand darin, daß sich Owu von seinem Vertrauten Kwaku den Kopf glatt rasieren ließ, bis auf einen kleinen Haarbüschel, der oben auf dem Scheitel stehen gelassen wurde. Da weder Seife noch Wasser zu der Prozedur benutzt wurde und das rostige Messer erst auf einem Steine gewetzt wurde, so ging die Sache nicht ohne Schmerzen vor sich. Trotz alledem war dieselbe von der lebhaftesten Unterhaltung begleitet, wobei Owu bei der Schilderung der durch die Engländer herbeigeführten Verhältnisse zum Zeichen des Abscheues mehrmals kräftig ausspuckte.

Hierauf ging Owu an den zweiten Akt der Feier, an das „Waschen seines Angesichts“. Er ließ 12 Eier in eine Kürbisschale tun und Wasser darüber schütten. Von diesem Wasser nahm er etwas in den Mund, spie es auf seine Hände und benetzte damit Schultern und Antlitz. Das tat er dreimal mit den Worten: „Wie ich verreist war und du mich wieder heim geleitet hast, so laß es mir immer ergehen!“ Sodann wusch er sich, ließ die Eier herausnehmen und das

*) Nach der Anschauung der Ga-Neger hat jeder Mensch außer der ihm innewohnenden **Seele** (susumá) noch einen ihn Tag und Nacht begleitenden Schutzgeist (Okrá).

Wasser auf den Weg am Ausgang der Stadt ausschütten. Zugleich wurden die Eier mit einer Portion von gekochtem Jams vermischt und im Gehöft herumgestreut.

Schließlich folgte das eigentliche Opfer. Owu erfaßte ein Schaf, das zu dem Zweck schon bereit stand, an den Füßen, hielt es gen Himmel und rief dabei feierlich aus: „Mein Okra Kwabla! Dich rief ich an, ehe ich auf die Reise ging, und du hast mich auf derselben bewahrt, daß mir kein Unglück zugestoßen ist. Sieh, da ist dein Schaf!“ Nach dieser Zeremonie ergriffen Kwaku und Owus Halbbruder das Schaf und schlachteten es. Das Blut wurde teils in Owus Gehöft, teils vor den Fetisch Krolo hingesprengt, das Fleisch aber wie üblich zum Festmahl verwendet, an welchem groß und klein teilnahm. Owus Freunde hielten sich bescheidenerweise fern, bis sie gerufen wurden. Seine Verwandten machten es anders: ungerufen stellten sie sich teils selbst ein, teils sandten sie ein Kind mit einer Schüssel und der Botschaft: „sie hätten gehört, des Vetters Okra esse heute „Sachen“; sie möchten fragen, wo ihr Teil sei!“ Niemand wurde zurückgewiesen oder leer fortgeschickt, obgleich einige Gaben mit sehr ehrenrührigen Bemerkungen begleitet wurden, wobei aber nicht Owu selbst, sondern die Frauen des Hauses das Wort führten. — Ehe aber irgend jemand das Festessen berühren durfte, mußte der Okra sein Teil haben. Owu streute ihm dasselbe auf die feierlichste Weise in den Hofraum und trug als Sprecher der Krolo auch diesem seinem Fetisch ein Stück in dessen Heiligtum. Als alle gegessen und die Schüsseln weggeräumt waren, begann das Branntweintrinken, an dem aber nur die Männer teilnahmen. Auch bei diesem Gelage rief Owu seinen Schutzgeist an und spendete ihm ein Gläschen Schnaps, das er feierlich auf den Boden schüttete. Natürlich wurde so lange

gezecht, bis alle Anwesenden ziemlich stark betrunken waren. Auf ein Tanzgelage der jungen Mannschaft verzichtete Owu, da es ihn zuviel Branntwein gekostet hätte.

Einige Monate waren seitdem vergangen. Wieder stand eine Versammlung der Wongtschä bevor, in der es sich um die Wahl eines eventuellen Nachfolgers für den schwer krank liegenden Wulomo des Lakpa handelte. Stirbt ein Wulomo Lakpas, so muß er in der Regel vergiftet worden sein. Diesmal zwar meinten einige der versammelten Wongtschä, man solle davon absehen, von Vergiftung zu reden, weil ja die Kränklichkeit des Wulomo allgemein bekannt sei. Allein sie wurden von den andern überstimmt, und als Opfer ward ein stiller, junger Mann namens Jemu ausersehen. Derselbe hatte Geld und glaubte von Herzen an den Fetisch. Man wußte ihn im Besitz eines sonderbaren Amuletts, das außer ihm niemand in La besaß, und wollte nun erklären, daß er durch sein Amulett die Tat vollbracht habe. Über den etwaigen Nachfolger des Kranken einigte man sich schnell, so daß Owu Gelegenheit und Zeit hatte, seinen längst gehegten Plan vorzubringen, wonach der Kult des Akotia von Berekuso nach La verpflanzt werden sollte. Schon vorher hatte er die meisten auf seine Seite gebracht, denn alle sahen ein, daß, wenn man Akotia zu Lakpas Sprecher mache, der letztere dadurch an Ansehen und sie, die Wongtschä, an Einfluß gewinnen müßten. Owu hatte deshalb kaum geendet, als Labi sich erhob, um ihn zu unterstützen. Die Freunde in Berekuso und auf dem Akwapemgebirge werden gewiß nichts dagegen haben, wenn man eine der drei kleineren Lakpa-Trommeln jetzt dem Akotia weihen würde. Die Wongtschä von Osu und Täschi waren nicht sogleich damit einverstanden, ebensowenig wollten sich die Akraer dazu verstehen. Sie fürchteten, die Fetischmänner von La möchten durch die

vorgeschlagene Neuerung zu sehr an Einfluß gewinnen. Schließlich aber einigte man sich dahin, dem Akotia sieben Sprecherinnen einzusetzen, die dann auf die verschiedenen Städte verteilt werden sollten.

Nicht sehr lange nach dieser Versammlung fielen plötzlich mehrere Schüsse, die jedermann verkündigten, daß einer „seinen Mund geschlossen“ habe, d. h. gestorben sei. Da dieselben aber in der Nähe von Lakpas Tempel fielen, der zugleich Wohnung seines Priesters ist, so war es den meisten klar, daß der Wulomo der Gestorbene sein müsse. Aber siehe, welche Aufregung! Da schreit jemand: „Welch ein Tod ist das!“ und im Nu fällt ein anderer ein: „Gewiß ist er keines gewöhnlichen Todes gestorben, sondern vergiftet worden!“ Alles strömte dem Tempel zu, wo inzwischen der Tote von einigen Frauen gewaschen und in seine Amtstracht gekleidet worden war. Zu einem weißen Lendentuche gesellte sich ein weißer Überwurf. Sein aus Palmblättern geflochtener Hut war mit einem rot gefärbten Schleier umgeben, der nach hinten und vorn 2 Fuß lang herabhing. Um den Hals hing eine ähnliche Schnur. So angetan, wurde der Tote in sitzender Stellung den Blicken der neugierigen Menge ausgesetzt. „Er ist vergiftet! Er ist vergiftet!“ rief nun die von den Fetischmännern erregte Volksmenge, während die Fetischpriesterinnen in ihrem wechselweise vorgetragenen Trauergesang ebenfalls darauf anspielten, dann aber hinzufügten: wenn auch alle drei Tage ein Wulomo stirbt, soll es dem Lakpa doch nie an einem Diener fehlen. Während die Priesterinnen ihren Tanz aufführten, war das „Hausgesinde“ *) des Fetisches damit beschäftigt, ihrem

*) Mit dem „Hausgesinde des Fetisches“ hat es folgende Bewandtnis: Um das Ansehen ihres ersten Fetisches Lakpa zu erhöhen, wußten es die Wongtschä zu erwirken, daß von den ver-

Herrn und Priester sein Grab unter dem Dachvorsprung eines an den Tempelhof anstoßenden Gebäudes zu graben.

Der Tote war noch nicht begraben, als es schon in der ganzen Stadt hieß, Jemu habe ihn vergiftet. Wer ihm oder einem seiner Familienglieder begegnete, ließ zweideutige Reden oder gar grobe Schimpfworte fallen. Es war jedoch an diesem Abend weder den Stadtältesten noch dem König möglich, „ein Wort zu sprechen," d. h. zu richten. Am Morgen aber wurde auf offener Straße große Volksversammlung gehalten und der Vergiftungsprozeß ins Werk gesetzt. Es geschah dies unter viel Geschrei, und als endlich das Amulett des Jemu zum Vorschein kam, warf sich die Witwe des Verstorbenen mit ihrem jüngsten Kinde vor ihn hin und schrie laut: „Töte auch mich! Töte auch mich, der du meinen Versorger getötet hast!"

Und das Amulett, das an allem schuld sein sollte? Ach, es war nur eine schwarzgefärbte Baumwollschnur, in die einige Federn des Stundenvogels und einige Schwanzhaare eines Wiesels eingedreht und an deren Ende zwei

---

schiedenen Negerfürsten dem Lakpa das königliche Recht eingeräumt wurde, allen Bedrängten, welche sich in seinen Tempelhof flüchteten, unbedingten Schutz zu bieten. Der Schutzsuchende wurde seinen Verfolgern nicht wieder ausgeliefert, sondern er gehörte für immer dem Fetisch, und nur leichtsinniges Schuldenmachen konnte seine Verpfändung, bezw. seinen Verkauf nach sich ziehen. War der Entflohene ein Sklave, dann hatte sein ihn verfolgender Herr vor Lakpa unter Darbringung einer Flasche Rum feierlich zu schwören, daß er weder heimlich noch öffentlich dessen Leben oder Freiheit nachstellen wolle. Von dieser Freistätte machten denn auch viele mißhandelte Sklaven, sowie Mädchen, welche die ihnen aufgezwungenen Männer nicht ehelichen wollten, Gebrauch, so daß Lakpa mit der Zeit ein sehr zahlreiches Hausgesinde bekommen hat. Diese Schützlinge haben als Dank hiefür sowohl dem Wulomo, als dem König von La lebenslänglich Dienste zu leisten, werden aber milde behandelt und betrachten sich als eine Familie.

Muscheln befestigt waren. Dieses Ding sollte angeblich seinen Besitzer in den Stand setzen, jeden beliebigen Menschen ums Leben zu bringen. Der arme Jemu hatte es von einem Wongtschä gekauft, ohne zu ahnen, daß er sich dadurch das Zeugnis eines mordgierigen Menschen ausstellte. — Das Geschrei wurde endlich so groß, daß der König merkte, daß ihm die Sache über den Kopf wachse. Er brach deshalb mit seinen Ältesten auf und ließ erklären, daß man am nächsten Tage die Sache „fertig essen“ werde. Dann schickte er sofort Boten an die Häuptlinge der benachbarten Städte und bat sie, ihm zu Hilfe zu kommen. Diese sandten ihre Abgeordneten, die sämtlich den Laern rieten, die Sache nicht weiter zu verfolgen. „Sie wüßten wohl, daß man früher solche Leute verbrannt oder in die See geworfen habe; aber jetzt, wo der Weiße die Welt beherrsche, könne man an dergleichen nicht denken. Jemu solle den getrunkenen Rum bezahlen und seine öffentliche Brandmarkung als Strafe haben. Lakpa hätte es ja ganz gut verhindern können, daß ein Mensch mit einer geringen Fetischschnur seinen Diener aus dem Wege räume.“ Dabei blieb es; doch fortan war Jemu seines Lebens nicht mehr sicher in La; er floh daher auf die Missionsstation Abokobi. Hier blieb er längere Zeit. Zum Christwerden zeigte er aber keine Lust, und als man ihn wegen anstößigen Wandels zurechtweisen mußte, fand er es für besser, in ein heidnisches Dorf überzusiedeln. Dort verfolgten ihn jedoch die bigotten Verehrer des Lakpa von neuem. Jemu wurde ausgewiesen. Er ging nun nach Christiansborg und endlich doch wieder nach La, wo er bald darauf starb.

Niemand trifft der Tod eines Wulomo des Lakpa härter, als den König von La. Dieser muß sofort an des Verstorbenen Stelle treten, bis ein anderer gefunden ist. Da er

aber kein geweihter Priester ist, so darf er nicht in der Tempelvorhalle schlafen, sondern muß im Hof unter freiem Himmel liegen. Höchstens darf er bei Regen unter dem Dachvorsprung schlafen. Ja noch mehr: er muß das Amt so lange pflegen, bis zum Priester auch eine Priesterin gefunden ist. Ist der neuerwählte Wulomo schon verheiratet, so ist mit seiner Wahl die Ehe aufgelöst, und umgekehrt: stirbt die ihm vom König angetraute Frau, so ist er seines Amtes enthoben. Das Geld zu allen damit verbundenen Festlichkeiten ist aber rar, und der König ist deshalb oft genötigt, entweder eigne Familienangehörige zu verpfänden oder recht lange die Priesterdienste zu versehen.

Drei Wochen nach des Wulomo Tod finden wir die ganze Stadt in der größten Schwelgerei. Die Straßen wimmeln von Menschen. Kriegstänze und Gewehrsalven wechseln mit Trommeln, Schnapstrinken 2c. ab. Es ist die Totenfeier des Wulomo, an der sich die ganze Stadt zu beteiligen hat. Die Verwandten des Verstorbenen allein hatten ein Faß Branntwein und einen Ochsen hiezu beizusteuern, und eine ganze Woche hindurch gab man sich dem ausgelassensten Treiben hin. Ein paar Wochen wurden so verjubelt, bis man endlich nüchtern genug geworden war, um zur Wahl eines Nachfolgers zu schreiten. Nachdem in geheimer Sitzung der Stadtältesten die Person festgestellt war, wurde ein Bote in den Busch gesandt, von einer gewissen Palme die zartesten Sprößlinge zu holen. Diese wurden in einen Topf getan, mit Rotholz gefärbt und zu einer Halskette geflochten. Die Kette wurde einem Manne anvertraut, der sie heimlich mit sich zu führen und in einer unbewachten Stunde dem Erkorenen um den Hals zu werfen hatte. Damit war dieser als Wulomo erklärt und wurde vor den Rat gerufen, wo ihm ein anderer das Haar zu

scheeren hatte. In dem Scheerer war auch sein Gehilfe gefunden und die Installation war so weit fertig. Die Halskette durfte er nie wieder ablegen, noch weniger sein Haupt scheeren lassen bis zu seinem Tode.

Die Priesterin zu finden war weniger leicht. Die Sitte verlangte, daß ein Werber wiederum mit einer Halskette ausgesandt werde, um damit das schönste Mädchen von La oder einer der Nachbarstädte in einer unbewachten Stunde als Braut des Wulomo zu erklären. Wird es ruchbar, daß für den Wulomo geworben wird, so beginnen die Mädchen sich zu verstecken, da niemand weiß, wer mit der Werbung beauftragt ist. Hat aber der Häscher die Auserſehene vielleicht auf dem Wege zum Brunnen erblickt und ihr jene Kette um den Hals geworfen, dann bringen die Eltern sie mit Zittern und Zagen ins Fetischgehöft. Der König hat die Morgengabe an die betreffende Familie zu entrichten und auch alle andern Unkosten zu tragen. Was nun diesmal das Suchen der Braut besonders erschwerte, war das, daß man fürchtete, bei dem geringen Ansehen, das der Fetisch gerade damals genoß, möchten die Eltern der Erkorenen nicht damit einverstanden sein, und wenn man Gewalt brauchen wollte, beim englischen Gericht klagen. Einige wollten zwar ganz so wie in alten Zeiten vorgehen, um dadurch dem Fetisch neuen Respekt zu verschaffen. Die Mehrzahl zog es jedoch vor, zuerst alles geheim zu verhandeln und dann zur Wahrung des Scheines das Mädchen mit der Halskette zu überraschen. Es geschah. Man mußte sich aber mit einem ganz jungen Mädchen, dem Kinde armer Eltern, begnügen.

Jetzt konnte auch Akotias Übersiedelung nach La stattfinden, zumal der bevorstehende Asante-Krieg (Ende 1873) die Gemüter in die größte Unruhe versetzte. Zu diesem wurden zunächst sieben Frauen aus dem Kreise der Wong-

tschä als zukünftige Sprecherinnen des Akotia ausersehen und für diesen Dienst eingeübt. Auch sie wurden in geheimer Sitzung in den Geheimbund aufgenommen, wie seiner Zeit Owu, und mit allen Praktiken der Wongtschä bekannt gemacht. Die meisten von ihnen waren Personen von anrüchigem Lebenswandel, die schon vorher mit den Wongtschä in vertrautem Umgang gestanden hatten. Nur zwei hatten rechtmäßige Ehemänner, von denen sie aber sofort verstoßen wurden, als dieselben hörten, ihre Frauen seien im Begriff sich vom Fetisch ergreifen zu lassen; denn kein anständiger Neger will eine Frau haben, die mit den Fetischmännern in so intimer Beziehung steht.

Nachdem die Frauen von ihren Lehrmeistern in den verschiedenen Kunstgriffen, im Tanzen, Singen und Wahrsagen hinlänglich unterrichtet worden waren, wurden sie einer Konferenz des Fetisch-Klubs vorgestellt und von dieser examiniert. Dann vermittelte man durch eine Gesandtschaft ihre Übersiedelung nach Berekuso, wo sie besonders noch in den Eigentümlichkeiten des Akotia-Dienstes unterrichtet und eingeübt wurden. Es zirkulierten plötzlich Gerüchte: „An dem und dem Tag werde man den Akotia in La ergreifen; „ob man nicht wisse, daß Akotia die Akraer in den Asante-Krieg begleiten werde;“ „ob man noch nicht wahrgenommen habe, daß Akotia in der letzten Zeit so oft sich sehen lasse;“ u. s. w. Niemand wußte, woher die Gerüchte kamen und doch waren sie in jedermanns Mund. Als nun vollends die Nachricht durch die verschiedenen Städte drang, es seien eine große Anzahl männlicher und weiblicher Fetischleute von Berekuso nach La gekommen, die am nächsten Dienstag tanzen würden, so war jedermann von der Wahrheit des Gehörten überzeugt. Wie zu einem Jahrmarkt strömte an diesem Tage eine Menge zu der genannten Stadt.

Hier wogte und drängte es zum Tempel des Lakpa hin. Nachdem zuerst einige Fetischweiber vor der Menge getanzt hatten, fuhr plötzlich eine der sieben wie unsinnig tanzend aus dem Gehöft des Fetisches hervor. Alle staunten, daß die ihnen bekannte Frau plötzlich zur „Fetischmutter“ geworden sei, und noch größer wurde das Erstaunen, als man beim Gesang an der Stimme den Akotia erkannte, denn bisher sprach derselbe nur durch eine Frau von Berekuso. Kaum hatte sich das Erstaunen ein wenig gelegt, als sich die Szene wiederholte, da eine Frau sich in ähnlicher Weise zeigte, bei der dritten wurde schon bekannt, daß Akotia sieben Frauen ergreifen werde. Es konnten an diesem Tage nicht alle vorgestellt werden. Die Tanz- und Saufgelage setzten sich vielmehr in den nächsten Tagen in den Städten Akra, Christiansborg und Täschi fort. Den Schluß machten sie in Berekuso selber, und hiebei spielten die Laer ihren Trumpf aus. Als man bei der letzten Tanzaufführung auf Akotias Tanzplatz sich trennte, erklärten auf einmal alle sieben Fetischmütter mit einander samt den sie begleitenden Männern, Akotia ginge nun an die Küste nach La! Nun gingen den Fetischleuten von Berekuso die Augen auf. Sie mußten zum bösen Spiele gute Miene machen. Nur untereinander sagten sie, größere Betrüger als die Laer gebe es nirgends.

8. Kapitel.

Auf dem Krankenbett während des Erntefestes.

Inzwischen war der zweite Montag des August herbeigekommen. An diesem Tag beginnt das vierwöchentliche Fest des Lakpa, das Neujahrs- und Erntefest zugleich, H o m o w o

genannt. Von Festlichkeit war aber an diesem ersten Tage noch nichts zu sehen, außer daß sämtliche Hauptstraßen der Stadt von Gras und Unrat gereinigt wurden. Bei dieser Arbeit traf Owu seinen Halbbruder Abe auf der Straße und bestellte ihn auf den Abend zu sich, um mit ihm über den Loskauf seines Sohnes zu reden. Er hatte endlich die Mittel dafür zusammengebracht. Der Brauch verlangte es, daß mehrere Wochen vorher dem Pfandherrn Anzeige gemacht werde. Owu wünschte, sein Bruder möchte ihn auf diesem Gang begleiten, um als Zeuge zu dienen.

Während Owu nun mit seinem Bruder auf der Veranda saß und über die Befreiung seines Sohnes redete, überfiel ihn plötzlich ein Schüttelfrost und ein Beißen und Brennen der Haut, wie wenn er ganz mit Friesel bedeckt wäre. Owu wußte nicht, wie ihm geschah. Es wurde ihm angst und bange, er befahl seinem Bruder, schleunigst Ata (d. h. Vater) Odonko zu rufen. Dieser kam, betrachtete Owu, fragte ihn, wie ihm zu Mute sei, und sagte dann: „Nicht wahr, du hast gewiß noch nie den Guinea-Wurm gehabt?“ „Noch nie.“ „Nun, den wirst du sicherlich bekommen, in ein paar Tagen wird er sich anmelden,“ erklärte Odonko. „Aber am Ende kommst du morgen ums Biertrinken und mußt den ganzen Homowo auf der Matte liegen.“ Owu: „Vielleicht so, Ata. Aber kannst du mir nicht etwas geben, daß mir's warm wird?“ Odonko: „Hast du nichts von der braunen Rinde bei der Hand, die wir sonst beim Fieber geben?“ Owu: „Doch, dort in meiner Tasche ist noch davon.“ Es war eine bräunliche, wie Zimt aussehende Rinde, die in Branntwein aufgelöst, äußerst bitter schmeckt. In dieser Form wurde sie aber Owu nicht gereicht, der Neger will größere Portionen haben. Odonko ließ die Rinde zuerst von Owus Frau auf ihrem Mahlstein

verreiben und dann in einem Topf Wasser kochen, wovon der Kranke einige Kürbisschalen voll so heiß als möglich hinuntertrinken mußte. Das wirkte.

Schon am Dienstag konnte Owu wieder sein Lager verlassen und mit den hervorragendsten Wongtschä die Wulomo, darunter den des Lakpa, zum königlichen Hof begleiten. Hier nahmen sie auf den mitgebrachten Schemeln Platz, ein großer Topf Bier wurde in ihre Mitte gestellt und von den königlichen Dienern serviert. Die ganze Gesellschaft trank aus einer Kürbisschale. Als alle getrunken hatten, wurde dieselbe noch einmal mit Bier gefüllt und dem Wulomo des Lakpa gereicht, der sie in die rechte Hand nahm und sich damit vor den Hof auf die Straße begab. Alle andern folgten ihm und richteten, dort angekommen, ihre Angesichter in feierlicher Weise gegen die See. Der Wulomo hob nun das Gefäß in die Höhe, murmelte einige Worte vor sich hin und schüttete plötzlich das Bier auf den Boden. „Patsch! hat's gerauscht, wir bekommen ein gutes Jahr!" riefen einstimmig die Wongtschä.*) Bald war diese Nachricht in der Stadt bekannt; jedermann freute sich der guten Aussichten. Von diesem Augenblick an hatten aber alle Trommeln zu schweigen. Wer dennoch trommeln wollte, mußte es auf einem Brettstück tun.

Am Mittwoch erschien Abe wieder bei seinem Bruder, um die durch jenen Fieberanfall unterbrochene Verhandlung wieder aufzunehmen. Owu meinte, ehe er seinem Gläubiger die Schuld kündige, wolle er zuerst abwarten, wie es sich mit dem Guinea-Wurm mache; manche Leute würden ja dadurch für ein ganzes Jahr arbeitsunfähig; er fürchte, sein Angesicht könnte sterben, wenn er die Schuld kündigte und

*) Wäre die Flüssigkeit geräuschlos zu Boden gefallen, so hätte das ein schlechtes Jahr bedeutet.

hernach sein Wort nicht zur Zeit einlösen könnte. „Hat der Wurm schon durchgestochen?“ fragte Abe. „Noch nicht,“ versetzt Owu; „doch halt, was ist das? Da um den Knöchel herum beißt und juckt es mich, daß ich fast immer kratzen muß.“ Damit deutete er auf eine kleine Pustel am linken Fuß und rieb ein wenig daran, worauf sich eine kleine Kruste ablöste und — der Guinea-Wurm seine haardünnen Fühlhörner herausstreckte. „Richtig, das ist er,“ rief Abe; „im Augenblick wirst du ihn selbst zu sehen bekommen.“ So kam's. Zuerst floß ein wenig weißer Schleim und dann zeigte sich der Wurm selbst; einem weißen Wollfaden gleich trat er etwa einen Zoll lang aus der Wunde hervor. Gar zu gern hätte Owu das Ungeheuer gepackt und herausgezogen, allein sein Bruder hielt ihn zurück: „Das gäbe eine schlimme Geschichte. Sogleich würde dein Fuß anschwellen und du könntest lange zusehen, bis der abgerissene Wurm herauskäme. Laß vielmehr die Wunde offen und halte sie hübsch sauber, bis der Wurm von selbst sich zurückzieht und die Wunde sich schließt, dann geht die Geschwulst und die Eiterung viel leichter vorbei.“ Owu gehorchte. Am nächsten Morgen hinkte er zu Odonko hinüber, um ihm den Fuß zu zeigen. „Kusä,“*) sagte dieser, „ist der Kerl schon da! Das sind schlimme Geschichten. Nächsten Montag abend soll dich die Krolo ergreifen, du sollst tanzen und weissagen, und am Ende ist bis dahin dein Fuß aufgeschwollen! Laß doch einmal sehen! Siehe, da liegt er unmittelbar unter der Haut, fühlst du ihn nicht? Der ist aber lang! Wenn man den ganz herausbekommt, dann will ich wetten, daß er zwei Arme lang ist. Er ist aber an einer schlimmen Stelle, denn hier ist wenig Fleisch und viele Adern und Sehnen, dazu

*) Ausdruck des Abscheues.

ist die Haut sehr hart. Läge der Wurm oben an der Wade unmittelbar unter der Haut, so würde ich sagen: du bist ein Mann; ich will das Messer nehmen und das Tier herausschneiden; aber an dieser Stelle geht es nicht.“ Das waren natürlich keine guten Aussichten für Owu, der gar zu gern am Fest teilgenommen hätte; schweren Herzens ging er heim.

Der Montag Abend ist gekommen. Der große Lakpa mit seinen Frauen und Söhnen verläßt seinen Landsitz auf dem Adschangoteberg und kommt behufs seines Jahresfestes an die Küste. Es ist deshalb feierliche Volksversammlung auf dem freien Platz vor dem Tempel. Im Gehöft desselben sind die Wulomo und Sprecher der drei Hauptfetische (Lakpa, Krolo und Akotia) beisammen. Drei kleine irdene Töpfe stehen mit Wasser gefüllt für die ankommenden Fetische bereit. Es stellen sich drei kinderlose Frauen ein und bitten um die Gunst, diese Wassertöpfe für die Ankömmlinge hinaustragen zu dürfen. Gegen ein Geschenk von Schnaps und Geld wird ihnen ihre Bitte gewährt. Sie lassen sich's etwas kosten, den Fetischen diesen Sklavendienst leisten zu dürfen, weil sie hoffen, dafür mit Kindersegen belohnt zu werden. Die Frauen nehmen nun die Töpfe und eröffnen den Zug, die Wongtschä und Wulomo folgen ihnen, Lakpas Priester schließt den Zug. So begeben sie sich hinaus zur harrenden Volksmenge. Dort angekommen, beginnen die Wulomo einer nach dem andern das Lob seines Fetisches zu besingen. Die Sprecher der Fetische sitzen da, stille harrend auf das Herabfahren ihrer Herren. Die Gläubigen ängstigen sich, ob auch Lakpa sich wirklich einstellen werde oder nicht. Im letzteren Fall hätte man ein schlimmes Jahr zu erwarten. Alle Augen sind deshalb auf den Sprecher Awiris, des Sohns des großen Lakpa, gerichtet, der gewöhnlich den Vorläufer macht und seines Vaters Gunst

oder Ungunst im voraus zu erkennen gibt. Auch heute ist er wieder der erste, der sich einstellt. Siehe, sein Sprecher tanzt ja schon, und bald ertönt aus seinem Munde die frohe Botschaft: „Ata mba eh!“ d. h. „der Vater kommt, Achtung!“ Diese Kunde versetzt alle in die freudigste Stimmung. Bald darauf treffen auch die andern Fetische ein und zum Schluß Lakpa selbst! So tanzten denn nun die verschiedenen Wongtschä oder Sprecher miteinander und wetteiferten, das kommende Jahr als ein gutes zu preisen. Auch Owu fehlte nicht. Viele hatten ihm zwar geraten, zu Hause zu bleiben oder doch das Tanzen zu unterlassen, da ihn sein Fuß ziemlich schmerzte. Er hatte aber doch wenigstens zusehen wollen, war an einem Stock den andern nachgehinkt und hatte sich statt auf einen Schemel auf einer Matte niedergelassen, seinen kranken Fuß bequem ausstreckend. Als nun aber die Wongtschä einer um den andern sich erhoben, da fuhr es auch ihm in die Glieder, er verbiß seinen Schmerz und tat es beim Tanzen und Wahrsagen den meisten zuvor.

Damit war die Feier geschlossen und jedermann wandte sich seiner Hütte zu. Owu sollte sein Tanzen teuer zu stehen kommen. Kaum war er in seiner Wohnung angelangt, als sich heftige Schmerzen einstellten und ihm allen Schlaf raubten, sodaß er fürchten mußte, an den Genüssen der nächsten Tage keinen Anteil nehmen zu können. Es waren nur noch ein paar Tage bis zum vierten Montag im August, an welchem dem Akotia ein schwarzer Bock geopfert werden sollte. Wie gern hätte Owu dem Festessen angewohnt. Er klagte Odonko seine Not; der aber meinte, für den Wurm gebe es nur *eine* Medizin, und die sei das Messer. Er solle nur in Geduld warten, bis die Eiterung weiter vorgeschritten sei; dann wolle er die Geschwulst aufschneiden.

So kam der Montag herbei. Owu konnte es aber doch nicht übers Herz bringen, allein zu Hause auf der Matte zu liegen, während seine Kollegen sich in Lakpas Haus unterhielten und mit einander schmausten. Er faßte den Mut, sie zu überraschen. Er kroch und rutschte dem Versammlungsort seiner Freunde zu. „Sieh da Owu! Deine Seele ist vorausgeeilt, denn soeben haben wir von dir gesprochen," erscholl es wie aus einem Munde. Ja, freilich hatten sie von ihm gesprochen, aber wie? Während einige mit Odonko und Labi sich sehr anerkennend über seinen Tanz und seinen melodischen Gesang aussprachen, hatten andere über seine komische Haltung gespottet, ja, Mensa Kwao hatte die Wette vorgeschlagen: wenn's zum Essen gehe, werde Owu trotz seiner Krankheit doch sicher erscheinen. Er hatte recht gehabt und sah nun mit Schadenfreude seine höhnische Voraussagung in Erfüllung gehen. „Das Alleinliegen zu Hause macht mein Angesicht ganz zerreißen," sagte Owu; „ich konnte es nicht mehr aushalten und bin deshalb gekommen." „Da hast du recht getan," sagten die andern; „komm sitze da auf die Matte hin." — Inzwischen war das Essen fertig geworden. Akotias Priester streute zuerst seinem Fetisch etwas davon hin, tat dann selber Bescheid, worauf auch die andern sich den schwarzen Bock schmecken ließen. Es wurde viel über den Guinea-Wurm und die drei folgenden Festtage geplaudert. Mensa Kwao sprach sich fast beleidigend darüber aus, daß weder Odonko noch Owu ein Mittel wisse, die Krankheit wenigstens aufzuhalten, bis diese Tage vorüber seien. Er wette, daß wenn Owu sich ihm in die Kur gebe, er ihn bis morgen so weit habe, daß der Kranke an allem was vorkomme, sich beteiligen könne. Odonko und Owu nahmen ihn bei diesem seinem Wort, und so kam es schließlich zur Wette. Darüber war denn

auch das Essen und Schnapstrinken zu Ende. Owu rutschte wieder heim und Mensa Kwao versprach, nach einer halben Stunde sich mit seiner Arznei bei ihm einzustellen.

Der erste Hauptfesttag (der vierte Dienstag im August) war angebrochen. Nachdem am Morgen dieses Tages abermals vor einer ungeheuer großen Volksmenge die Wulomo das Lob ihrer Fetische gesungen, die Frauen ihnen Wasser gebracht und die Wongtschä ein gutes Jahr geweissagt hatten, begab sich Lakpas Priester in sein Gehöft, um sich für das Reinigen des Weges zum heiligen Fetischhain vorzubereiten. Bald darauf wird er in seinem Ornat sichtbar; er hat ein schneeweißes Tuch nach Frauensitte angelegt, ein breiter Hut mit nach hinten und vorne armlang herabhängenden Franzen bedeckt sein Haupt. So tanzt er einige Gänge und singt dabei ein sinnloses Lied. Dann nähert er sich dem Ausgang des Hofes und stürzt auf die Volksmenge zu. Diese schreit: „er kommt, er kommt,“ und stiebt auseinander. Denn wen der Priester erhaschen kann, dem entreißt er sein Gewand. Wer aber ohne ein solches in seine Hände kommt, dem flucht er. Von dieser Jagd zurückgekehrt, beginnt Lakpas Hausgesinde eine kurze Strecke Wegs zu reinigen, sie sind aber dabei so wild, daß sie allen vorübergehenden Fremden ihre Lasten vom Kopf herunternehmen und in Lakpas Gehöft tragen, wo dieselben später wieder können ausgelöst werden.

Es ist nun mäuschenstill geworden. Die ganze Fetischsippschaft hat sich in Lakpas Hofraum zurückgezogen. Draußen harrt die Menge. Lakpas Wulomo mit seinen Gehilfen, sowie die Wulomo von Akotia und Krolo erheben sich stillschweigend, nahen den heiligen Oku-Töpfen, die auf beiden Seiten der Tempeltüre stehen, besprengen sich mit Oku (Rotholzbrühe) und treten in den Vorhof. Hier bleiben die drei

letzteren zurück. Nur Lakpas Priester begibt sich ins innerste Heiligtum, holt dessen Trommel und übergibt sie seinem Gehilfen in der Vorhalle, dann ergreift er einen Besen und kehrt tanzend vor seinem Meister (vor Lakpa, beziehungsweise dessen Trommel) den Weg. Der Trommelträger tanzt ebenfalls wie von der Trommel geschoben, und das so geschickt, daß selbst Ungläubige sich des Eindrucks nicht erwehren können, der Tänzer folge willenlos nur den Bewegungen der gleichsam lebenden Trommel. So tanzen sie einige Minuten im Hof herum und dann ins Freie hinaus, um hier die Trommel auf den Boden zu setzen. Dann kehrt Lakpas Priester zurück in den Tempel, wo die beiden andern seiner geharrt, übergibt jedem derselben die Trommel seines Fetisches und geleitet sie in der oben beschriebenen Weise ins Freie. Währenddem stimmen die Wongtschä, sowie die zu Tausenden versammelten Festgenossen einen eigentümlichen Lobgesang an, in welchen die Volksmenge brüllend einfällt, sobald die Trommel das Freie erreicht hat.

Es tritt nun wieder eine Stille ein. Jetzt werden auf den drei heiligen Trommeln die Felle erneut. Das alte Fell wird von der Trommel erst entfernt, wenn das neue darüber hingebreitet ist, damit ja niemandes Auge in das (leere) Innere hineinschaue. Endlich werden die Trommeln noch mit heiligem Oku gewaschen und ihnen Bärte von Palmbast gemacht. Damit hat, wenigstens für das Volk, der Festtag sein Ende erreicht. Die Wulomo haben aber noch bis gegen 10 Uhr Wache zu halten. Hierauf tritt Lakpas Wulomo heran, hebt seines Herrn Trommel in die Höhe und läßt sie dann zu Boden fallen. Der zugleich mit einer gewissen Formel beschworene Fetisch macht dabei, daß dieselbe kerzengerade auf den Boden zu stehen kommt und bezeichnet damit das kommende Jahr als ein gutes. Dasselbe

geschieht mit den beiden andern Trommeln. Ist das alles vorbei, so bereiten sich die Wulomo zum geheimen Rundgang vor, um — „Gift zu säen.“ Zuerst tragen sie die Schläger von Lakpas Trommel durch die Stadt und sollen dabei in frühern Jahren jeden, der ihnen begegnete, niedergestochen haben. In unsrer Zeit aber begnügen sie sich damit, den Vorübergehenden mit ihren Messern die Haut zu ritzen. Ihnen absichtlich auszuweichen, wagt nicht leicht ein Neger, da er fürchten würde, hiedurch den Unwillen des Fetisches zu erregen. Sind die Wulomo vom ersten Gang zurückgekehrt, so beginnt ein zweiter Gang, auf welchem Akotias Trommel von dessen Wulomo getragen wird. Statt die ihnen Begegnenden zu verwunden, spenden sie diesmal Segenswünsche an alle jungen Leute, die im Laufe des Jahres Akotia beschenkt haben. Schließlich tragen sie die Trommeln wieder an ihren Ort.

So wären die Ereignisse des ersten Hauptfesttages an uns vorübergegangen, ohne daß uns Owu dabei zu Gesicht gekommen wäre. War er denn nicht dabei? Hat Mensa Kwao vielleicht umsonst den Prahlhans gespielt? Doch nicht. Kaum war Owu am Montag Abend nach Hause gekommen, als sich auch schon Mensa einstellte und ihm seinen Fuß derart verband oder vielmehr beizte, daß Owu beinahe laut geweint hätte, wenn's bei den Negern nicht für eine große Schande gelten würde, wegen körperlicher Schmerzen zu weinen. Das was Mensa Kwao auf den Fuß band, war zum größten Teil zerriebener spanischer Pfeffer; was sonst noch dabei war, erfuhr Owu nicht. Dieser Verband mußte die ganze Nacht bleiben, was natürlich dem Kranken den Schlaf raubte. Als aber Mensa am Morgen wieder kam, war wirklich der Fuß ein wenig abgeschwollen; die Schmerzen hatten etwas nachgelassen und Owu konnte wieder auf seine

Füße stehen, auch zur Not ein wenig hinken. Er war aber zahm geworden und entschloß sich, den Dienstag über so ruhig als möglich zu bleiben. Doch konnte er es nicht lassen, als alle Fetische nach einander sich einstellten, auch seinen Fetisch reden und ein gutes Jahr verkündigen zu lassen. So schön hatte vor ihm noch kein Wongtschä gesungen. Er hätte auch besser tanzen können, wenn er sich hätte zwingen wollen. Das tat er aber nicht, weil er seine Kräfte für den nächsten, höchsten Festtag sparen wollte. Dieser, der vierte Mittwoch im August, ist nämlich, wie der Neger sagt, das „Auge" des ganzen Festes. Zu Hunderten, ja Tausenden sieht man an diesem Tage schon in aller Frühe die Festbesucher von nah und fern herbeiströmen, um der Segnungen des Lakpa teilhaftig zu werden, die verschiedenen Tanzaufführungen zu sehen und sich am wüsten, unzüchtigen Treiben zu beteiligen.

Schon während des Vormittags beginnen die Feierlichkeiten. Die Fetischsippschaft ist im Hofe Lakpas versammelt, die Menge außerhalb desselben. Alle verhalten sich äußerst ruhig. Die Wulomo besprengen sich mit heiligem Oku und befördern auf die gleiche Weise wie tags zuvor die Trommeln aus dem Tempel ins Freie. Jetzt gilt es, dieselben zu stimmen. Die Trommeln der Neger sind von Holz, und zwar aus e i n e m Stück geschnitzt. Unten sind sie offen, oben mit einem Antilopenfell versehen, das in Schnüren gefaßt und an Zapfen befestigt ist, welche im Bauch der Trommel stecken. Indem diese Zapfen tiefer hineingetrieben werden, wird das Fell gespannt und das Instrument gestimmt. Bei den Fetischtrommeln darf aber nicht lange probiert werden, sondern der Gehilfe von Lakpas Wulomo hat mit je drei Schlägen auf einen Zapfen das Richtige zu treffen. Ein runder Kieselstein dient ihm dabei als Hammer. Feierlich tritt er zuerst an Lakpas Trommel heran und tut

den ersten Schlag: „Schio-toi“ (Elefantenohr), schreit die Menge. Damit soll gesagt sein, daß wenn die Verehrer des Fetisches einen Feind hätten, der so groß wäre wie ein Elefant, dennoch dieser eine Hieb genügte, ihn zu vernichten. Es erfolgt der zweite Hieb und das Volk schreit: „Sulo-toi“ (Ohr des Vergifters), und glaubt dadurch alle heimlichen Nachstellungen entkräftet. Beim dritten Schlag ertönt es: „Kploko-toi“ (Sauohr), welches Schimpfwort ebenfalls den Feinden des Fetisches gilt. Ist er fertig, so geht er dreimal in feierlicher Weise um die betreffende Trommel herum, tritt dann zurück und macht drei hiezu bestimmten Männern Platz, die nun das heilige Trommeln eröffnen. Ehe das Trommeln aber beginnt, holt Lakpas Priester die heilige alte Haue aus dem Tempel, erhebt dieselbe, und im Nu ist die große unabsehbare Menge in zwei Haufen gespalten. Die lautloseste Stille tritt ein. Lakpas Wulomo besprengt die ganze Fetischsippschaft mit heiligem Oku. Der Mann hinter Lakpas Trommel ergreift die Schläger, hebt sie dreimal gen Himmel, worauf er im Takt 11 Schläge auf die Trommel tut: koto, koto, kotokoto, tototo. Ihm nach tun es die beiden andern, und endlich alle drei dreimal mit einander, wozu Lakpas Wulomo tanzt. Das ist das Gebet, die Anrufung des Lakpa, das Feierlichste, was es in diesem Kultus überhaupt gibt. Deshalb darf kein Schlag mehr oder weniger geschehen, auch muß der Takt aufs genaueste eingehalten werden. Nun folgt eine Prozession nach dem Fetischhain, bestehend aus sämtlichen Wulomo und sechs tanzenden „Fetischmüttern,“ welch letztere jedoch dem Hain nur halbwegs nahen dürfen, während die Priester unmittelbar vor denselben hintreten und hier abermals das Trommel-„Gebet“ feierlich verrichten. Zu der harrenden Menge zurückgekehrt tanzt nun zuerst Lakpas Wulomo, dem sich zunächst alle andern Wulomo, dann die

Könige und Stadtältesten und endlich alle Festgenossen anschließen. Jeder tanzt einzeln für sich, der ganze Haufe mischt sich wie ein großer Ameisenhaufen durcheinander. Derselbe ist aber in einem Augenblick wieder in zwei Heere gespalten, sobald Lakpas Wulomo die heilige Haue ergreift. Es wiederholt sich das Ganze noch einmal. Dreimal wird mit den Schlägern gen Himmel gewiesen, und so fort bis zur Entwirrung der Menge. Dann stimmt der Gehilfe noch einmal wie zuvor die Trommeln, noch einmal werden die elf Schläge verschiedenemal getan, worauf der Wulomo des Lakpa und die sechs heiligen Tänzerinnen zuerst an vier Orten des freien Platzes tanzen, und dann den Gang nach dem Fetischhain wiederholen.

Es ist jetzt ungefähr zwei Uhr nachmittags. Während die Menge vor Lakpas Hause noch immer tanzt, begibt sich eine Anzahl junger Männer in das Stadtquartier des Königs, ergreift dort einen zukünftigen Thronerben, trägt ihn tanzend auf die Straße, wo sich andre anschließen und sich mit ihnen auf Lakpas Gehöft zu bewegen. Sobald man sie von dort aus erblickt, ist das Zeichen zum großen Tanz gegeben. Hunderte kommen ihnen entgegengesprungen, und während diese nun vorwärts taumeln, ergeht sich die Menge, alt und jung, in unzüchtigen Umarmungen. Das dauert fort, bis der Thronerbe in Lakpas Gehöft angekommen ist. Eine kurze Pause tritt nun ein, bis eine Anzahl kinderloser Frauen einen auf einem kleinen Erdhaufen in der Stadt liegenden Klumpen Eisenerz erfassen und in ähnlicher Weise sich Lakpas Gehöft nahen, wie vorher die jungen Männer mit dem Prinzen es getan. Das wüste Treiben beginnt von neuem und dauert fort bis gegen sechs Uhr abends. Zu all diesem unsittlichen Treiben werden natürlich die heiligen Trommeln geschlagen, der Tanz des Lakpa getanzt und Spottlieder gesungen.

Hat man sich auf diese Weise am Mittwoch dem Sinnenrausch hingegeben, so bedauert man am Donnerstag diejenigen, die nicht daran teilnehmen konnten, d. h. die Toten. Die Grabstätten der Neger befinden sich in ihren Wohnungen. An diesen Orten versammeln sich am Donnerstag in aller Frühe die Frauen und Mädchen, um eine lange Totenklage zu halten. Von dem Festessen wird ebenfalls auf die Gräber gestreut. Damit aber keinem der noch Lebenden es begegne, daß man nächstes Jahr um ihn weine, wird an diesem Tag, als dem ersten des neuen Jahres, von den jungen Leuten der Stadt jedermann langes Leben ins Haus gebracht. Es wird mit den heiligen Trommeln ein Rundgang gehalten von Haus zu Haus, und dazu etwa der Wunsch gesprochen: „Nimm Leben, nimm Leben, das nächste Jahr möge uns wieder erreichen!" Für diese Segenswünsche wird durch Geschenke an Lakpa gedankt.

Noch einmal versammeln sich gegen Abend alle Einwohner von La auf dem bekannten Platz. Wiederum werden die Trommeln feierlich gestimmt und geschlagen. Wiederum ziehen die Wulomo zum Fetischhain; ihre Rückkehr darf aber von keinem Auge beobachtet werden, jedermann muß unter sich schauen. Wer aufzuschauen wagt, stirbt im Lauf des Jahres. Dann übergibt sich noch einmal die Menge einem jetzt noch dazu durch das Dunkel der Nacht begünstigten unzüchtigen Treiben, bis die Wulomo die Trommeln endlich in den Vorhof des Tempels tragen und das Volk entlassen. Das Fest ist damit zu Ende, die Festzeit aber noch nicht. Doch darf jedermann während der nächsten acht Tage seiner Berufsarbeit nachgehen. In dieser Zeit haben jeden Morgen und jeden Abend die Wulomo in ihrem Amtsschmuck, sonst aber unbekleidet, den Fetischen ihre Aufwartung zu machen; das Volk aber schlägt die Zeit tot mit

Essen und Trinken. Erst am zweiten Freitag nach dem Fest wird auf folgende Weise der Schluß gemacht: Es versammeln sich alle Wulomo und Wongtschä, sowohl männliche als weibliche, in Lakpas Haus; die Wulomo tragen die Trommeln ins innere Heiligtum. Lakpas Wulomo macht ein Essen zurecht, zu dem er und Akotias Priester sich setzen. Sie essen aber nicht, sondern lassen die Bissen auf den Boden fallen. Endlich wird das Essen weggenommen, und die ganze Sippschaft begibt sich zum offiziellen Biertrunk in des Königs Haus. Nachdem der ungeheuer große Topf seines Inhalts entleert ist, wird die letzte Kürbisschale voll dem Wulomo des Lakpa gereicht und alle erheben sich zum Segensspruch. Dieser wird zunächst von den verschiedenen Wulomo und dann von Lakpas Wulomo gesprochen, wobei die Menge brüllend respondiert. Die Wulomo und ihre Genossen begeben sich sodann in ihre Wohnungen, worauf sofort die königlichen Trommeln der Stadt verkündigen, daß die heilige Festzeit vorüber ist. Jetzt aber kommt noch eine Nachfeier fürs Volk. Rückständige Totenkostüme werden gemacht, Streitigkeiten geschlichtet, Hochzeiten veranstaltet 2c., lauter Gelegenheiten, bei denen entsetzlich viel Schnaps getrunken und viel Zeit totgeschlagen wird. Sehr häufig versäumen dabei viele das Bestellen der zweiten Saat, und das schon vor dem Feste zubereitete Ackerfeld bleibt brach liegen.

Doch nun wieder zurück zu O w u. Wir sahen ihn zuletzt, wie er am Dienstag seinen Fuß schonte, um am Mittwoch recht rüstig auf den Beinen zu sein. Es half ihm aber diese Vorsicht nichts. Denn schon in der folgenden Nacht mehrten sich die Schmerzen, und Owu mußte nicht bloß die Festzeit über, sondern auch noch viele Wochen hernach fest auf der Matte liegen, ehe sich der Wurm zurückzog, die Wunde sich schloß und die Eiterung eintrat. Sein

Gönner Odonko schnitt ihm nun den Fuß auf. Ein altes, etwas spitziges Taschenmesser wurde an einem Stein gewetzt, dann die Klinge vorne mit dem Daumen und den zwei nächsten Fingern so gefaßt, daß ihre Spitze $^1/_2$ Zoll lang vorstand und diese mit festem Griff an der Stelle in den Fuß eingedrückt, wo man den Kopf des Ungeheuers vermutete. Es erfolgte ein lauter Schrei und die Schmerzen waren gehoben, weil sofort eine bedeutende Entleerung von Eiter eintrat. „Koche ihm eine gute Hühnersuppe," sagte Odonko zu Owus Weib gewendet, „damit er nach so langer Zeit wieder einmal vergnügt essen und dann schlafen kann." Es geschah, und volle zwölf Stunden genoß der Kranke einen süßen Schlaf. Als er erwachte, entdeckte er zu seiner Freude den Kopf des Tieres am Eingang der Wunde. Immer weiter streckte sich derselbe vor und Owu konnte anfangen, den Wurm auf ein kleines Hölzchen aufzurollen und ihn allmählich herauszuwinden, was aber immerhin noch 4—6 Tage in Anspruch nahm. Die Wunde heilte darauf schnell zu und die Sache war abgemacht.

Owus Geldvorrat war aber infolge dieser Krankheit sehr auf die Neige gegangen. Für Ärzte hatte er freilich nicht viel ausgegeben. Mensa Kwao wollte seine Forderung geltend machen, geriet aber mit Owu und mit seinen andern Kollegen in Streit; denn gereizt, wie man bei dieser Krankheit ist, wies Owu seine Forderung mit der größten Entrüstung zurück. Er sei weiter nichts als ein Prahlhans und ein schmutziger Geizhals. Darauf Mensa: „Du hättest sollen dein Tanzen lassen, für das habe ich dir nicht garantiert; aber du meinst, du müssest überall vorne dran sein, ohne dich gehe es nicht." So zankten sie aufeinander los und wären sicher handgemein geworden, wenn nicht zufällig Odonko und Labi vorbeigegangen wären, den Spektakel gehört und den

Streit geschlichtet hätten. Mensa mußte seine Forderung zurückziehen.

Was aber Owu so viel Geld kostete, das waren die vielen Besuche, die er die Festzeit über zu empfangen und als angesehener Mann mit Schnaps zu regalieren hatte. So war ihm sein Erspartes unversehens zu Wasser geworden, denn: wie gewonnen, so zerronnen!

9. Kapitel.

Owus Glücksstern steigt.

Nicht lange nach seiner Genesung erhielt Owu einen sehr wichtigen Besuch, der gar erfreuliche Folgen für ihn haben und seinen Beutel bald wieder füllen sollte. Es war Lomo, einer der reichsten Männer von Christiansborg, der ihm seine Not zu klagen kam. Was ihm fehlte, war der Kindersegen. Eine kinderlose Ehe ist in den Augen der Neger etwas Unerträgliches. Lomo war ein frommer Heide und rechtschaffener Mann. Er hatte sein Weib Abla lieb und wollte deshalb das Äußerste versuchen, um von ihr Kinder zu bekommen, ehe er ein zweites Weib nehme. Nachdem er längere Zeit auf Kindersegen umsonst gewartet hatte, war er zuerst zum Wongtschä Labi gegangen. Dieser hatte sich seine Mühe gut bezahlen lassen und die Erklärung abgegeben, der Stammesfetisch der Frau verhindere die Schwangerschaft. Lomos Frau war von La gebürtig und stand zunächst unter Lakpa. Diesen suchte nun das Ehepaar auf, um ihn zu versöhnen. Sie nahmen 1 Flasche Branntwein und 1 Mark in Muschelgeld, um sich damit beim

Wulomo anzumelden. Dieser wußte auch sogleich Rat. Er erklärte, beide Eheleute müßten sich in geheiligtem Wasser waschen. Er brachte eine große hölzerne Schüssel herbei, flocht aus einer dünnen Schlingpflanze einen Kranz und legte ihn in die Schüssel. Dann ging er in den Tempel, holte ein heiliges Schöpfgeschirr voll Wasser, rief Gott und die Erde, Väter und Mütter, (männliche und weibliche Fetische) an und goß etwas vom Wasser vor das Ehepaar hin, indem er sagte: „Gute Kinder sollen kommen!" Dann tat er das Gleiche im Rücken des Paares und sagte: „Böse Kinder — d. h. solche, die bald wieder sterben — sollen nicht kommen!" Hierauf goß er dreimal in kurzen Zwischenräumen etwas Wasser auf den Kranz in der Schüssel und und füllte das Gefäß soweit mit Wasser, daß es zum waschen ausreichte, legte dann noch den Segen, der an seiner Person als Priester haftete, in das Wasser, d. h. er nahm dreimal den Mund voll und wusch damit Stirne, Brust und Schultern, so daß es wieder in die Schüssel troff, und ließ endlich Lomo und dessen Frau mit dem so zugerichteten Wasser sich waschen. Den Rest mußten sie so ausschütten, daß es auf sie zulief, was der Wulomo dahin erklärte, daß gerade so der Kindersegen sich ihnen zuwenden werde. Der Kranz wurde nun entwirrt, und mit den einzelnen Schlingpflanzen wurden Hals, Hände und Füße der beiden bekränzt und mit heiliger Erde bestrichen. Dann schenkte der Wulomo ein Gläschen Schnaps ein, hob es gen Himmel, sprach ein langes Gebet, in welchem er wieder Gott und die Erde, sowie alle Fetische für dieses Ehepaar um Kindersegen anrief, goß dann ein wenig Schnaps auf den Boden und trank den Rest. Schließlich mischte er mit dem ausgeschütteten Branntwein etwas Erde und strich dieselbe beiden auf die Herzgrube. Damit war die Feierlichkeit zu Ende. Voll neuer

Hoffnung ging Lomo mit seiner Frau nach Haus; aber bald genug fanden sie, daß man sie betrogen hatte.

Noch manches Mittel wurde probiert, noch mancher Fetischmann gab um teures Geld nutzlosen Rat, bis sich Lomo endlich an Owu wandte. Dieser war sofort bereit, den bösen Geist, den „Gbeschi“ auszutreiben, der am Unglück schuldig sei, und ihn an einen bestimmten Ort zu bannen. Wenn das geschehen sei, dann könne er dem Weibe nichts mehr anhaben, sie dürfe nur nicht mehr an jener Stelle vorbeigehen. Lomo gewann aufs neue Zuversicht, und obgleich er im Unmut schon mehr als einmal beteuert hatte, nie wieder zu einem Wongtschä zu gehen, so bat er doch nun Owu, sein Mittel anzuwenden. Die Austreibung des Gbeschi wurde auf den nächsten Dienstag festgesetzt. Lomo sollte für 4 weiße Hühner, $4^1/_2$ Mark in Muschelgeld, 6 Flaschen Branntwein und eine große Kalebasse oder hölzerne Schüssel sorgen. Auch sollten sich seine Verwandten so zahlreich als möglich einstellen.

So finden wir denn am besagten Tage etwa 20 Leute, Männer und Frauen, im westlichen Teil der Stadt Christiansborg in Lomos Hofe versammelt. Unter ihnen sind Owu und Kwaku; der erstere in seiner vollen Amtstracht. Man hat ihnen ein gutes Frühstück bereitet, worauf Owu seine Anordnungen trifft. Zuerst muß Lomo in Begleitung von Kwaku an drei Ausgängen der Stadt auf dem Weg etwas Gras so ausrupfen, daß noch Erde daran hängen bleibt, und beides zu Owu bringen. Dieser legt die Grasbüschel in die gebrachte Holzschüssel, gießt Wasser darauf, legt auf jede Seite der Schüssel zwei Hühner, teilt das Muschelgeld in zwei gleiche Haufen und stellt zu jedem eine Flasche Branntwein. Hierauf tanzt er ein wenig, während Kwaku die Pauke schlägt. Dann wird die schüchtern herzutretende Abla aufgefordert, auf

jeden der beiden Muschelhaufen einen Fuß zu setzen. Owu hebt die Holzschüssel in die Höhe und setzt sie ihr auf den Kopf, während sie dieselbe mit beiden Händen zu fassen und dabei noch mit jeder Hand zwei der weißen Hühner festzuhalten hat. Regungslos soll sie dastehen. Owu ergreift die Fetischpauke, schlägt sie und beginnt dann den Gbeschi zu beschwören: „Ich sage dir, daß du aus dem Weibe ausfahrest und dir eine andere Wohnung aufsuchst, sei es in einem Stein, oder einem Ameisenhaufen. Du mußt gehen, wenn du auch nicht willst, ich befehle dir's u. s. f. Owu hatte richtig spekuliert; denn kaum hatte er in dieser Weise etliche Minuten an das Weib hingeredet, als diese vor Müdigkeit und Betäubung nicht wußte, wie ihr geschah, da Arme und Füße ihr krampfhaft steif wurden. Sie sah, daß es aus dieser fatalen Stellung keinen andern Ausweg gab, als davon zu rennen. Und das eben war es, was Owu bezweckt hatte. Als er bemerkte, wie sie vor Müdigkeit anfing zu zittern, ja sogar Hände und Füße zu rühren, rief er: „Seht, er kommt, er geht, er fährt aus! Da, fort! in der Richtung!“ Und richtig, Abla taumelt davon, daß die Zuschauer wirklich meinen, sie sei in der Gewalt des Gbeschi, der sie treibe. Owu mit der Pauke und Kwaku mit der Schnapsflasche folgen ihr, hinterher die übrige Gesellschaft. Ungefähr alle hundert Schritte schüttet Kwaku etwas Rum auf den Boden, um des Gbeschi Rückkehr zu verhindern. Owu aber schreit den Gbeschi an: „Da hinaus mußt du, diesen Weg gehen u. s. w.“

So war man endlich nördlich von der Stadt ins Freie gekommen, wo sich ein hoher Termitenhaufen neben einem Baume befand. Hieher trieb Owu den Gbeschi, indem er erklärte: „Da hinein mußt du!“ Das Weib stürzte also auf diesen Ort zu, warf die Holzschüssel

samt den Hühnern auf den Boden und rannte mit ihren Begleitern davon so schnell sie konnte. Nur Owu und Kwakú blieben zurück, um den Gbeschi festzubannen. Sie zogen auf dem ganzen Platz die einzelnen Grashalme zusammen und banden sie in Büschel. Ein gutes Abendessen mit reichlichem Schnapsgenuß beschloß das Ganze.

Ohne viel Aufsehen wußte Owu nebenher von erfahrenen Freunden Mittel zu erfragen, die gegen das Leiden der Frau vielleicht dienen konnten, und wirklich, nach einem Jahre war Freude in Lomos Haus eingekehrt, denn seine Frau war eines Knäbleins genesen. Lomo war von Haus aus eine Odehe, d. h. ein Freier oder Adliger. Wurde in seiner Familie schon ohnehin jeder Brauch der Väter genau befolgt, so nahm sich Lomo vor, bei diesem seinem langersehnten und teuer erkauften Erstling mit doppelter Sorgfalt genau darüber zu wachen, daß nichts versäumt werde, was zu tun die Alten für gut fanden. So wurde denn beim erstmaligen Waschen dem neuen Weltbürger von der Großmutter dreimal sorgfältig der Schwamm auf den Mund gedrückt mit der Formel: „Ein bescheidener Gaer spricht nicht, ehe der Wind weht.“ Dadurch glaubte man allen unnötigen Vorwitz und voreiliges Schwatzen von dem Jungen verbannt zu haben.

Acht Tage nach der Geburt des Kleinen fand seine Darstellung (wörtlich: Hervorziehung, Offenbarung) statt. Bis dahin war die Geburtsstätte aufs ängstlichste bewacht worden, damit kein Fremder ihr nahe, der durch mißgünstigen Blick Unheil anrichten könnte. Jetzt, am achten Tage, sollte er der Verwandschaft im weiteren Sinn gezeigt werden. Mit dem ersten Akt der Zeremonie war Ofoli, ein unbescholtener Jüngling, beauftragt worden. Unmittelbar vor Tagesanbruch trug Ofoli das Kind unter eine gewisse, vorher angefeuchtete Stelle des Daches, benetzte mit dem herab-

tropfenden Wasser demselben dreimal den Kopf und sprach dazu: „Betrage dich so gut, wie ich mich betrage. Ehre deinen Vater und deine Mutter. Werde kein Faulenzer, sondern sei fleißig und arbeite für sie.“ Diesen Segenswünschen fügten die umstehenden Frauen noch viele andere bei, z. B.: „Eines Ältesten Frau sollst du wie deines Vaters Frau betrachten,“ d. h. kein böses Gelüste nach ihr haben. — „Werde kein kränklicher Mensch, sondern ein gesunder, damit du arbeiten kannst.“ — Als der engere Familienkreis auf diese Weise das Kind gesegnet hatte, trug es Ofoli wieder ins Zimmer hinein.

Die Hauptfeier fand erst am Nachmittag statt. Zu dieser hatten sich sämtliche Verwandte, das Familienhaupt an der Spitze, eingestellt; die Männer standen im Hof, die Frauen in dem offenen Zimmer der Wöchnerin. Als sich alles gesetzt hatte, wurde das Kind abermals von Ofoli aus dem Zimmer geholt und zwischen beide Gruppen gelegt. Dann erhob sich das Familienhaupt und redete den Neugeborenen mit dem Gruß an, mit dem man Leute grüßt, die aus der Ferne kommen: „Wie steht es da, wo du herkommst?“ worauf die Mutter antwortete: „Es ist Friede.“ — „Wie geht es den dortigen Bewohnern?“ Antwort: „Sie sind wohl.“ Dann erteilte er dem Kleinen eine ganze Reihe Ermahnungen und hieß ihn herzlich willkommen: „Du bist auf eine Hand hin gekommen, wir begrüßen dich mit beiden.“ „Du bist ins Kraut (d. h. ins Wohlleben) gekommen, laß es dir bei uns gefallen.“ Nachdem er so den Kleinen begrüßt hatte, wandte sich der Sprecher an die Eltern: „Glück zu, Glück zu! Ihr habt Großes vollbracht.“ Endlich dankte er noch den Frauen, die bei der Wöchnerin saßen. Dem Familienhaupt nach taten alle anwesenden Erwachsenen ein Ähnliches, nur machten sie es kürzer. Hierauf wurden die Töpfe

mit dem Getränk herbeigeholt und einige Jünglinge servierten. Wer nicht sofort trinken wollte, ließ sich sein Teil in eine Flasche oder Kalebasche schütten. Als der letzte Rest vom Getränk in eine Kalebasche gefüllt war, reichte man dieselbe dem Familienoberhaupt zum Gebet. Alle Männer erhoben sich und jener begann: „Dscha, omanye aba!“ „Laß Frieden kommen!“ worauf alle mit „Jao!“ einfielen. „Unsere Zahl möge feststehen, unsere Sitze sollen feststehen; wenn wir eine Sache schlichten, soll es uns gelingen; kein Verbrechen möge in unserer Mitte gehört werden; ferne sei von uns, daß jemand ein Beispiel der Auflehnung gebe.“ Dann erfolgte die Schlußformel, ebenfalls dreimal gesprochen: „Wir haben gesegnet“, worauf das Familienhaupt den Rest des Getränkes auf den Boden ausgoß.

In Lomos Familie war es nicht wie in einigen andern Sitte, daß man zu dieser Feierlichkeit einen Wongtschä beizog. Heute brachten es aber die Umstände mit sich, daß man Owu und seinen Begleiter als Festgäste einlud. Und da dieselben der Einladung wirklich Folge leisteten, so wollte man ihre Gegenwart auch benützen und von ihnen erfahren, welcher Abgeschiedene in diesem Neugeborenen wieder in dieser Welt erschienen sei. Owu verlangte deshalb einen Topf mit Wasser und sagte, er werde den Okra (Schutzgeist) des Kindes in das Wasser zitieren und fragen. Owu wußte, daß man in einer so adelsstolzen Familie nicht einen fremden, hergelaufenen Geist in dem Kinde wohnen wissen wollte, sondern lieber einen der eigenen Ahnen; er hatte darum nicht lange in den Topf geschaut, als er mit fremdklingender Stimme antwortete, es sei im Neugeborenen die Seele von Lomos Vater wieder zur Welt gekommen. Freudig wurde diese Nachricht begrüßt. Owu sagte aber, die Seele habe Begleiter mit sich gebracht, und diesen müsse man ein Essen

kochen, ehe sie gehen. Man solle kleine menschliche Figuren aus Lehm machen, dieselben vor die Stadt hinaustragen und von dem Essen in kleine Gefäße neben sie stellen rc. Alles wurde pünktlich befolgt. Zum Schluß wollte nun auch der Großvater mütterlicherseits sich ein Ansehen geben. Nachdem nämlich der Brantwein getrunken war, nahm er das letzte Gläschen voll, trat in die Mitte des Hofes und sprach ein Dankgebet. Zuerst rief er Gott und die Erde, dann alle bekannten Hauptfetische, dann seines Vaters abgeschiedene Seele an. Er bezeugte, daß er allen diesen seine Tochter anvertraut und sie um Kindersegen angerufen habe, und schüttete nun jedem in seiner Ordnung etwas Branntwein auf den Boden. Von seines Vaters Geist sagte er: „Dich rief ich an am Tage der Schlacht, auf dich schwur ich und du verhalfst mir zum Sieg.“ Zuletzt trank er selber die paar letzten Tropfen und beendete dadurch die Feier. Der junge Sohn wurde Lomote, d. h. Kind des Lomo, genannt. Gerade so hatte Lomos Vater geheißen.

Inzwischen war Owu finanziell wieder in die Höhe gekommen. Mit seinem Neffen, und unterstützt von seinem Bruder, hatte er eine kleine Farm angelegt und mit Erdbohnen und Erdnüssen bepflanzt. Von dem Ertrage derselben konnte er beinahe seinen ganzen Lebensunterhalt bestreiten. Auch wurde er von seinem Bruder, einem Fischer, mit den nötigen Fischen versorgt, indem er seinen Neffen diesem beim Fischfang ab und zu helfen ließ. Auf diese Weise bedurfte er wenig bares Geld, um seinen Haushalt zu bestreiten. Er konnte deshalb fast alle Einnahmen von Lomo beiseite legen, und endlich war er imstande, seinem Schuldherrn zu kündigen und seinen Sohn auszulösen. So ging er denn eines Tages mit Abe zu diesem, und nachdem beide auf den Schemeln Platz genommen, sowie die gegen-

seitigen Begrüßungen des langen und breiten ausgetauscht hatten, begann Owu: „Wir sind eigentlich zu dir gekommen, um dir zu sagen, daß wir etwas Geld zusammengelegt haben, um dich zu bezahlen, damit du unsern Sohn, der bei dir ist, freigebest. Was sagst du dazu?" Der Schnapshändler besann sich ein wenig, denn die Sache kam ihm unerwartet. Dann sagte er: „Wann wollt ihr mich bezahlen?" „In vier Wochen," lautete die Antwort. Das war dem Mann zu frühe, denn er hätte den Jungen noch gern einige Monate ausgenützt. Dieses aber offen zu sagen, hatte er nicht den Mut. Er sagte deshalb, er habe nichts gegen die Loskaufung einzuwenden. Als aber Owu nach dem Betrag seiner Schuld fragte, machte der Händler zuerst ein langes Gesicht und sagte dann, auswendig wisse er es nicht; er habe es von Herrn Akwete (einem Mulatten) ins Buch schreiben lassen. Sobald er Zeit habe, gehe er zu ihm und lasse sich's lesen; sie sollten nach acht Tagen wieder kommen, dann wolle er es ihnen sagen. Owu merkte schon, wo es hinaus wollte, verbiß aber seinen Zorn. Herr Holm — diesen dänischen Namen trug der schwarze Schnapshändler mit Stolz — hatte nicht nötig, zu Herrn Akwete zu gehen, denn obgleich die Zahl seiner Schuldner sehr groß war, so wußte er doch den Betrag einer jeden Schuld genau bis auf Heller und Pfennig. Das Aufschreiben war nur geschehen, damit die ausstehenden Gelder im Fall des Todes seinen Erben nicht verloren gingen.

Als nun Owu nach acht Tagen wieder kam, erklärte Herr Holm, in seinem Buche stünden 30 Dollar ohne oder 45 mit Zinsen. In Owu kochte es. Er überwand sich aber und sagte ruhig: „Nein, 30 Dollar sind's und kein Heller mehr! Bar Geld habe ich von dir nicht erhalten, und sogar wenn das der Fall wäre, hätte mein Sohn die Zinsen reichlich

durch seine Arbeit verdient, denn er ist kein Kind mehr und du hast ihn wie einen Sklaven gehalten. Nun habe ich von dir nur Schnaps bezogen und weiter nichts. Ich zahle keinen Zins; hast du verstanden?" Der Schuldherr aber war unbeugsam und erklärte kaltblütig: wenn Owu keine Zinsen zahlen wolle, dann solle er es bleiben lassen, er behalte dann eben seinen Sohn noch länger. Wütend kehrte Owu dem schnöden Händler den Rücken und begab sich sofort zum Stadthäuptling, um gegen Holm Klage zu erheben. Dieser hörte ihn geduldig an, sagte aber dann: „Mit Klagen kannst du vorderhand nichts ausrichten, denn der Händler fürchtet weder Gott noch Menschen. Obwohl das Herkommen zu deinen Gunsten spricht, so fehlen doch alle Zeugen. Dein Bruder kann als solcher nicht gelten, und Herr Holm wird erklären, du habest ihm Zinsen versprochen. Ich rate dir, Vater Odonko zu ihm zu senden und ihm friedliche Vorstellungen machen zu lassen. Hört er die nicht, dann wollen wir sehen, was sich tun läßt."

Owu gehorchte, und Vater Odonko war alsbald bereit, den Vermittler zu machen. Dabei verfuhr er mit mehr als gewöhnlicher Schlauheit. Weit entfernt davon, offen dem Schnapshändler sein Anliegen vorzutragen, sprach er nur so ganz gelegentlich bei ihm vor, wie um ein Glas Branntwein zu trinken und ein wenig zu plaudern. Dabei entlockte er unvermerkt dem arglosen Wirt die wichtige Äußerung, daß wegen Zinsen zwischen ihm und Owu nichts ausgemacht worden sei. Damit hatte er seinen Zweck erreicht und begab sich zum Häuptling, um diesem die Nachricht zu melden. Von einem förmlichen Prozeß wollte dieser aber auch jetzt noch nichts wissen. Er fürchtete, der nicht von La gebürtige Händler werde seiner Vorladung nicht Folge leisten und dadurch ihn und seine Mitältesten in nicht geringe Verlegen-

heit bringen. Owu sollte die Sache privatim vor sie bringen; wenn man vier Flaschen Branntwein zahle, so wolle er die Stadtältesten (den Gemeinderat) bestimmen, daß sie den Mann kommen lassen und ihm solche Vorstellungen machen, daß er gewiß von seiner Forderung abstehe. Man solle aber ein wenig zuwarten, damit bei beiden der Zorn sich lege.

So ruhte denn die Sache 8 bis 14 Tage lang. Da, als Herr Holm behaglich neben seinem Branntweinfaß saß und ein Pfeifchen rauchte, erschien ein Junge aus des Häuptlings Familie und sagte, er möchte zum Häuptling kommen. Der Mann folgte. Wie überrascht aber war er, als er den Häuptling nicht allein, sondern in Gesellschaft von Owu und dessen Bruder, dazu von allen Stadtältesten umgeben, dasitzen sah. Natürlich erriet er sogleich, um was es sich handle. Man bot ihm einen Stuhl zum Sitzen an. Er wollte aber vorher wissen, ob eine förmliche Klage gegen ihn vorliege, in welchem Falle er sogleich wieder umzukehren entschlossen sei. Wer etwas von ihm wolle, solle ihn beim englischen Gericht verklagen. Das ist nämlich die Art der Mulatten und halbgebildeten Schwarzen, daß sie beim geringsten Anlaß mit der englischen Regierung drohen. Nun, Herr Holm ließ sich beruhigen, nahm schließlich den für ihn bestimmten Stuhl an und hörte — freilich mit trotziger Miene — auf ihre Vorstellungen, er möge doch dem Brauche der Väter treu bleiben und für eine Branntweinschuld angesichts der Leistungen des ihm verpfändeten Knaben von Owu keine Zinsen nehmen. Die Bitte schien aber erfolglos. Da riß dem alten Odonko die Geduld. Er sagte: „Wenn du nach Akra vor das englische Gericht gehen willst, dann gehen wir mit. Dort werde ich's nach deiner eigenen Aussage bezeugen, daß Owu dir keinen Zins versprochen hat.

Bevor wir aber nach Akra gehen, lassen wir durch Trommelschlag bekannt machen, daß es keinem unserer Stadtgenossen von heute an erlaubt ist, irgend welchen Branntwein von dir zu kaufen oder Lebensmittel an dich abzutreten. Besinne dich wohl, ehe du aufstehst und gehst." Holm wurde nachdenklich und eine Pause trat ein, die unser alter Mensa Kwao benutzte, um seinem Rivalen Owu doch auch eine kleine Lektion zu erteilen. „Du bist ein Kind," sagte er, „wer macht denn eine Schuld oder verpfändet gar seinen Sohn ohne einen Zeugen? Daß du dich auf deinen Bruder berufst, hat keinen Wert. Sein Zeugnis würde ja vor Gericht doch nichts gelten, da er dein naher Verwandter ist. Selbst wenn Herr Holm behaupten würde, er hätte den Jungen von dir gekauft, so könntest du nichts machen. Ich hätte dir doch mehr Verstand zugetraut; für deine Dummheit verdienst du eben doch eine Strafe." Und nun schlug der Redner vor, Owu solle 2 Doppelflaschen Branntwein zahlen, mit diesen wollten sie seinen Schuldherrn überreden, daß er von der Zinsforderung abstehe; beharre dieser aber bei seiner Forderung, dann garantiere er ihm (und dabei hob er seine beiden Fäuste gegen Holm in die Höhe), daß es um seine Wirtschaft in der Stadt geschehen sei. Da sich auch der Stadthäuptling dieser Ansicht anschloß, so erklärte schließlich der Händler, er wolle das Angesicht der Väter nicht sterben lassen, sondern auf ihre Bitte eingehen. Wenn ihm von heute an über vier Wochen Owu das Geld bringe, dann könne er seinen Knaben mitnehmen. Owu erklärte sich einverstanden, so sehr ihn auch die Worte von Mensa Kwao verletzt hatten. Der Branntwein wurde sogleich geholt und gemeinschaftlich getrunken.

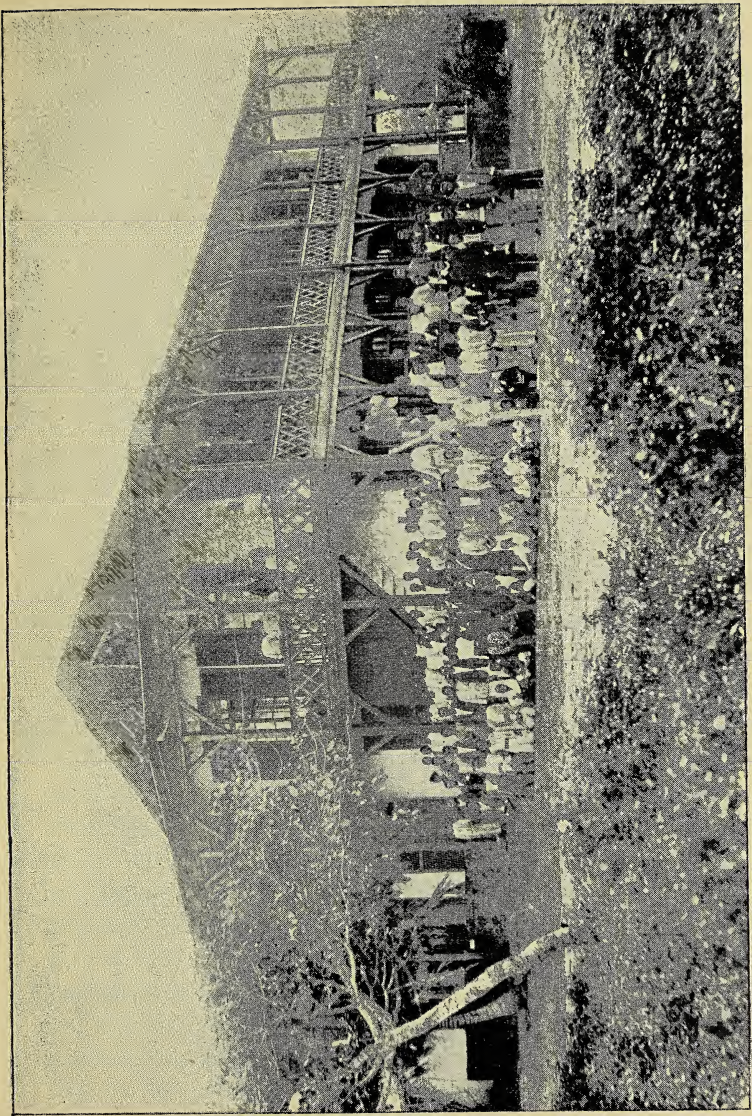
Vier Wochen später sehen wir sechs Leute mit großen Bastsäcken belastet, sich der Wohnung des Händlers nähern.

In diesen Säcken befinden sich 20000 Kauri (Muschelgeld), die Lösesumme für Odoi. An der Spitze der Träger schreitet Owu. Herr Holm aber ist ausgegangen. So stellten denn die Träger ihre Säcke im Hofe ab und setzten sich darauf nieder, während Owu ein Stuhl gereicht wurde, auf den er sich niederließ. Endlich erschien der Erwartete. Für die stattlichen Kauri-Säcke jedoch hatte er nichts als einen verächtlichen Blick und für Owu die enttäuschende Erklärung, er könne kein Muschelgeld brauchen, er verlange Silber. Owu fiel das Herz in die Schuhe. Denn wo hätte er jemand finden können, um dieses viele Muschelgeld in Silbermünze umwechseln zu lassen? Mit Holm weiter zu streiten, hatte er aber keine Lust. Er legte sich deshalb aufs Bitten, so schwer ihm das auch fiel. Er erhob sich von seinem Sitz, entblößte seine linke Schulter, zog seine Mütze ab, neigte sich vor Holm und sprach: „Herr Holm, ich bitte Sie sehr, sehr, nehmen Sie doch die Kauri an; Sie können sie ja leicht verwenden, ich aber weiß keinen Menschen, der mir alle eintauschte, denn ich habe mit den Europäern keine Bekanntschaft, und wenn ich mich an Schwarze wenden soll, dann steht es zu lange an. Ich bitte Sie nochmals: haben Sie Erbarmen!“ Aber so herzlich auch diese Bitte war, sie blieb vergeblich. Schweren Herzens und innerlich ergrimmt über die Bosheit dieses Menschen belastete Owu wieder seine Träger und trat den Heimweg an.

Wo anders sollte er sich jetzt wieder Rats holen, als bei Vater Odonko? Dieser brauchte sich auch jetzt nicht lange zu besinnen. Er sagte: „Siehe, da ist dein Vetter Abraham Odamete, der so viel mit den Missionaren in Christiansborg verkehrt! Wir haben zwar eine sehr harte Sache mit ihm gegessen, als er Christ wurde; aber ich glaube, wenn du zu ihm gehst und ihn bittest, wird er dich

doch vielleicht begleiten, und die Missionare, die für ihre Schüler und täglichen Bedürfnisse immer Muschelgeld nötig haben, werden dir vielleicht das deinige abnehmen." Auch das war ein Weg der Demütigung für Owu. Aber was wollte er machen? Er nahm seinen Bruder als Begleiter mit und ging hin. Abraham hörte die sehr lange und breite Erzählung geduldig an und sagte dann: „Hast du nun gesehen, wohin du mit deinem nichtswürdigen Treiben kommst? Früher hattest du etwas im Besitz, und deine Frau und Kinder waren frei. Dann hast du die Gemeinschaft der Betrüger aufgesucht, bist in Schulden geraten, und kaum daß es dir gelingt, deinen Sohn frei zu machen. Ich kehre mich nicht mehr an dich, obgleich du mein Vetter bist, denn du hast dich neulich auch nicht an mich gekehrt, als deine Freunde, die Betrüger, das Volk gegen mich aufgehetzt haben. Weil du nun aber doch gekommen bist und mich gebeten hast, will ich dein Angesicht nicht beschämen. Komme diesen Nachmittag um zwei Uhr, dann gehen wir miteinander nach Christiansborg; ich will sehen, was ich für dich tun kann."

Owu hatte noch nie ein europäisches Haus betreten; er hatte deshalb keine Ahnung davon, wie es im Innern desselben aussehe; von einem christlich-europäischen Familienleben hatte er vollends keine Ahnung. So war er denn voller Staunen, als er gegen Abend das Gebäude der Knabenanstalt in Christiansborg mit Odamete betrat. Schon das freundliche Aussehen der Schulknaben im unteren Stock, die im Hofe mit einander spielten, machte einen guten Eindruck auf ihn. Noch mehr aber die Wohnung des Missionars selbst. Man war gerade an der Abendmahlzeit. Daß man nun hiezu nicht auf niederen Schemeln kauerte, sondern alle mit einander, der Missionar, seine Frau und zwei



Missions-Schulgebäude in Christiansborg.

jüngere Missionare um einen Tisch her saßen, und statt mit den Fingern hastig drauf los zu fahren, mit Gabel und Messer gemütlich aßen und sich dabei lebhaft unterhielten, das setzte Owu in Staunen. Und als hernach die Missionare, obgleich sie nicht gerade Kauri nötig hatten, doch sofort auf Abrahams Bitte eingingen, trotz dessen Erklärung, der Mensch sei es nicht wert, daß man ihm den Gefallen erzeige, da er ein Lakalo, d. h. Betrüger sei, man solle aber Barmherzigkeit an ihm üben, vielleicht bekehre er sich einmal u. s. f. — da wußte Owu nicht mehr, was er sagen sollte. „Euer Haupt lebe ewiglich!“ und „eure Sache ist schön,“ war alles, was er hervorbringen konnte. Auf dem Heimweg sprach er sich über seine Eindrücke Abraham gegenüber aus, und dieser nahm die Gelegenheit wahr, ihm noch weiter zu predigen. „Was hast du denn von deinen Freunden, den Wongtschä? Keiner nimmt sich deiner an, wenn du in Not bist; einige hassen dich sogar und gönnen dir den Ruhm nicht, den du hast. Und wer wird denn auch so schamlos lügen, wie ihr lügt? Daß es keinen Fetisch gibt, weißt du besser als ich, und doch lügt ihr immer davon.“ Owu wußte auf solche Reden nur das zu seiner Entschuldigung vorzubringen, daß Gottes Sache nur für die Weißen bestimmt sei, für die Schwarzen müsse man den Fetisch haben, um sie im Zaum zu halten und den Gesetzen der „Alten“ Achtung zu verschaffen. Abraham ließ ihm aber diese Ausrede nicht gelten, indem er ihn darauf hinwies, daß auch die schwarzen Christen, obgleich von den Fetischen abgefallen, ihre Alten ehren und der Obrigkeit untertan seien.

Am nächsten Tag schon brachte Owu seine Säcke nach Christiansborg, wo auf der Veranda von einigen Schülern die 20 000 Müschelchen gezählt und ihm vom Missionar dafür 60 halbe amerikanische Dollar ausbezahlt wurden.

Von Abraham als unparteiischem Zeugen begleitet, eilte er noch am selben Abend zu seinem hartherzigen Gläubiger, zählte ihm die blanken Silberstücke auf den Boden und nahm dafür frohen Herzens seinen lang entbehrten Odoi in Empfang.

10. Kapitel.

Auf den Schai-Plantagen.

Für die Grasebene, die sich zwischen dem Akwapemgebirge und der See wellenförmig hinzieht, sind die runden Bergkegel, die da und dort unmittelbar dem Tiefland entsteigen, ein wahrer Schmuck. Es sind große übereinandergeschichtete Granitblöcke, die sich bis zu einer Höhe von 100 Fuß auftürmen. Für die Ritter des Mittelalters hätte es keine besseren Orte zum Anlegen für ihre Burgen geben können, als diese Kegel. Von ihnen aus läßt sich leicht weit und breit das Land beherrschen und mit einer geringen Besatzung ein großes Heer im Schach halten. Das haben auch eine ganze Reihe von Negerstämmen erkannt und sie zu ihren Wohnsitzen erkoren. Aber eine Schattenseite haben diese Bergfesten: es wächst nichts da oben. Die Bewohner müssen, wenn sie nicht verhungern wollen, in der Ebene ihre Pflanzungen anlegen. Da aber die nächste Umgebung der Kegel unfruchtbar ist, so müssen sie sich dem Akwapemgebirge nähern. Am Fuße desselben finden wir denn auch eine große Anzahl kleiner Dörfer, von den schönsten Palmenpflanzungen umgeben, wo sich die Bergbewohner fast das ganze Jahr hindurch aufhalten. Für gewöhnlich sind nur die von der Töpferei — ihrem Monopol — lebenden alten

Weiber, eine Anzahl mit ihrer Jungfrauenfeier beschäftigter Mädchen und einige alte Männer auf den Bergkegeln zu treffen. Hingegen werden alle Festlichkeiten da oben begangen, alle Toten hier begraben, alle Reichtümer hier aufbewahrt, und in Kriegszeiten ist der Berg der einzige Zufluchtsort.

Zu einem dieser Völkerstämme führt uns unsere Erzählung. Es ist der Schaistamm, der sich auf dem am südlichsten gelegenen Kegel in zwei Städten niedergelassen hat. Es sind aber nicht diese Städte, mit denen wirs zunächst zu tun haben, sondern das Dorf Adidom, mit dessen Hauptbewohnern wir uns bekannt machen wollen.

Agatschä war ein Neger alten Schlags, ein Bauer durch und durch. Dabei hielt er am Hergebrachten fest, wie vielleicht kein zweiter. Bei ihm wurde nie Jams gepflanzt, ehe auf dem Acker ein Opfer gebracht worden. Hiebei war er sorgfältig darauf aus, alles nach uralter Sitte geschehen zu lassen. Gekochter Jams mußte mit hartgesottenen Eiern zu einem Brei gestampft und unter Segenssprüchen auf das zu bepflanzende Feld gestreut werden, woran sich ein kleines festliches Mahl anschloß. War dann der Jams reif, so wurden einige Stücke davon als Opfer an einem Kreuzweg in zwei Haufen an den Boden gelegt. Bei der Maisernte wurde eine Art Altar aus Holzstäben errichtet und darauf acht reife Kolben ebenfalls in zwei Reihen gelegt. Zu diesen guten, alten Gebräuchen gehörte auch das, daß an den Rändern der Ackers immer etwas Korn für die Witwen und Waisen oder Armen stehen blieb. Bei besonderen Gelegenheiten wurde auch etwa ein Lamm oder eine junge Ziege geopfert, in zwei gleiche Hälften zerteilt und davon auf jede Seite des Altars eine gelegt. Zu jedem Teil wurde etwas Pfeffer, Salz und Öl getan und darum herum

dünnes Feuerholz gelegt, aber nicht angezündet. Alle diese Opfer wurden dargebracht, ohne daß irgend ein Fetischmann zugezogen wurde. Der Familienvater war der Priester nach patriarchalischer Sitte.

Neben allem dem beteiligte sich Agatschä aber doch fleißig am öffentlichen Fetischdienst. Ja, noch mehr: Fast jedes Jahr sehen wir ihn einmal zu einem Wongtschä pilgern oder denselben zu sich in sein Haus einladen, um ihn zu beschenken und sein Haus von ihm reinigen, d. h. von einem etwaigen Bann befreien und segnen zu lassen. So hörte er denn auch eines schönen Tages, drunten in Donja habe sich ein fremder Wongtschä niedergelassen, der wunderbare Dinge verrichte. Er habe ein Ding, das ganz glatt und glänzend sei. Bestelle man ihn zu sich in sein Haus, dann sehe man in diesem Ding alles, was man im Hause habe; wenn der Wongtschä aber hinein schaue, dann sehe er auch die Gedanken, die man im Kopfe habe. Ja, wenn man als ganz fremd zu ihm gehe, dann dürfe er nur auf dieses Ding hin sehen, so wisse er schon alles, wie es um den Besucher stehe. Agatschä beschloß, diesem großen Unbekannten seine Aufwartung zu machen. Er bestellte bei einem Weber einen schönen Teppich, kaufte ein Schaf und befahl seinem ältesten Sohne Tete, die schönste Pisangtraube auf der Farm auszulesen. An einem Montag Nachmittag nahm er einen kleinen Topf Palmwein auf den Kopf und lief in raschem Schritt dem zwei Stunden entfernten Wohnsitz des Wundermannes zu. Hier wußte man schon, was dergleichen unbekannte Besuche zu bedeuten hatten. Man reichte Agatschä einen Schemel, erwiderte seinen Gruß aufs freundlichste und ließ sich den von ihm dargebotenen Palmwein wohlschmecken. Als derselbe getrunken war, fragte Agatschä den Mann, ob er wohl am nächsten Freitag zu Hause sei, er wünsche näm-

lich an diesem Tag ihn zu besuchen. Als die Frage bejaht und noch einige gleichgültige Redensarten gewechselt waren, begab sch Agatschä wieder in sein Dörflein zurück.

Der Leser geht nicht fehl, wenn er in dem fremden Wongtschä den Helden unserer Geschichte erkennt. Wie kam aber Owu an diesen abgelegenen Ort? Es ist so Negerart, daß man sich vor dem Gerede der Leute unwillkürlich scheut. Seit er so berühmt geworden war, wurde gegen ihn Eifersucht rege und darum wollte er den Blicken und Reden anderer ausweichen; das hatte er als Wongtschä doppelt nötig.

So war er denn eines Tages plötzlich aus La verschwunden. Niemand wußte, wo er war; nur seiner Frau und Odonko hatte er mitgeteilt, daß er ein wenig verreise. Es war eine Art Entdeckungsreise. Zwar heilte er wie gewöhnlich Kranke, trieb böse Geister aus und verkaufte Amulette. Sein Hauptzweck aber war der, einen passenden Ort zu einem zeitweiligen, möglichst einträglichen Aufenthalt zu finden. Dabei machte er Bekanntschaften mit allerlei Wongtschä an den Ufern des Volta und an anderen Orten. Den besten Ort fand er zwischen den oberen und unteren Schai-Plantagen am Fuß des Akwapemgebirges. Hieher verbrachte er seine ganze Familie und gründete daselbst eine Ansiedlung, der er den Namen Donja (Tal-Ausgang) gab. Zweierlei Gründe bewogen ihn, sich hier niederzulassen: fürs erste das freundliche Entgegenkommen der unten am Gebirge hausenden Wongtschä, hauptsächlich aber der Aberglaube und die große Unwissenheit der Schaibevölkerung.

Mit echtem Kennerblick hatte Owu gemerkt, daß er in Agatschä nicht allein einen angesehenen Mann, sondern auch ein recht harmloses Naturkind vor sich hatte. Er versäumte deshalb nicht, teilweise noch in jener Nacht genaue Kunde über die Umstände dieses Mannes einzuziehen. Er

erfuhr, daß er es mit einem der angesehendsten Männer der Schai-Neger zu tun habe. Als Owu fragte, ob zwischen diesen und den Bewohnern von Wolo am Fluß Volta etwa Feindseligkeiten beständen, wurde ihm zu seiner angenehmen Überraschung diese Vermutung vollkommmen bestätigt. Es sei aber schon ziemlich lange her, daß die Leute des Stadtviertels, zu dem Agatschä gehöre, einen Mann von Wolo wegen einer unbedeutenden Sache so mißhandelt hätten, daß er an den Folgen gestorben sei. Beide Städte hätten lange mit einander prozessiert, die Sache sei aber nicht zum Austrag gekommen. Das war Wasser auf Owus Mühle. In Wolo wohnte sein bester Gastfreund, der Wulomo Kwabla. Diesem einen fetten Bissen in seine Küche zu weisen, dazu wollte er diese schöne Gelegenheit benutzen. Hiezu mußte er aber auch einige Wongtschä des Schaistammes in sein Geheimnis ziehen, sonst hätten ihm diese wahrscheinlich im stillen Opposition gemacht.

Der Freitag Morgen war gekommen. Agatschä und seine Leute machten sich, nachdem sie sich sorgfältig gewaschen, auf den Weg nach Donja. Er selber trug in einem kleinen Säcklein den oben erwähnten Teppich und in der einen Hand ein Huhn. Sein jüngerer Bruder hatte das Schaf in einem Tragkorbe auf dem Kopf. Sein Sohn Tete trug einen großen Topf mit Palmwein und sein Sohn Aga die Pisangtraube. Schmunzelnden Angesichtes sah Owu sie seinem Hofe nahen. Er hatte sich gebadet und war gerade am Einsalben, als ihm sein Odoi meldete, daß einige Leute kämen. Schnell ließ er sich seine Toga einhändigen, befahl zwei Stühle in Ordnung zu stellen und auch die als Sitze dienenden Holzblöcke zusammenzusuchen, um so die Gäste recht würdig empfangen zu können. Als die Ankommenden ihre Lasten abgestellt, Platz genommen, Wasser getrunken hatten

und begrüßt waren, begann ihr Anführer Agatschä zu Owu gewendet: „Ich bin gekommen, dir die paar Kleinigkeiten da zum Geschenk zu bringen, damit du immer gut gegen mich seiest, mich segnen und dich erkundigen mögest, wie es um meinen Handel und Wandel bestellt ist." Owu war angesichts dieser reichen Geschenke etwas verblüfft. Er wußte nicht, sollte er so undankbar sein und seinen vorgefaßten Plan ausführen, oder davon abstehen. Allein er hatte ja, seit er sich hier angesiedelt hatte, noch nichts rechtes verdienen können, jetzt gab es Gelegenheit, und gegen Kwabla von Wolo wollte er doch auch erkenntlich sein; warum also von seinem Plan abstehen? Als deshalb die Jungen das Geschirr weggeräumt hatten und beiseite gegangen waren, sagte Owu, nun wolle er gehen und sich für ihre Anfrage vorbereiten. Er schritt durch den Hof in die Wohnung und öffnete nach einer Weile an dieser ein Hinterpförtlein, das auf den Platz unter den Schattenbäumen führte, wo seine Gäste saßen. Er winkte ihnen, mit ihren Stühlen einzutreten, und als dieses geschehen war, schloß er die Tür zu. Sie befanden sich mit Owu in einem dunkeln Raum, dessen Wände über und über mit Fetischamuletten behängt waren. In einer Ecke des Zimmers bemerkten sie einen unheimlichen Glanz, ohne zu wissen, daß es ein Spiegel war. Vor diesen kauerte Owu hin und fing nach einigen unverständlichen Phrasen an zu weissagen: „Heißt man dich nicht Agatschä?" „Ja wohl!" — „Bist du nicht der Sohn des Kabu?" — „Ja wohl!" — „War nicht Agometa dein Onkel?" „Ja wohl!"

Nachdem so durch eine Menge Fragen Owu Agatschä gezeigt, daß ihm der Fetisch seine Umstände und Verhältnisse genau offenbart hatte, fuhr er fast winselnd fort: „Ich kann's nicht sagen; um eure Sache ist es zu traurig bestellt!" Agatschä erschrak, ermannte sich jedoch wieder und sagte:

„Was denn? Sag's nur, es hat nichts zu bedeuten!" Nun erfuhr er zu seinem Entsetzen, daß seiner Vaterstadt ein großes Sterben drohe, der und der sei ja, wie er wisse, schon weggerafft worden. Dieses Sterben komme von dem Fetisch Bobu in Wolo her, der den Menschen räche, den vor so und so viel Jahren die Schaier umgebracht hätten. Da sein Onkel bei dieser Geschichte besonders beteiligt gewesen sei, so treffe ihn und seine Verwandten diese Plage am meisten.

Agatschä wußte gar nicht, wie ihm geschah. Es flimmerte ihm vor den Augen, als ob der leibhaftige Tod schon vor ihm stünde. „Ist denn keine Möglichkeit vorhanden, diesem Tode zu entrinnen?" fragte er nach einer Weile. Owu sagte, er wolle seinen Fetisch nach Wolo schicken, sich bei Fetisch Bobu zu erkundigen. Nun trat eine Pause ein. Owu kehrte sich um und sprach mit Agatschä in natürlicher Weise. Er suchte ihn zu trösten, indem er meinte, es werde schon einen Ausweg für sie geben. Richtig: Owus Fetisch ist bald zurück und erklärt durch ihn, Bobu habe sich erbitten lassen, eine Aussöhnung anzunehmen. Von Agatschä gefragt, worin diese bestehe, hieß es: die Schaier müßten Bobu, beziehungsweise seinem Wulomo Kwabla, eine reine, freigeborene Jungfrau mit ihrer ganzen Aussteuer als Geschenk bringen. Agatschä faßte sich ein wenig und sagte: „Das wäre also nicht bloß meine, sondern der ganzen Stadt Sache. Ich muß mich deshalb, ehe ich eine Antwort geben kann, mit meinen Stammesgenossen besprechen." Owu sagte: „So ist's; beruhige dich deshalb, eine ganze Stadt vermag viel." Damit war die Verhandlung zu Ende.

Agatschäs Volksgenossen waren nicht alle so leichtgläubig wie er. Viele meinten, der fremde Wongtschä habe gelogen, oder man könne ja das Sterben erst abwarten. Als aber

in den nächsten Tagen hie und da ein Wongtschä des eigenen Stammes beim Behandeln von Kranken und andern Gelegenheiten das gleiche weissagte, so gaben endlich auch die Ungläubigsten nach. Darin waren aber alle einig, Agatschä müsse aus seiner Familie das Mädchen liefern, das Geld für die Schmucksachen u. s. w. wolle dann die ganze Stadt zusammenlegen. So schwer es Agatschä auch fiel, ein Glied seiner Familie und dazu ein Mädchen als Sklavin oder Kebsweib an einen weit entfernten Ort auf diese Weise zu geben, so fand er doch keinen andern Ausweg. Sein Onkel war ja früher der Hauptbeteiligte und jetzt war er, Agatschä, es selbst, dem zuerst das drohende Unglück angezeigt worden war. Nach langem Hin- und Herreden entschloß er sich endlich, die Tochter seines verstorbenen Bruders, namens Dewi, zum Opfer zu bringen. Daß deren Mutter darüber ein paar Tage lang schimpfte und revoltierte, mußte er in den Kauf nehmen. Als die ganze Stadt die Aussteuer, nämlich mehrere hundert Mark an Geld, einige Schafe und etliche Kisten Branntwein, in des Königs Hause zusammengebracht hatte, bestimmte dieser eine Gesandtschaft, bestehend aus seinem eigenen Sprecher, dem Sprecher der Stadt und Agatschä, die das Mädchen mit den andern Gaben nach Wolo bringen und dem Priester des Fetisches Bobu überreichen sollten. Sie waren, als sie hinkamen, nicht wenig erstaunt, als Bobu durch seinen Wongtschä dasselbe aussagte, was Owu geweissagt hatte, und atmeten wieder leichter auf, als sie hörten, daß er nun vollständig ausgesöhnt sei und nicht mehr an Rache denke.

Ehe aber die Gesandtschaft den Rückweg antrat, kam dem Sprecher der Schaier noch ein guter Gedanke. Dewi hatte nämlich, obgleich sie schon erwachsen war, ihre Jungfrauenfeier noch nicht gemacht. Fast alle von Osten her einge-

wanderten Stämme der Goldküste haben den Brauch, daß die Mädchen im einem gewissen Alter für ungefähr ein Halbjahr auf den Berg müssen, wo sie fast die ganze Zeit unter der Aufsicht einer hiefür bestimmten alten Frau auf die Pflege ihres Körpers verwenden. Lebensmittel müssen ihnen ihre Verwandten oder ein etwaiger Bräutigam hinauf besorgen. Zum Schluß findet für jede einzelne Jungfrau eine kostspielige Feier statt, wobei ihre Gespielinnen in ihrem vollen Schmuck einen Tanz aufführen, die Familie aber alle anwesenden Zuschauer mit Schnaps oder Palmwein bewirtet. Damit ist das Mädchen für heiratsfähig erklärt. Gibt sich ein Mädchen vor dieser Feier einem verbotenen Umgang hin, dann wurde es in früherer Zeit, sobald derselbe Folge hatte, mit seinem Buhlen einen hohen Felsen hinabgestürzt, während jetzt nur Landesverweisung die Strafe für ein solches Vergehen ist.

Nun meinte also der Sprecher der Stadt, man solle Kwabla den Vorschlag machen, Dewi wieder in ihre Heimat zurückzusenden, damit sie sich dort dem soeben beschriebenen Gebrauch unterziehe; er habe dann keine Kosten mit ihr und nach der Feier könne sie wieder zurückkehren. Agatschä war nicht sogleich damit einverstanden, sondern sagte: „Dann willst du mir diese Kosten aufladen! Ich habe genug getan, ich kann nicht mehr tun.“ Darauf der Sprecher: „Du Tor, merkst du nicht, daß ich dein Bestes suche? Wir haben jetzt unsere Schuldigkeit getan und dem Fetisch sein Weib gebracht. Schickt er sie nun wieder zu uns, dann muß er sie auch holen. Ob er das wirklich tut, weißt du ja noch nicht. Bis er's aber tut, kann sie dir durch Palmweinhandel nahezu die Kosten verdienen, und ihre Mutter wird dann vorderhand das Schimpfen lassen.“ Das leuchtete Agatschä ein und Wulomo Kwabla erklärte sich ebenfalls damit ein-

verstanden und sandte Dewi wieder zurück. Daß Owu von den dem Fetisch Bobu gebrachten Geschenken sein gutes Teil bekam, ist selbstverständlich, ebenso, daß auch die Wongtschä der Schaier nicht leer ausgingen.

Was ist aber aus Dewi geworden? Über ihr waltete die Hand Gottes in merkwürdiger Weise. Zwar Kwabla kam nie mehr dazu, sie heimzuholen, denn es brach bald ein Kriegswetter herein, in welchem seine Stadt gänzlich zerstört wurde. Ob er überhaupt mit dem Leben davonkam, ist uns nicht bekannt. Dewi wurde aber dessen ungeachtet als Weib des Fetisches betrachtet, und deshalb getraute sich kein einheimischer Jüngling, sie zur Ehe zu begehren. Ein Händler und nach diesem ein fremder Schreiner nahmen aber diese Rücksicht nicht, und so wurde sie zuerst des einen und nachdem dieser das Dorf verlassen hatte, des andern Weib, wodurch ihr Charakter, der wahrscheinlich schon vorher nicht der beste war, sehr verdorben wurde. Dabei wurde sie als eine dem Fetisch Geweihte herrschsüchtig. Ihre Verwandten mußten sich viel von ihr gefallen lassen. Wollten sie ihr einmal etwas wehren, dann hieß es: „Bin ich nicht für euch alle in den Tod gegangen?"

Inzwischen war für Adidom eine neue Zeit angebrochen. Ein Missionar mit seinen Gehilfen hatte sich öfters predigend im Dorf eingestellt. Agatschä zeigte sich ihm gegenüber freundlich und war jeder Zeit willig, seine Predigt anzuhören. Er erlebte es selbst nicht mehr, daß die Predigt in seiner Familie Frucht trug; aber bald hernach wurden aus ihr die Erstlinge des Stammes fürs Christentum gewonnen. Diesem Umstand hatte es Dewi zu verdanken, daß auch ihr Los ein anderes wurde. Nachdem der Schreiner, mit dem sie zuletzt zusammengelebt, ihr Dorf für immer verlassen hatte, wagte es ein zum Christentum übergetretener Freund ihrer Brüder,

sie zur Frau zu nehmen. Als solche meldete sie sich zur Taufe, und nach längerer Prüfung wurde ihr und ihren beiden Kindern dieselbe erteilt. Sie erhielt den Namen Martha und lebte nun mit ihrem Manne in christlicher Ehe.

11. Kapitel.

Ein Schlangenbiß. — Eine Mannbarkeitsfeier.

Owus Geschäft war im besten Flor. Als Wongtschä wurde er viel in Anspruch genommen und seine Felder lieferten guten Ertrag. Kassava, Erdbohnen und Erdnüsse, sowie verschiedene große und kleine Kürbisse, deren harte Schalen den Negern nicht allein Trinkgefäße, Pulverhörner, Schnupftabaksdosen u. s w., sondern auch die Fässer ersetzen müssen, baute er in großer Menge. Daneben reckten die in der Grasebene gepflanzten Ölpalmen ihre spitzen, fächerähnlichen Blätter so gewaltig in die Höhe, daß Owu mit Recht auf ihren baldigen Ertrag rechnen konnte. Bis dahin mußte er darauf verzichten, sein eigenes Öl auf den Markt oder an die Küste zu bringen. Inzwischen suchte er durch die Seinigen doch in Palmöl Geschäfte zu machen. Er wußte, daß Kürbisse auf dem Gebirge nicht gedeihen, daß man aber dort derselben zum Aufbewahren des Öles sehr bedürfe. So sandte er denn nach der Ernte seinen Sohn und Neffen mit einem halben Dutzend großer und einem Dutzend kleiner ausgehöhlter Kürbisse dorthin und wies sie an, wie sie dieselben verkaufen und mit dem erlösten Gelde Palmöl einkaufen sollten. Der Erfolg war ein sehr guter, denn nach einigen Tagen brachte jeder von ihnen ungefähr 20 Liter

Öl und auch noch etwas an barem Geld. Das erstere trugen sie tags darauf an die Küste, woselbst sie es an die Europäer verkauften. Mit dem erlösten Gelde kauften sie Fische, Salz und Tabak, die dann Owus Frau auf dem



Marktplatz im Inland der Goldküste.

nahen Markt wieder verkaufte. Auf diese Weise hob sich sein Wohlstand zusehends. Ein Sack Muschelgeld reihte sich an den andern, und er dachte schon daran, einen Teil davon zu vergraben, oder, wenn es angehe, in Silber umzuwechseln, um nicht als reicher Mann zu erscheinen oder lüsterne Augen in Versuchung zu führen. Sollte sein

Barvorrat bis zu 50 Dollar angewachsen sein, dann wollte er damit einen Sklaven kaufen, um das Geschäft noch schwunghafter betreiben zu können. Und außerdem war er entschlossen, nicht zu ruhen, bis er es zum eigentlichen Fetischpropheten gebracht habe, was auch Mensa Kwao und andere Neider dazu sagen mochten.

Owu schwelgte schon im voraus in dem Ruhm, den ihm diese neue Würde bringen sollte, als plötzlich eine verhängnisvolle Störung seines Glückes eintrat. Die beiden jungen Leute waren wieder mit Öl an die Küste gegangen, aber obgleich die Sonne bereits tief im Westen stand, noch nicht zurückgekehrt. Endlich kam Odoi allein, ganz abgemattet und erhitzt, und erzählte Owu: „Gestern, als wir unser Öl verkauft und unsere Einkäufe gemacht hatten, gingen wir, wie immer bis Kwantanang, um dort zu übernachten und am Morgen heimzukommen. Als wir zu Nacht gegessen hatten, gingen wir ein wenig spazieren, und da wurde Anang von einer Schlange gebissen. Wir liefen sogleich heim; man nahm ihn in die Kur, mich aber sandte man, weil der Biß gefährlich sei, sofort an die Küste, seine Mutter zu rufen. Diese ging heute morgen mit mir nach Kwantanang, hat mich aber jetzt geschickt, daß ich dir sagen soll, du möchtest schnell kommen, die Krankheit sei sehr schlimm.“ Owu schüttelte bedenklich den Kopf, vollends als er erfuhr, was für eine Schlange den Jungen gebissen habe. Er aß schnell etwas zu Nacht und begab sich dann auf den Weg, zu sehen, ob er seinen Neffen noch beim Leben antreffe oder nicht.

Eilen wir ihm voraus, um uns den Kranken und seine Umstände ein wenig anzusehen. Als der Jüngling den Biß der Schlange fühlte, schlenkerte er unwillkürlich mit dem Fuß das Tier beiseite, rief den Begleitern zu, es habe ihn etwas

in die große Zehe gebissen und rannte schnurstracks in das Haus der berühmten Schlangendoktoren Koi und Kwamli. Diese legten sogleich Hand an. Während einer den Fuß fest unterband, sog der andere mit dem Munde das Gift aus der Wunde. Dann wurde der Fuß mit einem Messer gehackt, daß er blutete, und in diese Schnitte eine scharfe Salbe gerieben. Ein anderes Mittel wurde ihm in Branntwein gereicht. Zwei Mann rieben ihn beständig und ein dritter hielt ihm den Kopf in die Höhe, um das Einschlafen zu verhindern. Dessenungeachtet schwoll aber der Fuß immer mehr an und das Gift schien aller Anstrengung der Ärzte zu spotten. Man verstärkte die Medizin und hüllte den ganzen Kranken in einen dicken Rauch ein. So traf ihn seine Mutter, die sich darob vor Gram und Kummer fast nicht zu helfen wußte. Bald jammerte sie laut, bald starrte sie stumpfsinnig und niedergeschlagen vor sich hin, bald fiel sie den beiden Brüdern zu Füßen und bat sie, doch ja ihr Bestes zu tun und ihr Kind zu retten. Was ihr so schrecklich war beim Gedanken an seinen Tod, waren zwei Umstände: Einmal hatte sie sich daran gewöhnt, in diesem Sohne ihren einstigen Versorger zu sehen, und dann hatte Anang die Mannbarkeitsfeier noch nicht gemacht und hätte deswegen nach Negerbrauch ohne Sarg, ohne Totenfeier begraben werden müssen. Bittere Regungen gegen Owu stiegen in ihrem Herzen auf: warum hatte er ihren Anang so geizig behandelt, warum ihm nicht ein Gewehr gekauft? Sein eigener Sohn hätte ja gut noch ein Jahr länger „dienen" können, dann hätte man Geld zu Anangs Mannbarkeitsfeier gehabt.

Als sie wieder so dachte, und zwar hörbar, trat Owu in den Hof. Er erschrak über den Anblick seines Neffen so, daß ihm kein Gedanke kam, sich den Vorwürfen seiner Schwester gegenüber zu rechtfertigen. Denn die Geschwulst hatte schon

den Unterleib erfaßt und schien mit jedem Augenblick zu wachsen. Als Owu den Koi sah, machte ihm dieser Mut. Er solle nicht weinen; es sei zwar schlimm, aber mit Gottes Hilfe (Koi war ein Christ) könne noch geholfen werden. Es komme ihm vor, die gebissene Zehe fange an besonders schlimm zu werden; geschehe das, dann verliere er diese wahrscheinlich, aber das Gift erhalte dadurch einen Ausweg. Diese Vermutung trat wirklich ein und das Leben des Jünglings war gerettet. Bis man aber dieses sicher wußte, hatte Owu, so nahe ihm selber die Sache auch ging, noch viel an seiner Schwester zu trösten. Er meinte, die Unterlassung der Mannbarkeitsfeier habe nicht viel zu sagen. Zwar früher sei es anders gewesen; da habe einer, der sie noch nicht gemacht habe, mit andern Erwachsenen weder essen noch trinken, keine Kopfbedeckung noch Sonnenschirm tragen, zum Abschneiden der Nägel an Händen und Füßen kein Messer, sondern nur eine Glasscherbe benützen dürfen u. dergl. Jetzt täten aber die jungen Leute das alles, deshalb versichere er sie, Anang möge sterben, wann er wolle, jedenfalls erhalte er einen Sarg, auch wisse er ein sicheres Mittel, ihm dazu zu verhelfen, daß er (beim Sterben) „den Heimweg finde." Werde er aber wieder gesund, dann stehe er dafür ein, daß Anang unmittelbar nach dem Homowo seine Mannbarkeitsfeier machen sollte.

Die Fußwunde war endlich besser geworden. Owu war des Weilens in der Fremde müde, auch war der Aufenthalt in Kwantanang kostspielig. So trieb er denn, sobald der Kranke ein wenig gehen konnte, seine Schwester an, sich langsam mit Anang auf den Weg nach Donja zu machen, wo Lebensmittel in Hülle nnd Fülle seien. Er selber wolle noch kurz Vater Odonko Bescheid sagen und dann nachkommen. Ehe er ging, zahlte er den Brüdern Koi ihre mäßige Forderung von 18 Mark.

In Donja hatte Odoi mit seiner Mutter, so gut er konnte, die Oekonomie besorgt. Doch mußte manche Arbeit ungetan liegen bleiben und vom Ölhandel konnte keine Rede sein. Nun Owu wieder eingetroffen war, nahmen alle Geschäfte einen neuen Aufschwung. Anang zwar konnte beim Ölgeschäft gar nicht und beim Ackerbau nur wenig mithelfen. Aber sein Onkel wußte ihn geschickt auszunützen. Sein Nachbar hatte eine Menge abgeölter Palmnüsse, für welche er keine andere Verwendung wußte, als sie zu verbrennen.

Owu bat ihn, ihm dieselben gegen eine kleine Portion Brennholz abzutreten. Nun hatte Anang einen schönen und dabei gewinnbringenden Zeitvertreib, denn er mußte den ganzen Tag solche Nüsse aufklopfen, deren Kerne, an die Küste gebracht, ein schönes Stück Geld abwarfen. Dem Ölhandel lag Odoi mit den beiden Frauen ob. Seine Schwester wußte Owu mit folgenden Worten hiezu zu animieren: „Du hast gesehen, welche Summe ich in Kwantanang für Fische, Korn und Jams ausgeben mußte; du weißt, daß ich obendrein auch noch die Heilung bezahlt habe! Auch wirst du begreifen, daß im Hause eines Fremden, der Gottes Sache ißt,' nicht meinem ‚Geschäft' obliegen und dadurch Geld machen konnte. Aber mein Versprechen wegen Anangs Mannbarkeitsfeier halte ich, und dich soll es keinen Kreuzer kosten; ich trage alle Kosten allein. Nur das verlange ich, daß du hie und da mit Odoi auf das Gebirge gehst. Seid ihr fleißig, dann darf dein Sohn bei seinem ersten Gang an die Küste sich ein Gewehr kaufen." Diese Zeit kam denn auch nach und nach heran, und es war große Freude im Haus, als der Junge eines Tages mit einem sieben Fuß hohen Steinschloßgewehr von der Küste heimkam. Es wurde blank geputzt, mit Öl abgerieben und so mit großem Stolz den Kameraden gezeigt,

von welchen es einer um den andern probierte und seine Vortrefflichkeit lobte.

Nun konnte man auch an die Vorbereitungen für die Mannbarkeitsfeier denken. Es wurde aus Mais Bier gebraut, und mit Brennholz und Lebensmitteln reich beladen begab sich die Familie an die Küste.

Wir sind wieder in La. Es ist dunkle Nacht, und lautlose Stille herrscht auf den Straßen. Kein Mensch ist zu sehen, nur hie und da schleicht sich eine Gestalt am Schatten der Häuser entlang. Da, auf einmal ertönt der Ruf: „Halt, packet den Hund, den Taugenichts, schlagt ihn tot!“ Es entsteht ein furchtbares Rennen, man hört die schändlichsten Schimpfworte, und ebenso fallen kräftige Hiebe, bis sich der Lärm gegen die See hin verliert. Es war Anang, der an die See lief, um hier die heilige Waschung vorzunehmen. Tags zuvor hatte er, unterstützt von einem Kameraden, sich eine kleine runde Hütte gebaut, in die ihn die letzteren am Abend nach althergebrachter Sitte einsperrten. In der Nacht mußte er diese Hütte zerstören und durch das Schimpfen und die Schläge seiner Altersgenossen hindurch in der See ein Bad nehmen. Die Rückkehr geschah auf dieselbe Weise.

Nun folgte der Festtag. Anangs Haupt wurde von einem seiner Freunde geschoren; ein sorgfältiges Waschen, Salben, Kämmen und Schmücken folgte, worauf sich die Familie zu einem Festmahl niederließ. Nach diesem stellten sich Freunde und Verwandte in großer Anzahl ein. Jeder brachte seinen Stuhl zum Sitzen und für den Helden des Tages ein kleines Geschenk an Muschelgeld mit. Die Biertöpfe wurden herbeigetragen und einer um den andern geleert. Wiederholt machte die Kürbisschale im Kreis die Runde. Als sie zum letztenmal gefüllt wurde, reichte man

sie Owu zum „Gebet.“ Alle erhoben sich und dieser rief nun in seiner Eigenschaft als Familienhaupt zuerst Gott, dann der Väter und Urväter Fetische, sowie die Schutzgeister der Familie an. Für jeden hatte er einen besonderen Dank, jeder bekam sein Trankopfer hingeschüttet, bis Owu schließlich den Rest selbst trank und mit dem bekannten Refrain „wir haben gesegnet“ schloß.

Hiemit war der zeremonielle Teil des Festes zu Ende. Der männliche Teil der Versammelten blieb aber noch lange in gemütlicher Unterhaltung beisammen. Anang erzählte seine Erlebnisse vom letzten Jahr. Ein nachdenkender Kopf wollte Aufschluß über den Sinn der Feier haben. Owu erteilte sie: „Du weißt, daß unsere Väter das Bauen der viereckigen Häuser erst von den Europäern gelernt haben. Vorher verstanden sie nur runde Hütten zu bauen, wie unsere Fetische und Propheten sie heute noch haben. Als man nun das Wohnen in denselben aufgab, beschlossen unsere Alten, daß jeder Jüngling nicht eher seine Mannesrechte antreten dürfe, als bis er einmal in einem solchen runden Haus geschlafen habe. — „Aber was soll das Schimpfen, Schlagen und Waschen?“ — „Damit soll ein Jüngling von allem Fluch, Unheil und Schmutz, der sich an ihn gehängt hat, gefegt werden.“ — „So ist's,“ bestätigte ein anderer, „in meiner Heimat hat ein Jüngling sich einen Ochsenschädel zu kaufen, Stirne, Brust und Schultern mit Rotholzbrei zu bemalen und dann sieben Tage lang auf den Schädel zu trommeln, damit alles Fluchwürdige von ihm in den Schädel geht, um dann mit diesem weggeworfen zu werden.“ Unter solchen Gesprächen war der Abend herbeigekommen und die Gesellschaft ging vergnügt auseinander.

Die Festzeit war aber für unsern jungen Freund noch keineswegs zu Ende, sie begann jetzt erst recht. Denn

in den nächsten vier Wochen sehen wir ihn nichts anderes tun, als sich am Morgen sorgfältig in einen geborgten Schmuck werfen und mit einem grünseidenen Schirm in La und den umliegenden Städten herumstrolchen und bei Freunden und Verwandten Besuche machen. Überall gab es nicht allein etwas Gutes zu essen, sondern auch noch ein Gläschen Schnaps zu trinken. Die jüngeren Freunde, die er besuchte, waren aber so freundlich, seine Besuche zu erwidern. Ja, öfters stellten sie sich in großer Anzahl am Nachmittag oder Abend ein, brachten Trommeln mit und führten vor Owus Hause zu Ehren seines Neffen ihre Tänze auf. Anangs Mannesgefühl schwoll, aber für seinen Onkel hatte das Ganze eine recht dunkle Schattenseite. Die Besuchenden wollten bewirtet und die Tanzgesellschaft mit Schnaps regaliert sein. Ein Huhn um das andere mußte gekauft, eine Flasche Branntwein nach der andern in der Schenke geholt werden, und als die Festzeit zu Ende ging, hatte Owu nicht Geld genug, alle teilweise ohne sein Wissen gemachten Schulden zu zahlen. Er hätte gute Lust gehabt, es zu machen wie andere und seinen Neffen zu verpfänden. Allein er fürchtete, hiedurch Schande auf seinen Namen zu bringen. So zahlte er denn, was er konnte, und bat den Schnapsverkäufer — es war nicht Herr Holm — mit dem Rest etwas Geduld zu haben. Nicht wenig enttäuscht und niedergeschlagen begab er sich mit den Seinigen auf sein Dörflein zurück. Statt des Sklaven, von dem er schon geträumt hatte, begleitete ihn eine nicht unbedeutende Schuld, und von dem Erlangen der Prophetenwürde konnte einstweilen keine Rede sein. Er hatte nicht einmal gewagt, seinem Gönner Odonko etwas von diesem geheimen Ziel seines Strebens zu sagen.

12. Kapitel.

Owu hört eine Missionspredigt.

Wir sind in dem Negerdorf Asikuma. Eine Menge Leute, Einheimische und durchreisende Händler, sind auf der Straße versammelt. Auch ein Missionar, von einem schwarzen Evangelisten und einigen andern Christen begleitet, hat sich eingestellt und unter dem Schatten eines Baumes auf einem Schemel Platz genommen. Nachdem man ihm und seinen Begleitern Wasser gereicht hat und die üblichen Grüße gewechselt sind, erhebt sich der Europäer und ladet sämtliche Anwesende ein, heranzutreten und auf die gute Botschaft zu hören. Es geschieht. Die Frauen scharen sich besonders, die Männer besonders. Einige versehen sich mit Schemeln, andere lassen sich auf Baumstämmen nieder, andere hören stehend zu.

Nun stimmt der Missionar einige Verse des Liedes an: „Jesus Christus herrscht als König“, und seine christlichen Begleiter singen kräftig mit; die Heiden hören zu. Dann erhebt sich der Evangelist, spricht ein kurzes Gebet und redet endlich die Anwesenden an: „Väter, Mütter und Geschwister! Keine Rechtssache ist's, sondern wir sind gekommen, euch zu besuchen und euch Gottes Wort zu verkünden. In Gottes Wort ist gesagt (er schlägt sein Testament auf und liest): „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als der Name Jesu.“ Meine Freunde! In diesen wenigen Worten ist eine Sache erwähnt, die sehr süß ist und die uns allen not tut, nämlich Heil, Lebensrettung, Seligkeit. Doch, sind wir denn krank, ist denn unser Leben in Gefahr, daß wir der Heilung oder Rettung bedürfen?

Ja, wir alle sind krank! Wenn wir auch dem Leibe nach gesund sind, so sind wir doch der Seele nach krank, und ihr selber fühlt das auch. Wenn nicht, warum gehet ihr denn Tag für Tag zu den Wongtschä, um, wie ihr selber sagt, „Leben" zu kaufen? Würdest du Leben kaufen gehen, wenn du nicht fühltest, du bedürfest solches? Oder warum geben wir uns so viel Mühe mit musukpamo? (musu = Fluch, kpamo = wegwischen). Doch weil wir fühlen, daß ein musu auf uns liegt, der uns nicht glücklich sein läßt und den wegwischen zu können der Wongtschä vorgibt. Sind wir denn Toren? Lieben wir unser Geld nicht? Doch, wir lieben es; aber wir wissen, daß ‚Leben mehr wert ist als Geld', wie schon die Alten gesagt haben. Wer aber so zum Fetischmann läuft, um Leben zu kaufen oder den Fluch wegwischen zu lassen, der beweist dadurch, daß er krank ist. Aber weiß denn der Fetischmann, worin die Krankheit besteht, oder woher der Fluch kommt? Fraget ihn doch einmal; gewiß, er weiß es nicht. Wir wüßten's auch nicht, meine Brüder, aber hier in Gottes Wort ist es uns gesagt. Da hören wir, daß Gott die Menschen nicht so kümmerlich und elend erschaffen hat, wie wir heute alle sind, sondern daß er sie gut und glücklich erschaffen hat. Am Anfang, als Gott die Welt schuf, da hat er auch die Menschen gemacht. Er schuf ein einziges Ehepaar, Adam und Eva, von welchem alle Menschen, schwarze wie weiße, abstammen. Diese beiden Menschen durften in einem schönen Garten leben, wo sie in seiner Gemeinschaft, gleich lieben Kindern in der Nähe ihrer Eltern, glücklich und vergnügt waren. Sie wußten nichts von Krankheit und Tod, Schweiß und Tränen, sie genossen vollkommenen Frieden, und was wir heute „Fluch" nennen, kannten sie nicht. Gott war ihr Schöpfer und Vater, und als solcher hatte er ihnen ein Gebot gegeben: Sie durften

essen von allen Baumfrüchten im Garten; nur von einem Baum, der mitten im Garten stand, sollten sie nicht essen. Dieses Gebot war nicht schwer, denn weder Hunger noch Durst plagte sie. Aber dessen ungeachtet gelang es dem abonsam (Teufel), dem bösen Feind Gottes und der Menschen, zuerst das Weib und dann durch dasselbe auch den Mann zu verführen, so daß sie von den verbotenen Früchten aßen. Was geschah? — Kannst du länger in deines Vaters Hause bleiben, wenn du seine Gebote nicht hältst? Gewiß nicht! Dein Vater kann und wird es nicht zugeben. Gott trieb die Menschen aus dem Garten hinaus. Bist du aber glücklich, wenn du aus deines Vaters Hause verstoßen bist, wenn du deines Vaters Angesicht nicht mehr sehen darfst? Gewiß nicht. So ist es auch von da an um das Glück der Menschen geschehen gewesen. Sie wurden musuafoi (mit dem musu Behaftete, Verfluchte), und wären als solche elend zu Grunde gegangen, wenn Gott nicht ein Heil für uns erfunden hätte. Wie konnte dieses aber zustande kommen? Wenn du von deinem Vater verbannt bist und unglücklich in der Ferne umherirrst, so kannst du nur dann in deines Vaters Haus zurückkehren, wenn deines Vaters Zorn gesühnt, wenn das wieder gut gemacht ist, was du durch deinen früheren Ungehorsam verdorben hast. Aber kannst du dieses selber tun? Nein. Oder kann ein Dieb für den andern um Gnade bitten? Nein. So konnten auch Adam und Eva nicht sich selber mit Gott versöhnen, denn beide hatten gesündigt, und weil ein Krebs immer wieder einen Krebs und nie einen Vogel erzeugt, so konnten die in Sünde gefallenen Menschen auch nur sündige Kinder erzeugen. Ja noch mehr, je mehr die Menschen zunahmen, desto mehr wuchs auch die Sünde, wie wir es ja unter uns mit eigenen Augen sehen. Weil nun auf diese Weise kein Mensch imstande ist,

Gott zu versöhnen und die Schuld unserer Übertretungen zu bezahlen, hat sich der Sohn Gottes, Jesus Christus, unser erbarmt und ‚unser Leben gerettet.‘ Wer ist dieser Jesus, und wie hat ers gemacht, um unser Leben zu retten? — Habe Geduld, ich will dir alles erzählen.“

Hier trat eine kleine Unterbrechung ein. Während der Evangelist die paar letzten Sätze sprach, kreuzte eine Anzahl Personen das Dorf. Es waren Leute, die im Begriffe waren, auf ihre Plantage zu gehen. Voraus trippelte ein kleiner Knabe von etwa sechs Jahren. Dann folgte eine Frau, einen Korb auf dem Kopf und ein kleines Mädchen auf dem Rücken tragend. Ihr schloß sich ein etwa dreizehnjähriger Bursche an, mit einem großen Wassertopf beladen. Der nächste, ein achtzehnjähriger, trug in einem Korbe drei Hauen und auf der Schulter ein Gewehr. Den Schluß machte ein Mann in den besten Jahren, ebenfalls ein Gewehr auf der Schulter und eine kleine Pfeife im Munde haltend. Jetzt hatte die kleine Karawane die Stelle erreicht, wo die Versammlung stattfand. Ausweichen konnten sie nicht; so machten sie denn Halt und fingen an zu lauschen, was denn da verhandelt werde. Der Alte stellte sein Gewehr ab und ging in eines der anstoßenden Gehöfte, um sich eine frische Kohle auf seine Pfeife zu legen. Als er von da zurückgekehrt war und ebenfalls ein wenig gelauscht hatte, ergriff er sein Gewehr und begann die Frau und die beiden Jünglinge zu zupfen, sie sollten weiter gehen. Das bemerkte aber der Missionar, stand auf, ging auf den Fremden zu, faßte ihn bei der Hand und sagte: „Onukpa (Alter), ich bitte dich, habe ein wenig Geduld. Komm, sitze hieher und höre mit den Deinigen auch das Wort Gottes an.“ — „Meister, ich muß auf meine Plantage gehen, ich bin ein Bauer.“ — „Schon gut; aber nicht wahr, von dem da droben erwartest du Regen und

Sonnenschein?" „Ja." — „Aber wie kannst du nur so undankbar sein und nicht einmal sein Wort anhören wollen?" „Dschogbang (gut)!" sagte nun der vom Missionar Gepreßte und blieb stehen. Es war unser Owu, der bis dahin jeder Straßenpredigt geflissentlich aus dem Wege gegangen war, weil er die Sache Gottes eben für eine Sache der Europäer hielt und glaubte, daß alles, was der Missionar rede, ihn und alle Schwarzen nicht im geringsten angehe. Auch diesesmal war es keineswegs Mangel an Zeit, was ihn der Predigt gegenüber so ungeduldig gemacht hatte. Daß er nun doch blieb, geschah nur, um, wie er später sagte, das Angesicht des Europäers nicht zu beschämen. Derselbe hatte ihm ja einmal eine Wohltat erwiesen, und ein Dienst ist des andern wert.

Der Evangelist fuhr nun in seiner Rede fort und zeigte in einfältig kindlichen Worten, wie der ewige Sohn Gottes vom Himmel gekommen und Mensch geworden sei, wie er auf Erden gelebt und gewirkt, wie er dann für die Menschen gelitten und zuletzt den blutigen Kreuzestod erduldet habe, wie er also das Lamm Gottes geworden, durch dessen Tod die Sünden aller Menschen gesühnt worden seien u. s. f. „Wir Menschen hatten den Tod verdient und diesen Tod hat Jesus für uns erlitten. Wir hatten uns dem Teufel zum Pfand oder in Knechtschaft hingegeben, Jesus ist gekommen und hat uns durch seinen Tod befreit. Er starb und wurde begraben, aber der Tod konnte den Sohn Gottes nicht halten; am dritten Tage ist er aus dem Grabe erstanden. Dann ist er noch vierzig Tage bei seinen Jüngern geblieben, hat dieselben unterrichtet und ihnen den Befehl gegeben, hinzugehen in alle Welt, alle Völker zu seinen Jüngern zu machen. ‚Denn,' sprach er ‚wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet

wird verdammt werden.' Dann ist er vor ihren Augen gen Himmel gefahren, von wo er einst am Ende der Tage wieder kommen wird, Gericht zu halten. Das ist die Botschaft, welche uns zu bringen ‚unser Meister da' sein Vaterland verlassen hat. Es ist ein gar süßes Wort, denn wir wissen nun, daß Gott mit uns ausgesöhnt ist, daß er unser Bestes will! Aber wie ist es denn mein Bruder, wenn dir jemand deines Vaters Haus wieder erschlossen, oder wenn dich dein Onkel aus der Knechtschaft befreit hat, was hast du dann zu tun? Weiter in der Irre zu gehen oder beim alten Herrn zu bleiben? Mit nichten, dann würde ja die dir erwiesene Wohltat vereitelt. Umzukehren hast du, ins Vaterhaus zurückzukommen, dem Onkel dich dankbar zu erweisen! Nicht wahr, so ist es?

„Darum sind wir gekommen, euch zu bitten: Kommet zu Jesus, werdet seine Jünger. Dann werdet ihr in eurem Herzen erfahren, was ‚Heil' ist, denn ihr werdet frei werden vom Fluche, ihr werdet Frieden empfinden in eurem Herzen, und nach dem Tode werdet ihr eingehen in eures Vaters Haus, denn ihr seid mit ihm ausgesöhnt. Verachtet ihr aber diese Versöhnung, dann erwartet euch nach eurem Tode die ewige Verdammnis. Meine Freunde! Wir alle haben Frieden nötig; viele aber suchen ihn bei den Wongtschä, und was soll ich euch von diesen sagen? Sie sind die größten Betrüger, die es gibt. Denn glaubet es mir: es gibt überhaupt gar keinen Fetisch; gäbe es einen, der auch nur so viel vermöchte als eine Ameise, so wollte ich stille sein."

Bis hieher hatte Owu nicht ohne Interesse zugehört; aber jetzt, als der Redner so den Fetischen auf den Leib rückte, da wußte er nicht, was machen. Er glaubte, der Boden schwanke ihm unter den Füßen, wenn so das Ansehen

der Fetische beim Volke untergraben werde. Es wurde ihm jedoch etwas leichter ums Herz, als ein vor ihm Sitzender den Redner mit der Frage unterbrach, woher er denn wisse, daß es überhaupt keinen Fetisch gebe? Der Gefragte erwiderte: „Weil ich keine Spur von ihm sehe. Alles, was lebt und existiert, tritt auch in die Öffentlichkeit. Wenn ich einen Vogel nicht gerade sehe, sehe aber sein Nest, dann weiß ich, daß es da Vögel gibt. Sehe ich eine Plantage, so schließe ich daraus, daß ein Bauer nicht fern sein müsse; gibt es nun einen Fetisch, so sage mir auch, was er tut und treibt, zeige mir eine Spur seiner Wirksamkeit, und ich will dir's glauben, daß er existiert." Der Fragesteller verstummte; ein anderer aber, dem man's freilich auf dem Gesicht ablesen konnte, daß er das Pulver nicht erfunden hatte, behauptete dreist, er habe schon einen Fetisch gesehen. „Wie hast du ihn gesehen?" fragte der Evangelist. „Ich habe ihn tanzen sehen." — „Wie? den Wong (Fetisch) hast du tanzen sehen, oder den Wongtschä?" „Natürlich den Wongtschä," erwiderte der Mensch, und alles brach in ein Gelächter aus. Damit hatten aber die Prediger noch nicht gesiegt. Wie denn der Wongtschä sich totschießen und wieder lebendig werden könne, wenn's keinen Fetisch gebe? fragte nach kurzer Pause ein anderer. Natürlich wurde es dem Missionar nicht schwer, hierauf zu antworten. Er benutzte die Gelegenheit, das ganze Gaukelspiel der Fetischmänner aufzudecken und dem Volke eingehend zu zeigen, wie alles nur Betrug und Taschenspielerei sei, was ihnen die Wongtschä vorzumachen pflegen.

Owu stand wie auf glühenden Kohlen. So etwas hatte er noch nie gehört. Was sollte er dazu sagen? Endlich kam ihm ein guter Gedanke. „Du hast gesagt," sprach er zum Missionar gewandt, „es gebe keinen Fetisch,

weil man ihn nicht sehen könne; da möchte ich dich doch fragen: woher weißt du denn, daß es einen Gott gibt? Kannst du ihn sehen?“ „Nein, sehen, kann ich ihn nicht, lautete die Antwort, aber (mit dem Finger gen Himmel zeigend) da droben sehe ich eine gewaltige Maschine, und willst du es bestreiten, wenn ich sage, diese Maschine ist von jemand erbaut worden? Ferner: da diese Maschine in schöner Ordnung arbeitet, willst du es leugnen, daß der Maschinist noch lebt und sie leitet?“ Owu schwieg, der Evangelist aber musterte ihn ein wenig und sagte dann: „Nicht wahr, du bist selber ein Wongtschä?“ Wie gern hätte der Ärmste in diesem Augenblick seinen Stand verleugnet, wenn es möglich gewesen wäre. Aber es kannte ihn ja jedermann. So nickte er denn verschämt ein Ja auf jene Frage. Die nun folgende Strafrede des eingeborenen Evangelisten aber wollte er sich nicht gefallen lassen. Zu den Umstehenden gewendet ließ er sich jetzt also vernehmen: „Ihr alle wisset und könnet es mir bezeugen, daß ich auch bete und Gott anrufe! Sage ich nicht immer: ‚Njongmo dschi onukpa‘ (Gott ist der Älteste und Größeste), er hat uns erschaffen, er läßt für uns regnen, er ist unser Vater! Den Fetisch aber haben wir von unsern Vätern überkommen, und wenn dir dein Vater etwas hinterlassen hat, mußt du es in Ehren halten. Der Weiße ‚betet‘, wie es ihn seine Väter gelehret haben, und wir Schwarze ‚beten‘, wie es uns unsere Väter gelehret haben. Die Sache des Weißen ist gut, unsre Sache ist aber auch gut.“ — „Ist denn Gott nicht Gott, ist er nicht allmächtig,“ fuhr der Evangelist fort, „daß man ihm eine hölzerne Stütze geben muß? Oder, wenn du so am Hergebrachten festhalten willst, warum kleidest du dich nicht in Baumbast, wie es unsere Väter zu tun pflegten? Sie

wollen wir ja nicht richten, sie haben es nicht besser gewußt. Ihre Sache ruht in Gottes Hand. Aber so gut wir den Baumbast haben fahren lassen und uns in Baumwollzeug kleiden, gerade so müssen wir, nachdem wir die Sache Gottes kennen gelernt haben, den Fetisch fahren lassen."

Owu hatte genug. Ohne weiteren Widerspruch räumte er das Feld und setzte seinen Weg fort auf die Plantage. Die Sache hatte ihn „gebrannt," wie einige Anwesende treffend bemerkten. Aber er versuchte noch gegen den Stachel zu löcken. „Der Mensch hat ein gutes Mundstück. Der Europäer wird ihn bezahlt haben, deshalb redet er so! Aber was er gesagt hat, ist nicht wahr." Durch solche und andere Betrachtungen, die er halblaut vor sich hinmurmelte, suchte Owu seine innere Unruhe zu beschwichtigen. Die Tatsache, daß ein Schwarzer vor so vielen Zuhörern fast unbeanstandet den Fetisch angreifen durfte und seine Aussagen von vielen gebilligt wurden, ließ ihn etwas ahnen von der Zeit, wo es um das Ansehen der Fetische und der Fetischleute geschehen sein würde. Das Schwinden dieses Ansehens war aber in Owus Augen gleichbedeutend mit Revolution. Denn, dachte er, wenn die Jungen einmal wissen, daß es keinen Fetisch gibt, dann werden sie auch nicht mehr den Alten gehorchen; es wird alles drunter und drüber gehen. Die göttliche Autorität war ihm unbekannt. Er betrachtete es deshalb als seine Aufgabe, dahin zu wirken, daß das Ansehen der Fetische auf alle Weise befestigt werde, natürlich nicht bloß aus Patriotismus, sondern vornehmlich im allereigensten Interesse. Eine Gelegenheit hiezu ließ, wie es schien, nicht lange auf sich warten.

13. Kapitel.

Ein verhängnisvolles Gottesurteil.

In der nächsten Zusammenkunft der Wongtschä von La gings lebhaft zu. Eine große Anzahl Traktanden war bereits erledigt, als Kwaku, Owus Gehilfe, von einigen Genossen unterstützt, den roten Okai auf die Tagesordnung setzte. Sein Hochmut und seine Prahlerei seien nicht länger zu ertragen, man müsse gegen ihn einschreiten. Er wolle nicht gerade sagen, daß man ihn am Leben schädigen solle; aber es gebe demnächst eine schöne Gelegenheit, ihn wenigstens um seinen besten Sklaven zu bringen. Diese solle man benützen. Von Odonko, der diesen Abend den Vorsitz führte, gefragt, was das für eine Gelegenheit sei, erklärte Kwaku: „Ihr wißt doch alle, daß Donko der beste Sklave des roten Okai ist, und daß dieser, um ihn zu ehren, ein kleines Mädchen für ihn gekauft hat, das einmal seine Frau werden sollte. Nun ist das Mädchen schon längst erwachsen, hat sich aber bis zur Stunde geweigert, Donkos Frau zu werden. Vielmehr ist sie hingegangen und hat sich an den Laje gehängt und lebt jetzt mit ihm. Der letztere nun ist krank und wird wahrscheinlich nicht mit dem Leben davon kommen. Wie wäre es, wenn man sagen würde, Donko habe ihn aus Eifersucht getötet?“ Nach eingehender Besprechung meinten alle, der Plan sei probat.

In der Hauptstraße von Täschi ist ein großes Getümmel. Zwei Männer, einer etwas älter als der andere, stehen sprungfertig da, um auf einander loszustürzen. Der jüngere schreit aus vollem Hals den andern an: „Ein Mörder bist du, ein Mörder bist du, du hast meinen Bruder

getötet, mit Gift hast du ihn ums Leben gebracht, du Mörder, du Hund! ꝛc.“ Der Angegriffene aber weiß gar nicht, wie ihm geschieht; er ist an der Sache völlig unschuldig. — „Was sagst du? Ich ein Mörder? Der Mörder wirst du wohl selber sein und nun deine Schuld auf mich abladen wollen. Wenn dein Bruder mir auch mein Weib entrissen hat, so habe ich mich doch an nichts gekehrt, sondern ich dachte: ein Mädchen, das mich nicht mag, kann gehen, wohin es will. Wen habe ich jemals getötet, daß du mich einen Vergifter nennst? ꝛc.“ Als Badu, so hieß der andere, seine Anklagen wiederholte, ergriff Donko sein Gewand, umgürtete sich und sagte: „Her, wenn du mir etwas anhaben willst, der Kampf soll es entscheiden, wer von uns beiden recht hat!“ Es traten nun einige herzu, die vermitteln wollten. Andere aber meinten, man solle sie nur machen lassen; wer recht habe, werde gewiß Sieger bleiben. Ein dritter meinte, Badu werde guten Grund haben, daß er den Donko so anfalle, einem Sklaven könne man alles zutrauen. So stürzten denn beide auf einander los und rangen so lange miteinander, bis sie erschöpft waren und einige hinzukommende Männer sie auseinander brachten. Keiner war Sieger, die Erbitterung aber war groß. Es war zu befürchten, daß einer dem andern auflauern würde, um ihn zu töten, oder daß sich die beiderseitigen Familien- und Stammesgenossen hineinmischen und eine allgemeine Prügelei oder ein Straßenkampf entstehen möchte. Man trug deshalb beim Stadthäuptling darauf an, daß er die Sache in die Hand nehme. Dieser beschied die beiden Streitenden für den nächsten Morgen vor die Stadtältesten zur Verantwortung.

Am andern Tag ist Gerichtsversammlung. Vor dem König und den Stadtältesten sind die beiden Angeklagten

und mit ihnen eine Anzahl ihrer Verwandten erschienen. Der Sprecher erhebt sich mit einem langen Stab in der Hand, gibt den Zweck der Versammlung an, erklärt aber, daß, ehe die Verhandlung beginne, Badu und Donko als Gerichtskosten je einen Dollar hinterlegen müssen. Diese winden und drehen sich zwar, wollen zuerst je nur einen halben Dollar zahlen, ziehen aber schließlich das Geforderte aus einem Zipfel ihres Unterkleides hervor. Nun werden sie vom König aufgefordert, sich zu verantworten. Zuerst erhält Badu das Wort. Er schildert in langer, fließender Rede, wie sein Bruder Laje krank geworden, wie kein Mittel habe helfen wollen und wie sich's schließlich herausgestellt habe, daß er vergiftet worden. Gefragt, woher er das wisse, erwiderte er, das habe der Fetisch des Kwaku geoffenbart. Der Fetisch habe zwar nicht Donko genannt, aber so wie er es gesagt habe, wisse er, daß es kein anderer als dieser sein könne. Er habe darüber Donko zur Rede stellen wollen, und das habe dieser übel genommen. Hierauf entgegnete Donko, er wisse nichts von alle dem, er arbeite nur für seinen Herrn und kehre sich an sonst nichts in der Welt. Er habe noch nie eine Fetischschnur gekauft, und Gifte seien ihm unbekannt. Als er geendet hatte, zog sich der König mit den Ältesten zurück, das alte Weib zu fragen, d. h. Rat zu halten.

Zurückgekehrt grüßten sie zuerst die Versammelten, dann erhob sich der Sprecher und verkündete in langer Rede den Urteilsspruch: Badu habe Unrecht. Wenn er wisse, daß Donko seinen Bruder vergiftet habe, dann solle er ihn verklagen und nicht auf der Straße anfallen. Damit wurde Donko sein Geld wieder zurückgegeben, das von Badu aber in Schnaps verwandelt und vertrunken. Daß das Urteil so gefällt wurde, war größtenteils das Verdienst von Donkos Meister Okai, der ebenfalls zu den Stadtältesten,

gehörte. Die übrigen wollten wenigstens beide strafen, um mehr Geld zum Schnapstrinken zu bekommen, gaben aber schließlich dem Drängen Okais nach, zumal da sie wußten, daß an diesem Tag nicht das letzte Wort in der Angelegenheit gesprochen worden sei.

So war es auch. Badu war wütend vor Zorn. Hätten ihn seine Verwandten nicht beschwichtigt, es wäre zu einem schlimmen Auftritt gekommen. Als er aber heim kam, da machte er seinem Herzen Luft. Wie er nun so schimpfend auf seiner Türschwelle saß, da fiel ihm ein, als er und sein Bruder Laje einmal mit dem roten Okai ein Geschäft abgemacht hatten, da habe zum Schluß Donko im Auftrag seines Meisters ihnen Maisbier serviert. „Jetzt hab ich's," brach er aus, „ich weiß gut, wie Donko es gemacht hat, um Laje zu vergiften. Als er uns das Bier reichte, hat er gewiß das Gift an den Nagel seines Daumens getan und denselben so tief in die Kürbisschale gestreckt, daß das Gift ins Bier gekommen ist! Jetzt will ich's ihm aber zeigen, was es heißt, einen Menschen umbringen! Er sprang auf, steckte etwas Geld zu sich, befahl seinem Bruder, ihn zu begleiten, und ging zum König, seine Klage vorzubringen. Dieselbe wurde angenommen und der Gerichtstag auf den nächsten Dienstag festgesetzt. An diesem Tag ging es aber bei den Verhandlungen nicht so ruhig zu, wie das vorigemal. Die einzelnen Redner ließen einander kaum ausreden, und wenn das Ganze nicht in eine wilde Prügelei ausartete, so war das nur das Verdienst einiger weniger alten Männer, die wirklich unparteiisch den Frieden suchten. Zwar zu einem endgültigen Urteil kam es nicht. Denn wenn auch der Neger geneigt ist, in dieser Beziehung Unglaubliches zu glauben, so schien es doch dem König und den Ältesten zu zweifelhaft, daß ein vor Jahren beige-

brachtes Gift erst jetzt den Tod herbeigeführt haben sollte. Aber sie hatten nicht der Mut, dieses offen zu sagen und fest zu ihrem Wort zu stehen, denn Badus Partei war mächtig. So bewegten sie sich denn stundenlang in allerlei vergeblichen Versöhnungsversuchen, denn das „alte Weib“ wollte diesesmal keine gute Antwort geben. Endlich ging einem unter den vielen, die sich nach und nach auf dem Gerichtsplatz versammelt hatten, ein Licht auf. Er sagte: „Badu sagt, er wisse es gewiß, daß Donko seinen Bruder Laje vergiftet habe, und Donko behauptet ebenso bestimmt, daß er es nicht getan habe. Wenn nun jeder seiner Sache so gewiß ist, dann laßt sie doch das „Aka“ mit einander essen, dann wird sich's entscheiden, wer von ihnen recht hat.“ Diese Rede gefiel allen wohl; auch der König meinte, besser hätte sogar der Europäer nicht urteilen können. Er gab deshalb den streitenden Parteien den vorgeschlagenen Rat und entließ sie damit.

Acht Tage darauf kam eine Deputation zn Odonko, um ihm ein Anliegen vorzutragen. Dieser hörte aufmerksam zu, tat hie und da eine Zwischenfrage und erklärte schließlich: „die Sache ist sehr schlimm, weil sowohl Badu als Donko meint, er habe recht. Das Aka (Gottesurteil) wird die Sache aber ganz aufklären. Wenn ihr wünscht, so will ich es euch essen (d. h. ausüben) lassen. Damit ihr aber nicht denket, ich wisse jetzt schon die Sache, so soll es ein ganz Fremder für mich tun. Ihr habt auch schon von Owu gehört? Der tut wunderbare Dinge und ist weit weg von hier. Dieser soll für mich handeln. Wir richten alles zu, dann muß jede Partei einen Mann als Boten hergeben, daß sie mit einander Owu auf den Schaiplantagen holen und er euch dann das Aka reicht.“ Alle waren damit einverstanden. Es wurde nur noch die Geldfrage geregelt und der nächste Freitag als Termin angesetzt.

An diesem Tag ist vor Odonkos Haus eine große Menschenmenge versammelt. Alle wollen sehen, wer recht hat, Badu oder Donko, die beide mit ihren Parteigenossen in dem weiten Kreis der Zuschauer sitzen. Gegen innen ist dieser Kreis von öffentlichen und geheimen Wongtschä abgeschlossen. In der Mitte steht ein Topf mit einer Art Lauge. Neben demselben liegen eine Anzahl Wedel, aus Kuhschwänzen gemacht, wie sie die Wongtschä gewöhnlich mit sich führen. Odonko erhebt sich nun und erzählt des langen und breiten die uns schon bekannte Geschichte, dann fordert er Owu auf, die Handlung vorzunehmen. Dieser steht auf, nimmt einen der Wedel und rührt damit, so rasch er kann, im Topf herum. Dann heißt er Badu herzutreten, damit er sein Gesicht im Topf wasche. Als er's getan hat, sagt Owu: „Laß mich sehen, ob es dich getroffen hat oder nicht.“ Das Waschen schmerzte Badus Auge ein wenig. Als ihm aber Owu ein paarmal hineingeblasen hatte, konnte er wieder frei umhersehen und es hieß: „Es hat ihn nicht getroffen.“ Seine Anhänger jubelten. Nun ergriff Owu wieder einen Wedel. Es schien ganz derselbe zu sein, war es aber nicht. Als Owu damit die Brühe umgerührt hatte, forderte er Donko auf, herzuzutreten und sich zu waschen. Es schmerzte seine Augen furchtbar. Als nun Owu bei der Untersuchung der Augen nicht bloß in die Augen blies, sondern durch das Blasen auch noch ein gewisses Pulver in das eine Auge beförderte, da konnte es Donko vor Schmerzen kaum aushalten. Mit dem einen Auge sah er gar nichts mehr und mit dem andern nur sehr wenig. Als deshalb zuerst Owu und dann alle andern riefen: „Es hat ihn getroffen,“ da sagte er: „Ich will's zugeben, machet mit mir, was ihr wollt, erlöset mich nur von meinen Schmerzen.“ Nach dem Glauben der Menge hatten sich mehrere kleine

Muscheln in dem einen Auge gebildet, und diese sollte nun Owu nach erfolgtem Geständnis durch Hineinblasen wieder entfernen. Owu tat es auch und zeigte der staunenden Menge die Muscheln, die beim Blasen in seine Hand fuhren.

Aber was ist das? Der Mensch sieht ja an einem Auge noch nichts und die Schmerzen haben auch noch nicht nachgelassen! Sind denn noch mehr Muscheln drin oder was ist es? Odonko erhebt sich, sieht, daß das ganze Auge mit einem Flor bedeckt ist, und schüttelt bedenklich den Kopf. Die andern Wongtschä tun dasselbe und es entsteht eine höchst peinliche Aufregung. „Er hat sein Auge verdorben! Er hat sein Auge verdorben!" hört man mit Entsetzen ausrufen. Die Wongtschä flüstern untereinander, es müsse entweder die Portion Gift zu groß, oder das Gegengift zu schwach gewesen sein. Mehrere von ihnen entfernen sich, um nach einem stärkeren Gegengift zu sehen, unter ihnen auch Mensa Kwao.

Doch siehe, da kommen zwei Schwarze in dunkelblauem Anzug mit rotem Rockkragen und blanken Knöpfen die Straße herauf. Es sind zwei Polizisten der englischen Regierung. Sie sehen an der Eile, mit welcher Mensa Kwao die Straße passieren will, daß etwas vorgefallen sein muß, gehen auf ihn zu und fragen, was denn los sei. Leicht hätte der Angeredete durch eine Ausrede sie veranlassen können, ihres Weges zu ziehen; aber jetzt kamen ihm diese Leute gerade recht, denn eine bessere Gelegenheit, seinen Nebenbuhler Owu für eine Zeitlang auf die Seite zu schieben, hätte er nicht finden können. Er sagte also: „Geht nur in die Oberstadt, dann werdet ihr es schon sehen," und verschwand so schnell er konnte in seinem Gehöft.

Das Entsetzen der lärmenden Menge über die Ankunft der beiden Polizisten läßt sich kaum beschreiben. Alles wogte

durcheinander; Owu ward vor Schrecken blaß, so blaß als ein Neger nur werden kann. Im ersten Augenblick dachte er gar nicht ans Entfliehen, und als er es nachher versuchen wollte, war es zu spät; er wurde festgenommen und nach Akra vor den englischen Kommandanten gebracht.

Dieser untersuchte den Fall, aber die Sache war so verwickelt, daß er am Schluß der langen Verhandlungen nicht viel mehr wußte, als am Anfang. Der Dolmetscher selber wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, denn jeder der verschiedenen Redner oder Zeugen stellte die Sache anders dar. So sah denn der Richter nur den Menschen mit dem beschädigten Auge und Owu als den Übeltäter vor sich stehen. Daß er es hier mit einem Wongtschä zu tun habe, so viel hatte er aus den Verhandlungen gemerkt, und da er schon viel über das schändliche Treiben dieser Bande gehört hatte, so hielt er es für das beste, Owu in sicheren Gewahrsam zu bringen. Von zwei Polizisten wurde der Schuldige ins Gefängnis geführt. Seine Freunde wollten für ihn bitten, wurden aber ohne viele Komplimente abgewiesen. Traurig und niedergeschlagen kehrten sie heim. Owu aber hatte Zeit, über sich selbst und sein Treiben nachzudenken.

14. Kapitel.

Befreiung aus der Haft.

Owu wußte kaum, wie er ins Gefängnis gekommen. Nach seiner Ansicht war er keines Vergehens schuldig, denn er hatte nur getan, was die andern Wongtschä von ihm verlangten. Daß die Geschichte mit den Augen des Donko einen so schlimmen Ausgang nahm, daran konnte nichts



Oberster Gerichtshof in Akra.

anderes als die zu scharfe Medizin schuld gewesen sein; diese hatte aber nicht er, sondern Odonko oder ein anderer Wongtschä bereitet. Er war deshalb äußerst trotzig und empört über die Ungerechtigkeit der Menschen.

Für seine Freunde in La war seine Gefangennahme ebenfalls ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Sie klagten, daß man den Fetisch nicht mehr respektiere und schimpften über die Engländer, die sich in alles mischten. Daß ihr Freund nicht lange eingesperrt bleiben dürfe, stand allen fest; wie er aber frei zu machen wäre, wußte niemand. Das einzige, was man vorderhand in der Sache tun konnte, war nach aller Ansicht das: Donko in die Kur zu nehmen und zu sehen, ob sein Auge nicht noch zu retten sei. Da Kwao sehr mit seinen Medizinen prahlte, so überließ man ihm den Patienten.

Die Kunde von Owus Einsperrung war von einem Verwandten so schnell wie möglich seiner Familie nach Donja überbracht worden. Sogleich machte sich seine Frau mit den Kindern auf den Weg nach der Küste. Hier hatten die Ältesten und der König schwere Tage; denn das Weib zog mit ihren Kindern von Mann zu Mann und jammerte ihnen die Ohren so voll, daß sie sich nicht zu helfen wußten. Man hielt Rat und entschloß sich zu zwei Schritten: erstens den Advokaten Bannerman zu konsultieren, und zweitens, wenn irgend möglich, Owu hievon Kunde zukommen zu lassen, um ihn zu trösten. Bis der erste Beschluß gefaßt war, kostete es einen heißen Kampf, denn die hiebei in Betracht kommende Geldfrage machte vielen bange, und Kwao Mensa meinte, es schade Owu nichts, wenn er auch einmal eine Zeitlang das Brot der Weißen esse.

Doch die Gefangenschaft sollte nicht zu lange währen und auf ganz unverhoffte Weise wurde Owu wieder frei.

Noch saß er gefangen und sann auf Flucht, als in La die Pockenseuche wieder auftrat. Wie Owu dieser Krankheit den ersten Ruhm verdankte, als er Wongtschä wurde, so sollte sie ihm nun zur Freiheit verhelfen. Als die ersten Erkrankungen bekannt wurden, wurden viele Stimmen laut, man solle doch dem Advokaten zahlen, was er verlange, wenn es ihm nur gelinge, Owu zu befreien. Der Stadtrat verhandelte wieder, aber Mensa Kwao, Owus alter Nebenbuhler und heimlicher Feind, wußte den Beschluß zu vereiteln. Man solle die Kranken nur zu ihm bringen, meinte er, Owu brauche man nicht dazu. Habe er doch den Menschen, dessen Augen Owu verdorben, nahezu geheilt. So schien die Sache aufgegeben worden zu sein. Aber die Krankheitsfälle mehrten sich und viele Leute starben.

Da erschien plötzlich Owu in La. Es war ihm gelungen zu entfliehen, als er mit andern Gefangenen an die See zum Baden geführt worden war. Unbekümmert trat er am andern Morgen in den Straßen der Stadt auf und beschwor die Einwohnerschaft, insonderheit den König und die Ältesten, bei allen Fetischen und drohte ihnen mit allem Unglück, wenn man ihn den Engländern wieder ausliefere. Der Anfang des Unheils sei schon die Pockenepidemie. Das half; denn als zwei Tage später einige Polizisten nach La kamen, um Owu zu arretieren, widersetzte sich ihnen die aufgeregte Menge so energisch, daß sie unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten. Nun ließ der Kommandant ein gerade auf der Reede liegendes Kriegsschiff bei La vor Anker gehen. Jedermann wußte, was das zu bedeuten habe; Zittern und Schrecken überfiel alle Einwohner. Man versammelte sich vor des Königs Haus, und hier wurde in stürmischer Weise der Beschluß gefaßt, sogleich eine Gesandtschaft an den Advokaten abzuordnen und ihn um jeden Preis zu dingen. Es gelang auch, nur mußten jetzt zu den

früher schon bewilligten 200 Mark auch noch ein Ochse und zwei fette Hammel als Geschenk hinzugefügt werden. Der Advokat ließ sagen, Owu solle sich seiner Verhaftung nicht länger entziehen, denn nur so könne er wirksam für ihn eintreten. Diese fand denn auch noch am gleichen Tage statt. Aber schon am nächsten Morgen brachte der Advokat ein neues Verhör zustande, in welchem nachgewiesen wurde, daß Owu nur den „afrikanischen Eid“ angewendet und daß jener Mensch bloß vorübergehend erblindet sei, wie sich der Kommandant an dem vor ihm Stehenden überzeugen könne u. s. w. Der Richter gab sich deshalb endlich mit der Rückerstattung des Fang- und Kostgeldes zufrieden und entließ den „unschuldig Gefangenen“ in seine Heimat.

Nicht lange war Owu aus dem Gefängnis entlassen, als er seine Tätigkeit wieder aufnahm. Seine Pflanzung in Donja war von seiner Familie in gutem Stand erhalten worden. Sein selbstgewonnenes Palmöl verkaufte er nur gegen Waren und mit diesen trieb er einen kleinen Handel. Da er immer nur an einen Kaufmann sein Öl ablieferte und von diesem die Waren bezog, so erhielt er bald von ihm einen kleinen Kredit, der es ihm möglich machte, seinen Handel noch mehr auszudehnen. Dazu kamen die Einkünfte aus seinem Gewerbe als Wongtschä. Zwar über viel bares Geld hatte er nie zu verfügen; aber er hatte einer ziemlichen Anzahl Leute je 60—100 Mark geliehen, die ihm als Zins für dieses Kapital je zwei Tage in der Woche arbeiten mußten. Owu beschäftigte sie teils auf seiner Farm, teils als Lastträger bei seinem Handel.

Unter diesen Umständen konnte man sich nicht wundern, daß Mensa Kwao aufs neue anfing, mißgünstig zu werden, und daß in Owu dagegen der Gedanke wieder Raum gewann, endlich als Prophet aufzutreten. Mensa gab seiner

Mißgunst in der Stadtältestenversammlung öffentlichen Ausdruck, in welcher beraten wurde, wie man dem reichen Adschei das zu Owus Befreiung vorgestreckte Geld wieder erstatten sollte. Die Mehrheit der „Alten“ wußte nichts anderes, als eine Steuer umzulegen. Mensa Kwao aber wollte, daß Owu selbst alles bezahle, und dies in so beleidigender Weise, daß nicht allein Owu, sondern auch seine übrigen Kollegen sehr aufgebracht wurden.

Von dieser Stunde an stand für Owu der Entschluß fest, Mensa Kwao unschädlich zu machen. Hierin wurde er durch einen Besuch seines alten Gehilfen Kwaku bestärkt. Dieser teilte ihm mit, daß sein Bruder es mit eigenen Augen gesehen habe, wie Mensa Kwao jene beiden Polizisten in die Oberstadt wies, wo sie Owu gefangen nahmen. Owu wütete, faßte sich aber endlich und sagte dem Kwaku, er solle nächsten Abend ihn zu Vater Odonko begleiten. Owu ging zu demselben, erzählte ihm, was er gehört, und bat ihn, auf einen Abend die angesehensten Wongtschä von La in sein Haus zu bestellen, Mensa Kwao ausgenommen. Das geschah.

Der bestimmte Abend kam heran, und so finden wir in später Nachtstunde fast alle Wongtschä im Hause des alten Labi versammelt. Zuerst wurde Kwaku aufgefordert, zu erzählen, was er wisse. Als er geendigt hatte und allgemeines Staunen über seine Enthüllungen herrschte, da nahm Vater Odonko das Wort, zählte das ganze Sündenregister des Mensa Kwao auf, und meinte, alle die den Frieden lieb hätten, müßten dazu mitwirken, daß dieser Unhold nicht allein aus dem Verein der Wongtschä ausgestoßen, sondern überhaupt für die öffentliche Meinung unschädlich gemacht werde.

So war Kwaos Verderben eine beschlossene Sache. Weniger rasch wurde man über den einzuschlagenden Weg

einig. Einer meinte, man solle ihn als Vergifter dem König von Akra, als dem Oberhäuptling des ganzen Stammes ausliefern; der werde ihn in die See versenken, wie er es einst mit dem Wongtschä Bodsche gemacht habe. Dagegen meinten die andern, das gehe heutigen Tages nicht mehr an, sonst komme man mit dem englischen Gesetz in Konflikt. Endlich fiel einem ein guter Rat ein. Er sagte: „Ihr sprechet alle, als ob das böse Tier (die Pocken) bereits aus dem Lande draußen wäre. Ihr wißt doch, wie sehr noch der Leute Angesicht brennt, wenn immer wieder einige sterben! Laßt uns nun sagen, Mensa Kwao habe das böse Tier ins Land gebracht, und dann wollen wir sehen, was die Bevölkerung tut. Einen Beweis brauchen wir nicht; was der Fetisch sagt, wird ja auch so geglaubt. Wollt ihr dennoch einen haben, dann höret: Es ist noch nicht lange her, da habe ich einmal mit Mensa Kwao in einer Gesellschaft gescherzt, und da prahlte dieser Hansnarr, er habe einen Pockenfetisch, den er von einem Mann aus Akwamu gekauft habe. Ich glaube, das ist Beweis genug." Das leuchtete allen ein, denn ein „Pockenfeti'ch" kann ebensogut ein Amulett bedeuten, mit welchem man die Pocken über jemand verhängen will, als auch eines, mit dem man sich selber davor schützen kann.

Nicht lange nach dieser Abendversammlung herrschte in La die größte Aufregung. Die verschiedenen Fetische hatten bei einer großen Anzahl von Erkrankungen unmißverständlich verkündigt, daß das „böse Tier" von jemand im Lande festgehalten werde. Es sei wahrscheinlich derselbe Mann, der es ins Land hereingebracht habe. Bald flüsterte man sich auch den Namen des Verbrechers zu, und da der erste Kranke in Mensa Kwaos Pflege der Krankheit erlegen war, so hatte man bald dem Bruder des Gestorbenen die unumstößliche Überzeugung beigebracht, sein Bruder sei von Mensa

absichtlich getötet worden. Eine Klage beim König von La war die Folge. Mensa Kwao wurde von seinem Plantagendorf hereingeholt, und von allen Dörfern strömte das Volk zusammen. Die nun stattfindende Volks- und Gerichtsverhandlung zu beschreiben ist unmöglich. Mensa Kwao schäumte vor Wut. Als Mensa Beweise verlangte und man ihm entgegnete: „Hast du nicht selber gesagt, du habest einen Pockenfetisch von einem Akwamumann gekauft?" und er diese Äußerung nicht leugnen konnte, da nahm die Aufregung der Menge überhand; einer tanzte mit einem blanken Messer herum und sagte, man solle ihm nur den Bösewicht geben, er schneide ihm kurzweg den Kopf ab. Als der Angeklagte zeigen wollte, was er unter „Pockenfetisch" verstanden habe, lachte man ihn nur aus. Als er sagte, er wolle das Aka (Gottesurteil) mit ihnen essen, hieß es, ob er nicht wisse, daß ein Wongtschä das nicht tun dürfe. Das Ende der langen Verhandlungen war, daß man ihm erklärte, er solle sich bereit machen; nach drei Tagen werde man ihn an König Taki ausliefern, damit dieser ihn in die See versenke.

Am nächsten Tag wurde König Taki hievon benachrichtigt und erklärte sich bereit, für gute Bezahlung die Sache zu „essen". Die Folge davon war, daß es nun auch in Akra einen großen Tumult gab. Als aber der Wirrwarr am ärgsten war, sandte Taki einen heimlichen Boten an den englischen Kommandanten mit der Nachricht, die Laer wollten einen Vergifter töten und er, Taki, könne es nicht mehr verhindern. So mischte sich der Engländer in die Sache und entschied dahin, daß Mensa Kwao sich auf sein Dorf zu begeben habe und sich nie wieder an der Küste sehen lassen dürfe; auch die Unkosten — gegen 1000 Mark! — habe er zu bezahlen.

15. Kapitel.

Eine Brautwerbung und Hochzeit.

Owu hatte seinen Gegner gründlich aus dem Wege geräumt, und nun trat er endlich mit seinem Herzenswunsche hervor, Gbalo, d. h. Prophet des Fetisches zu werden. Als er einmal mit Odonko in vertraulicher Unterredung beisammen saß, hob er an: „Woher kommt es denn, Vater, daß wir hier in La keinen Gbalo mehr haben?“ Odonko: „Aus zwei Gründen: Erstens hat keiner die Mittel, es zu werden, und zweitens gönnen unsere selbstsüchtigen Kollegen keinem unter uns die Ehre.“ — „Wie wäre es, wenn ich es würde?“ fragte Owu. Odonko sah ihn mit großen Augen an, als wollte er sagen; „Hast du noch nicht genug am Fetischamt?“ Owu merkte es und fuhr fort: „Würdest du es nicht für ratsam halten, oder glaubst du, daß ich es nicht vermag?“ — Odonko sagte: „Ha, du bist doch der erste unter uns, denn wir Alten können nicht mehr viel ausrichten. Wenn wir Fetischleute von La einen Propheten haben sollen, dann hast du, nachdem Mensa Kwao der Mund gestopft ist, am meisten Aussicht darauf. Hier genießest du das meiste Ansehen, und da deine Mutter von Täschi gebürtig ist, so wird sich auch der Prophet von Täschi am ehesten herbeilassen, dich zu unterrichten. Aber das will ich dir sagen: Gold, viel Gold wird es dich kosten, denn die hiesigen Wongtschä müssen vorher alle bestochen werden und die Täschier wollen auch ihr Teil haben. Was der Gbalo von Täschi an Lehrgeld fordert, weiß ich nicht, aber viel wird es sein, darauf kannst du dich verlassen.“

Owu war überrascht, daß Odonko nicht mehr Bedenken hatte, und suchte nun Gelegenheit, um mit seinem zukünftigen Lehrmeister nähere Bekanntschaft zu machen. Sie sollte bald genug kommen. Eines Tages saß Owu in seinem Hof und fing in der Langeweile an, aus angefeuchtetem Lehm allerlei Tierfiguren zu formen, da trat ein langer Mann herein, in welchem Owu sofort den reichen Gründer des Dorfes Otiniwi erkannte. Owu gab ihm einen Schemel und einen Trunk Wasser, worauf sie die üblichen Grüße wechselten und der „lange Adschei" sein Anliegen vorbrachte: „Seit einigen Tagen," sagte er „fühle ich mich so unbehaglich, ich weiß nicht, wo es mit mir hinaus will." — Nicht daß Adschei unwohl gewesen wäre, nein, es war nur die allgemeine Leere des Heidentums. Owu sagte: „So, soll ich dir mit etwas helfen, oder guten Rat geben?" Der lange Adschei: „Ja, eben das wollte ich sagen; könntest du mir nicht einen Fetisch verschaffen, mit dem ich mich schützen könnte? Was machst du da für Dinger? Owu räusperte sich ein wenig und sagte dann mit wichtiger Miene: „Ja, das sind neue Fetische; wenn ich dir so zwei mache und in die Nähe deiner Wohnung stelle, dann wird kein Vergifter dir etwas anhaben können. Denn sollte je ein solcher deiner Hütte nahen, so werden sie die ganze Nacht brummen." — „Das ist eine gute Sache," sagte der Lange; „wenn dem so ist, dann komme nächsten Dienstag und mache mir etliche." Dann verabschiedete sich der Gast.

Nichts hätte Owu erwünschter sein können, als dieser Besuch. Erstens war eine schöne Einnahme in Sicht, und zweitens bot Adscheis Anliegen Gelegenheit, mit dem Gbalo von Täschi in Verkehr zu treten und ihn zu ehren. Der lange Adschei war nämlich von Täschi gebürtig; Owu mußte sich deshalb mit den dortigen Wongtschä ins Einvernehmen

setzen. So machte er sich denn auf den Weg nach Täschi, sprach beim Gbalo vor und erzählte, was für einen Besuch er gehabt und was für ein Versprechen er gegeben habe. Der Gbalo hieß Owu ein wenig warten und beschied eine Anzahl Wongtschä zu sich, um über diese Angelegenheit zu beraten. Owus Erzählung erheiterte alle. Sie meinten, da habe er einen guten Fang getan, wovon er ihnen mindestens zwei Kisten Rum im Wert von 36 Mark als ihren Anteil vorausbezahlen könne. Owu sagte, er habe noch nichts in Händen, wenn sie aber mit der Hälfte zufrieden seien, dann sei's recht. Damit waren sie zufrieden. Owu zog nun eine Flasche Rum hervor, die zur Besiegelung der Abmachungen getrunken wurde.

Die nächsten Tage brachte Owu mit seinem Gehilfen beim langen Adschei in Otiniwi zu. Es wurde während derselben viel getanzt, einige Tiere geschlachtet und viel Rum getrunken. Owu formte zwei große, löwenähnliche Tiere von Lehm, stellte sie unter ein Dach in der Nähe der Wohnung und erhielt dafür außer andern Geschenken noch 60 Mark an barem Geld. Adschei aber glaubte sich nun sicher und geborgen, und daß seine neuen Schutzgeister wirklich zu brummen verstanden, davon erhielt er schon nach fünf Tagen eine Probe. Denn eines Nachts wurde er durch ein Brummen und Summen aus dem Schlafe geweckt. Es wurde immer lauter, so daß es alle Umwohner hörten und selbst vom Schlafe aufgeweckt wurden. Allen wurde angst und bange. Man wußte ja sicher, es müsse ein Vergifter in der Nähe sein, und ob dieser nicht schon vor der Türe des einen oder andern seinen Zauber angebracht habe, konnte man bei Nacht nicht sehen. Das Brummen verstummte endlich gegen Tagesanbruch und die Leute atmeten wieder leichter auf. Wie staunte aber der lange Adschei, als noch im Lauf des Vormittags ein Bote zu ihm kam, der ihn

vor seinen Namensvetter, den Propheten in Täschi, beschied, und als dieser ihm erzählte, der Fetischbote Ohulu habe ihn diese Nacht durch Läuten an der Glocke geweckt und ihm mitgeteilt, daß jemand ihm, dem Langen, nach dem Leben stehe. Unser langer Freund wußte gar nicht wie ihm geschah. „Wahrhaftig, darum haben die Tiere gebrummt!“ rief er aus. — „Was für Tiere?“ fragte der Prophet, und nun erzählte ihm sein langer Vetter, was für einen Dienst ihm Owu geleistet habe. Als er ausgeredet hatte, da meinte er: „Wie aber ist nun der Vergifter unschädlich zu machen?“ — Der Prophet wußte Rat. Gegen gute Bezahlung lieferte er alsbald eine Anzahl Amulette, die Adschei und seine Hausgenossen gegen alle Nachstellungen kugelfest machen sollten.

Owu hatte im Sinn, das Geld, das ihm seine neue Kunst eingebracht hatte, als künftiges Lehrgeld bei Seite zu legen. Aber seine Schwester drang darauf, ihr Sohn Anang müsse sich verheiraten. Da Owu den Neffen als Gehilfen nicht entbehren konnte, sann er auf folgenden Ausweg. Der uns soeben bekannt gewordene Gbalo Adschei von Täschi hatte eine erwachsene Tochter, die sich meistens bei der von ihrem Manne getrennt lebenden Mutter in La aufhielt. Owu zweifelte gar nicht daran, daß es ihm gelingen werde, Mansa, die wegen des Ehezwistes ihrer Eltern es schwer hatte einen Mann zu finden, mit seinem Anang zu verloben. Erstens war der Gbalo nun sein guter Freund geworden, und zweitens war die Mutter des Mädchens eine nahe Verwandte von Vater Odonko. Owus Bruder Abe hatte zwar die Befürchtung, Mansa möchte es mit Anang gerade so machen, wie es ihre Mutter mit ihrem Manne gemacht habe, denn „auf die Mutter schaue man, wenn man um die Tochter wirbt.“ Aber Owus Frau

gab ihr ein gutes Zeugnis und so wurde denn verabredet, Owu solle beim Vater des Mädchens, seine Schwester aber bei der Mutter „ans Tor klopfen," d. h. forschen, ob man eine Werbung wagen dürfe. Den zukünftigen Bräutigam zu Rate zu ziehen, hielt man nicht für nötig. Owu sowohl als seine Schwester entledigten sich ihres Auftrages mit Geschick.

Nachdem nun Owu die schließliche Antwort erhalten hatte, galt es, die Werbung durch acht Flaschen Branntwein zu besiegeln: der Vater und die Mutter erhielten je zwei für sich und zwei für die Verwandten, damit sie diesen die Anzeige von dem Geschehenen machen sollten.

Anang erfuhr von der ganzen Verlobungsgeschichte nicht viel. Erst einen Tag vor dem Überreichen der letzten acht Flaschen Rum wurde er von Owu und seiner Mutter davon in Kenntnis gesetzt. Als er sagte, er kenne das Mädchen nicht, fing Owu an unwillig zu werden und über die jungen Leute zu schelten, die alles besser wissen wollten als die Alten. Anang sagte, er wolle ja die Mansa nur sehen, ehe man sich Unkosten mache, und als ihm hiezu Gelegenheit ward und ihm in der Erkorenen eine recht vierschrötige, wohlbeleibte Gestalt vor Augen trat, war er mit allem zufrieden.

Jetzt wagte Owu endlich auch den Alten zu fragen, ob er ihn nicht ins Prophetenamt einführen wollte? Gbalo Adschei war zuerst ein wenig verblüfft; dann aber sagte er: „Ich meinesteils habe schon gesagt, daß ich keinen lehren will, denn viele, die der Ata Komietä gelehrt hat, sind nicht imstand gewesen, das Geschäft zu handhaben. Aber nach allem, was ich von dir gehört habe, will ich es einmal mit dir versuchen. Aber es kommt ja nicht auf mich allein an, sondern es müssen alle Wongtschä damit einverstanden sein, sonst verraten sie dich, und dann glaubt dir kein Mensch

mehr. Nun fürchte ich die Wongtschä von Akra, Christiansborg und Täschi wenig. Diese alle sind bald zufriedengestellt, wenn man ihnen nur tüchtig Schnaps zu trinken gibt. Aber mit deinen Freunden in La mußt du es selbst ausmachen, dann wollen wir sehen."

Auf diese Unterredung hin unterhandelte Owu wieder mit Vater Odonko, und dieser brachte eine Versammlung aller Wongtschä von La zustande. Er erklärte ihnen, daß an der Ehre, nach welcher Owu strebe, sie alle teilnehmen würden, weil dadurch der Fetischdienst in ganz La aufs neue zu Glanz und Ehren komme. Das schlug durch. Nur meinten alle, umsonst könnten sie es nicht tun, denn, wenn einmal ein Gbalo im Land sei, dann werde man nach einem gewöhnlichen Wongtschä nicht mehr viel fragen. Odonko erwiderte, natürlich sei Owu bereit, sie zu entschädigen. Nun ging die Verhandlung auf einen andern Punkt über, an den Owu gar nicht gedacht hatte. Der alte Labi nämlich fragte, als wessen Gbalo Owu denn eigentlich aufzutreten wünsche? „Natürlich als Krolos," meinte Owu. — „Dann spare dir nur die Mühe," sagte Labi; „wer hat jemals gehört, daß die Krolo viel weissagen kann?! Du mußt dich wenigstens doch als Lakpas Prophet aufspielen, sonst lohnt es sich nicht." — „Wenn dem so ist," sagte ein junger Wongtschä, „daß man den Fetisch, dessen Gbalo man sein will, wählen kann, dann wüßte ich noch einen bessern als Lakpa. Ich meine den Sakumo von Tema. Lakpa hat wohl den Ruhm, daß er Regen und Sonnenschein vermitteln und für einen guten Fischfang sorgen kann; aber was das Voraussagen der Zukunft betrifft, da steht, wie ihr alle wißt, Sakumo weit über ihm. Owu soll doch als Sakumos Prophet auftreten. Ist er klug, dann kann er später dem Lakpa wichtige Weissagungen in den Mund legen und so nach und nach Saku-

mos Ansehen auf Lakpa übertragen.“ Alle wunderten sich über diesen klugen Gedanken und gaben ihm ungeteilten Beifall.

Freilich die Wongtschä von Tema wollten es nicht zugeben, daß ein Fremder als Prophet ihres Nationalfetisches auftrete und noch dazu an einem andern Orte wohnen wolle. Doch gaben sie schließlich dem Drängen nach, besonders als man Owus Gesuch gehörig mit Geld und Branntwein unterstützte.

Nun sollte der Neffe Anang seine Braut heiraten. So wurde denn unverzüglich der Ankauf der Morgengabe besorgt. Dazu gehörten: 6 verschiedene Stücke Zeug, 3 baumwollene Kopftücher und ein seidenes, 1 paar goldene Ohrringe, 2 Gürtel von Perlenschnüren, 1 Spiegel, 1 afrikanischer und 1 europäischer Kamm, 1 Pfund Talg zum Einsalben, 1 Stange Seife, 1 Flasche kölnisches Wasser, 1 Fläschchen Haaröl, 1 Schemel, 1 Messingbecken, 1 größere Kiste für Kleider und 1 kleine für Schmucksachen, 2 Kochtöpfe, 1 Schüssel, 1 Wassertopf, 1 Fufumörser. Dieses für die Braut. Zu ihrer Überraschung legte Owu unter die Kleider in die Kiste noch 5 Mark in Gold. Die Mutter der Braut erhielt als „Windelnersatz“ 2 Stücke Zeug, und der Vater 6 Flaschen Branntwein. Endlich erhielten die Verwandten: 3 Pfund virginischen Blättertabak und 3 Dutzend irdene Tabakspfeifen. Zu diesen Sachen fügte man noch verschiedene Bodenfrüchte, mit denen die junge Frau ihre Haushaltung beginnen sollte. Als alle Gegenstände bei einander waren, übergab Owu dieselben seiner Schwester, die sie in Begleitung der übrigen weiblichen Glieder der Familie zu Mansas Mutter brachten. Als die Eltern mit ihren Verwandten die verschiedenen Gegenstände geprüft und für annehmbar befunden hatten, wurden die Geschenke am nächsten

Tage den Frauen der Familie übergeben, und diese trugen sie in langem Zug durch alle Straßen der Stadt La, um sie allen Freunden und Bekannten zu zeigen. Durch diese Förmlichkeit war der Ehevertrag geschlossen und, soweit es die Frau und ihre Familie anbelangte, für unauflöslich erklärt.

Der Überreichung der Morgengabe folgte bald die eigentliche Hochzeit, die eine ganze Woche dauerte. Am ersten Tage überbrachte die Familie der Braut der des Bräutigams ein großes Essen, und einen Tag später geschah dasselbe von seiten der letztern Familie. Die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich mit den beiderseitigen Verwandten verzehrt. Dann wurde vier Tage lang ein Tisch vor Owus Hause aufgestellt, mit einigen Flaschen Schnaps und Gläsern darauf. Ältere männliche Verwandte der Brautleute nahmen dahinter Platz, gemietete Trommler machten Musik; verschiedene Stadtgenossen, besonders aber Anangs Jugendfreunde, stellten sich ein, brachten ein kleines Geschenk, tranken ein Gläschen Schnaps und tanzten. Inzwischen hatte auch Anang sein Zimmer zum Empfang seiner Braut hergerichtet. Ein Kamerad hatte es ihm aus Freundschaft sogar gepflastert. Ein naher Verwandter hatte ihm einige Fetzen Tapeten, sowie einige Bogen alter illustrierter Zeitungen geschenkt. Mit diesen wurden die Wände beklebt. Auch eine Bettstelle hatte sich Anang für 14 Mk. machen lassen, und obgleich auf ihren harten Brettern statt der weichen Matratze nur eine dünne Matte lag und an der Wand eine Knute von Wildschweinleder für die zukünftige Frau hing, so meinten doch alle, die einen Blick ins Zimmer warfen, es werde seiner Braut ausnehmend darin gefallen.

So konnte denn gegen Abend des letzten Hochzeitstages Owus Sohn Odoi auf einem Messingbecken trommelnd der Bevölkerung anzeigen, daß man heute Abend „eine Braut

fangen“ werde. Anangs Kameraden versammelten sich in dessen Zimmer, wo ein Palmöllicht brannte. Darauf wurden zwei abgeordnet, um die Braut zu holen. Dieselbe war in ihrer Mutter Haus, hatte sich gebadet, gesalbt, geschmückt, und wartete nun auf die Gesandtschaft ihres Bräutigams. Dies war das Zeichen, daß sie den Freunden des Bräutigams folgen und nicht, wie so viele, den ihr angeschacherten Mann verschmähen werde. Die anwesenden jungen Verwandten erklärten, sie gäben die Braut nicht heraus, wenigstens nicht umsonst. Man unterhandelte und einigte sich schließlich auf zwei Flaschen Branntwein, die unsere Freunde auch schon aus Vorsorge unter ihren Kleidern verborgen hatten. Als sie verabreicht waren, hieß es aber: „Ja, Fremden können wir unsere Schwester nicht anvertrauen, unsere beiden Brüder sollen sie hinbringen.“ Es geschah. Als aber diese mit dem Bräutigam über ihr „Trinkgeld“ verhandelten, huschte die Braut unversehens zur Türe hinaus und der ganze Schwarm der anwesenden Leute hinterdrein. Nur der Bräutigam blieb zurück. Aber o weh! Es gelingt Mansa, trotz der Unzahl von Verfolgern, wieder das elterliche Haus zu erreichen, und nun müssen die Verhandlungen mit Schnapszahlen und allen andern Umständlichkeiten von neuem beginnen, um abermals zum gleichen Ergebnis zu führen. Diesesmal sprang sie zum Fenster hinaus, weil die Türe zu gut bewacht war. Nun fing der angehende Ehemann schon an unwillig zu werden, aber Vater Odonko ging nun selber ins Haus des Bräutigams und brachte dort eine neue Gesandtschaft auf die Beine, die mit ihrem „Fang“ bleibenden Erfolg hatte. Am nächsten Abend kam Mansa ungerufen zu Anang, für welchen sie von nun an auch kochte.

Owu wollte nun, daß das junge Ehepaar sogleich nach Donja aufbreche, damit die dortigen Pflanzungen nicht not=

litten. Allein hiegegen sträubte sich die ganze Frauenwelt. Sie meinten, das gebe eine unglückliche Ehe, wenn man der jungen Frau allen Schmuck auf einmal abbinde. Das dürfe nach uraltem Brauch erst nach und nach geschehen. Anang könne hie und da gehen und Lebensmittel holen, aber Mansa müsse so lange warten. Dieser Anordnung der Frauenwelt mußte sich Owu fügen.

Nach beendigter Hochzeit wollte Owu seinen Eintritt in die Lehre vornehmen; aber siehe, — sein Geld war zu Ende! Und nicht allein das, es waren sogar Schulden beim Kaufmann und beim Schnapsverkäufer gemacht worden. Diese mußten erst bezahlt werden, und seinen Plan wollte er doch so bald als möglich ausführen. Wo aber all das Geld hernehmen? Owu zerbrach sich lange den Kopf; endlich hatte er einen Weg gefunden. Das vergangene Jahr war ein sehr trockenes gewesen, und da die Regenzeit diesmal zur gewöhnlichen Zeit auch nicht eingesetzt hatte, so fürchteten die Bauern allgemein, es möchte ein noch viel schlimmeres Jahr geben. Zugleich aber konnte ein Kenner der Gestirne und Wolkenbewegungen, wie Owu, vermuten, daß noch nicht alle Hoffnung geschwunden sei. Dieses bestimmte ihn, die Furcht der Bauern zu benützen und als Regenmacher aufzutreten; hatte er doch seinerzeit in Adenkribi so günstigen Erfolg gehabt. So sehen wir ihn denn in allen Dörfern dem Akwapem-Gebirge entlang als Regendoktor auftreten. Er machte nicht sehr hohe Forderungen; aber er ging mit jedem Dorf eine Wette ein, nämlich so: wirkt die angewandte Medizin und es gibt Korn, dann muß ihm das betreffende Dorf noch 30 Mark nachbezahlen; gibt es aber kein Korn, dann zahlt er ihnen 30 Mark. Das wirkte; denn die Leute sagten, dieser Mann müsse seiner Sache gewiß sein, sonst würde er nicht sein Geld aufs Spiel

setzen, und wiederum: gibt es Korn, dann ist es eine Kleinigkeit, 30 Mark aufzubringen. So ging denn eine große Anzahl Dörfer die Wette ein, und da es hernach wirklich regnete, so hatte Owu nicht bloß jetzt, sondern vor allem zur Zeit der Ernte eine schöne Einnahme, die ihn in den Stand setzte, sowohl seine Schulden zu zahlen, als auch sein Vorhaben hinsichtlich des Prophetenamtes auszuführen.

Er schritt nun zur förmlichen Anmeldung. Mit den angesehensten Wongtschä begab er sich zu Vater Adschei. Nachdem zuerst die Geldfrage erledigt war, begann der Alte: „Daß es keinen Fetisch gibt, wißt ihr alle; ebenso daß alles, was wir als Gbalo tun, auch nur eine angelernte Kunst ist. Ihr wißt also, daß unser Freund Owu die Stimme und Gesänge aller berühmten Fetische lernen muß, damit er in aller Namen weissagen und Geheimnisse offenbaren kann. Ferner muß er Ortskenntnis besitzen, damit man ihn nicht beim Lügen ertappt, wenn er z. B. von einem Berg reden sollte, wo kein Berg ist, oder von einem Baum, wo kein Baum ist. Was nun das Erlernen und Nachahmen der verschiedenen Stimmen anbelangt, so will ich ihn so viele lehren als ich selber kann; aber die Wohnsitze der Fetische ꝛc. kann er nur auf Reisen kennen lernen. Hat er dann das alles gelernt, so wollen wir beraten, wie wir ihn der Menge vorstellen sollen. Inzwischen ist es gut, wenn er die Verehrung des Sakumo von Tema nach La verpflanzt, damit er später als dessen Gbalo auftreten kann."

Damit war dem Owu seine Aufgabe für die nächste Zukunft gestellt. Die Verpflanzung des Sakumo-Kultus nach La machte ihm zuerst etwas Sorgen, weil er fürchtete, es setze bedeutende Unkosten ab, bis ihn Vater Odonko über die Sache aufklärte: „Hast du denn vergessen, daß die von Tema unsere Brüder und ihr Fetisch auch unser Fetisch

ist? Ja, wenn das nicht wäre, dann müßten wir die Hände vom Sakumo lassen, es sei denn, wir könnten es mit List tun, wie wir es bei Akotia von Berekuso gemacht haben. Das würde aber schwerlich gehen!" Immerhin kostete die Sache mehr Geld, als Vater Odonko anfangs meinte. Nicht allein die Fetischsippschaft von Tema wollte ihren Schnaps trinken, sondern auch die junge Mannschaft von La, die das kleine Tempelchen errichtete; ebenso fand der Fetischtanz und das Saufgelage bei der Übersiedelung hauptsächlich auf Owus Rechnung statt.

Owu machte sich nun mit dem Dienste, den Stimmen und sonstigen Eigentümlichkeiten von etwa 30 Fetischen bekannt, lernte aber am meisten auf seinen Reisen. Er spielte, wo er es ratsam fand, den Wongtschä oder Arzt; seine Frau oder sein Sohn aber, die ihn zu begleiten pflegten, boten Waren feil, so daß Owu diese Reisen einen doppelten und dreifachen Gewinn eintrugen.

16. Kapitel.

Ein Todesfall.

Wir sind in Donja. Owu ist mit seiner Frau und seinem Sohn Odoi auf den Handel gegangen. Nur seine Schwester und deren Sohn Anang mit seiner Frau, sowie Abe und dessen Familie sind daheim. Sie alle sind mit Zubereiten von Palmöl beschäftigt. Da stellen sich plötzlich bei Abe die Vorzeichen eines Schwarzwasserfiebers ein. Dieses ist die Krankheit, die auf der Goldküste weitaus die meisten Todesfälle herbeiführt. Sowohl Einheimische, als

Europäer unterliegen ihr nur zu häufig. Abe fühlte sich ungewöhnlich müde und schläfrig und das Weiße seiner Augen wurde quittengelb; kurz, es war kein Zweifel: die gefürchtete Krankheit war da. Sogleich wurden allerlei Medizinen angewandt; als es aber trotzdem nicht besser wurde, machte sich Anang eiligst auf den Weg nach Kwantanang, um seinen früheren Doktor Koi zu rufen, damit dieser seinen Onkel in Behandlung nehme. Der Gerufene kam. Aber es war schon zu spät. Abe hatte bereits das Bewußtsein verloren, nach drei Tagen war er eine Leiche. Welch ein Schrecken! Seine Schwester und seine Frau heulten, daß man glauben konnte, sie seien wahnsinnig. Anang, der in Owus Abwesenheit zu handeln hatte, wußte gar nicht, wie ihm geschah. Zuerst mußten Leute gesucht werden, um nach Owu zu fahnden, dann ein Bote, der mitten in der Nacht die Trauerkunde an die Küste zu bringen hatte, und endlich Träger, um den Leichnam ebenfalls dahin zu bringen. Da man es aber in Donja mit Fremden zu tun hatte, so verstanden sich erst nach langem Akkordieren zwei Männer dazu, gegen hohen Lohn den Toten in einer Art Hängematte nach La zu tragen.

Hier entstanden neue Verlegenheiten. Jeder Tote wird in seinem eigenen Zimmer oder in seines Vaters Haus begraben, wobei der Erbe mit der Haue den Ort des Grabes hinzuzeichnen hat. Durch diesen Akt macht er sich unter anderem auch verbindlich, für alle etwaigen Schulden des Verstorbenen einzutreten. Abes Erbe war zunächst Owu; nach ihm seine Schwester und nach dieser Anang. Anang erwartete, Owu werde etwa gleichzeitig mit der Leiche in La eintreffen, aber er kam nicht, und nun hieß es: „Wer soll den Toten begraben?“ Man wartete und wartete, bis endlich Anang und seine Tante sich herbeilassen mußten, die

Bestattung allein vorzunehmen. Der Todesfall mußte dem König, dem Hauptmann der betreffenden Kriegsmannschaft, dem Stadtviertelältesten und allen Verwandten im weitesten Sinn des Wortes angezeigt werden. Owus Schwester machte diese Anzeigen teils selbst, teils sandte sie Anang oder einen andern Verwandten mit der unvermeidlichen Schnapsflasche; sonst hätte die Anzeige keine Geltung gehabt. Nur beim König unterließ sie die Anzeige, weil mit dieser zugleich auch der Termin der großen Totenfeier bestimmt werden mußte. Das aber wollte sie Owu überlassen. Kaum waren die Anzeigen gemacht und das Grab bezeichnet, so brachte ein Bote die Nachricht, Owu werde in einigen Stunden eintreffen.

In Owus Familie war es früher Sitte gewesen, die Toten in Tragkörben zu begraben; seit einiger Zeit war man jedoch von diesem Brauch abgekommen. So finden wir denn den Toten nicht in einem Korbe, sondern in einem Sarg, der auf Schnapskisten im vordern Zimmer von Abes Wohnung aufgestellt ist. Der flache Deckel ist noch nicht über den Sarg gelegt. Einige alte Frauen haben die Leiche gewaschen und frisiert. Als Bekleidung umhüllt ihn ein schöner bunter Landesteppich; Hals und Arme sind mit Goldschmuck und Korallen geziert. Das Zimmer ist mit Frauen angefüllt, Kopf an Kopf bis zum Leichnam hin. Alle heulen so laut sie können, besingen aber dabei das Lob des Toten. Abwechselnd stehen hie und da einige auf, gehen hinaus und tanzen ein wenig im Hof, ebenfalls dem Verstorbenen zu Ehren. Es ist fast keine einzige Frau in der Stadt, die an diesem Tage nicht dem Toten zu Ehren ein wenig getanzt, gesungen und geheult hätte. Die Männer sitzen im Hof, die Verwandten haben ihren Platz bei der Haustüre. Die Spielgenossen des Verstorbenen tanzen unter

Trommelbegleitung. Der Hauptmann der Kriegsmannschaft erscheint mit einer Anzahl seiner Leute, mit der „Tost-trommel“ und einer Flasche Schnaps. Die Flasche wird überreicht und nun der Sarg in den Hof getragen; der Hauptmann tritt vor, zieht seinen Degen und schwört: „Wenn dir das auf dem Schlachtfelde begegnet wäre und ich nicht deinetwegen mit meinem Leichname das Erdreich bedeckt hätte! Wenn man deinen Tod rächen könnte und ich täte es nicht, dann wehe mir! Ich wäre nicht, der ich bin. Ich beschwöre dich: hat dich ein Mensch so dahingerafft, dann laß ihm keine Ruhe; hat es aber Gott getan, dann gehe und schlafe in Frieden!“ Zur Bekräftigung dieses Schwures führen die Begleiter des Hauptmanns einen kurzen, wilden Kriegstanz auf und tragen den Toten dann wieder ins Zimmer hinein.

Ein großer Teil der Anwesenden ist übrigens nicht mit leeren Händen gekommen, denn ein bloßes Trostwort schlägt beim Neger nicht ein. So bringen denn alle Verwandten, Bekannten und Kameraden des Verstorbenen ein Geschenk an Zeug, Schnaps oder Muschelgeld mit sich, um so ihr Beileid zu bekräftigen. Jedes Geschenk wird dem Toten gezeigt und mit einer Ansprache begleitet: „Ata Abe! Siehe, da ist dein guter Freund Obenteng gekommen, um von dir Abschied zu nehmen und dir etwas mit auf den Weg zu geben. Versteh's wohl! Daß du so plötzlich dahin gefahren bist, ist nicht seine Schuld, nein, durchaus nicht; er hat dich nicht vergiftet! Er nimmt nun Abschied von dir. Grüße die Väter und Mütter von ihm &c.“ Von jedem Stück Zeug wird etwas abgerissen und auf den Toten gelegt; das übrige legt man zu seinen Füßen. Ebenso schüttet man auch von dem geschenkten Branntwein etwas auf ihn. Alle, die Geschenke bringen, erhalten je einen Schoppen

Schnaps. Da außerdem von seiten der Trauerfamilie die Anwesenden öfters mit Schnaps regaliert werden müssen, so gibt es solchen in Hülle und Fülle.

Außer den Leidtragenden stellen sich aber auch noch unwillkommene Gäste ein, nämlich die Gläubiger des Verstorbenen, die das Recht haben, „den Fuß des Verstorbenen zu ergreifen,“ d. h. gegen seine Beerdigung so lange zu protestieren, bis das Familienhaupt für die Schuldmasse gutgesagt hat. Als Beweis der Richtigkeit ihrer Forderung brachten sie nebst einer Flasche Schnaps einen oder mehrere Zeugen mit. Einem jedoch fehlten die letztern, und da er dennoch auf seiner Forderung beharrte und man ihm nicht recht traute, mußte er zum Beweis seines Rechtes eine Kürbisschale voll vom Waschwasser des Toten trinken, was er auch ohne Bedenken tat! In das Geheul der Frauen und das Verhandeln der Männer mischte sich im Nebenzimmer ein anderer Lärm — der der Totengräber. Diese, es sind ihrer sechs — lärmen, toben und poltern wie unsinnig. Verstummt das Lärmen ein wenig, dann setzen sie mit lautem, hastigem Gespräch ein, alles um die Todesfurcht zu vertreiben. Zum gleichen Zweck wird auch dem Schnaps tüchtig zugesprochen, von manchen so stark, daß sie öfters ins Grab hinabpurzeln.

Als endlich Owu erschien, ging er zunächst nicht in das Trauerhaus, sondern in sein eigenes. Von hier aus ließ er seiner Schwester, deren Sohn und der trauernden Witwe sagen, daß er nun da sei. Diese begaben sich sogleich zu ihm und erzählten ihm alles haarklein. Owu dankte ihnen und rühmte ihre klugen Anordnungen. Es wurde nun noch beschlossen, die eigentliche Totenfeier statt nach drei Tagen, erst nach drei Wochen zu halten und dies den König bei der Todesanzeige wissen zu lassen. Owu übernahm die

Anzeige beim König, machte aber vorher einen Besuch im Trauerhaus, von einigen männlichen Verwandten begleitet. Owu ging der Tod seines einzigen erwachsenen Bruders sehr nahe; er wußte vor Schmerz kaum, was er tat.

Als Owu vom Könige, dem er den Todesfall angemeldet hatte, zurückgekehrt war, wurde ihm von Anang ein Ziegenbock gebracht, den er als Familienpriester vor der Schwelle des Hauses schlachtete und dessen Blut er als Reinigungsopfer für den Toten fließen ließ. Dann öffnete er das Tier, nahm etwas vom Nierenfett, tat es in die Salbbüchse des Verstorbenen und stellte ihm dieselbe in den Sarg. Nun brachte man die kleinen Kinder des Verstorbenen. Owu ergriff ihre Hände, drückte sie auf den Leichnam ihres Vaters und sprach: „Von da aus, wo du jetzt hingehst, hast du nun nichts mehr mit diesen zu schaffen; bleibe weit weg von ihnen und segne sie!“ Dann zeigte man Owu alle erhaltenen Geschenke und nannte bei jedem einzelnen den Geber. Hierauf trugen einige Männer den Sarg ins Nebenzimmer, wo das Grab war, entfernten sich aber wieder, um Owu und den nächsten Verwandten Platz zu machen. Nun wurde die Tür für einige Augenblicke geschlossen*) und der Sarg zugenagelt. Nachdem die Tür wieder geöffnet war, hob man den Sarg ins Grab. Owu als Familienhaupt trat an dasselbe heran, warf dreimal eine Hand voll Erde hinein und sprach: „Bist du von Gott gerufen, mein Bruder, dann gehe hin und schlafe in Frieden; ist aber irgend ein Mensch die geheime Ursache deines Todes, dann ruhe nicht, bis er mit dir gehen muß und du dort mit ihm den Streit ausfechten kannst. Keine sichtbare Macht wäre imstande gewesen, dich uns zu entreißen; im Kriege

*) Damit niemand erfahre, ob man die schönen Kleider und Schmucksachen oder nur alte Lumpen dem Toten mit ins Grab gibt.

wäre ich vor dir gefallen! Das beschwöre ich dir bei dem Geist meines Vaters, bei den Vätern und Großvätern." Zwei andere Verwandte riefen ihm unter anderm noch nach: „Die Rückkehr dünke dir schrecklich; vor dir lichte Helle! Weile ferne von uns!*) Segne deine Kinder! Halte Unheil von uns fern und laß unsre Arbeit gedeihen."

Als die Totengräber das Grab zugescharrt hatten, reichte man jedem derselben einen neuen Faserschwamm. Sie faßten ihn mit der linken Hand und gingen schweigend durch die Trauernden an die See, um sich dort von allem Unheil, das sich beim Begraben an sie gehängt, rein zu waschen. Von dort zurückgekehrt, grüßten sie und wurden wie Fremde begrüßt. Nachdem sie den immer noch Dasitzenden gesagt hatten: „Wir haben ihn begraben; wir sind fertig," wurden sie von diesen beglückwünscht und mit Schnaps regaliert. Dann wandte sich jedermann seiner Hütte zu, viele in einem solchen Zustande, daß es ihnen schwer fiel, dieselbe richtig zu finden. Jetzt erst verteilte Owu das Fleisch des Opfertieres, das bisher wie unrein vor der Türschwelle liegen geblieben war.

Die nächsten drei Tage waren sämtliche Frauen der Verwandtschaft fast immer in Trauerhause versammelt, während die Männer ab- und zugingen. Die Witwe mußte volle sechs Wochen Tag und Nacht auf dem Grabe zubringen, wobei ihr aber immer einige Frauen Gesellschaft leisteten. Am dritten Tag versammelten sich wieder alle Verwandten, ebneten den Zimmerboden, um die Spur des Grabes zu verwischen, schoren sich das Trauerzeichen gegenseitig aufs Haupt und trösteten sich mit einen Gläschen Schnaps. Das

*) Allen diesen Redensarten liegt die Furcht zu Grunde, der Tote möchte durch seine Sehnsucht nach seinen Freunden oder Kindern deren Tod herbeiführen, weshalb man auch schon wiederholt Tote ausgegraben und ihre Gebeine verbrannt hat.

letztere geschah am achten und vierzehnten Tag wieder. Am 21. Tage aber fand die Haupttotenfeier statt, — ein schauerliches Saufgelage, an dem sich beinahe die ganze Stadt mit Trommeln und Tanzen beteiligte. Wer da wollte, durfte kommen, trinken und tanzen. Die Einzeltänze waren meist ein mimisches Spiel, wobei der Tanzende durch seine Bewegungen zu zeigen suchte, wie leid ihm der Tote tue. Das Saufgelage begann mittags 2 Uhr und dauerte bis zum Einbruch der Nacht (6 Uhr). Am Morgen des Tages war schon die Kriegsmannschaft des Toten aufgezogen, um ihm die Ehrensalve zu geben. Mitten auf dem Marktplatz, wo auch nachher das Tanz- und Saufgelage stattfand, stellten sich die Frauen auf, um durch Besprengen mit Wasser und Aussprechen von Segenswünschen die unter Schießen und Tanzen um sie Kreisenden vor Unfällen zu bewahren.

Am Morgen nach dem Saufgelage war wieder Familienversammlung, um dem Toten den vollen Abschied zu geben. Nach den Anschauungen der Heiden hat sich bis dahin der Geist des Verstorbenen in der Nähe seines Körpers oder der Wohnung aufgehalten. Nun aber tritt er den Weg ins Totenreich an. Wo dieses liegt, wissen sie nicht genau; doch ist ihnen gewiß, daß es jenseits des Volta-Flusses liegt. Zur Überfahrt war denn auch dem Toten neben seinen Lieblingskleidern ein kleines Fahrgeld mit in den Sarg gelegt worden.

Abes Witwe, die nach einem halben Jahre Anangs zweite Frau wurde, mußte mit arbeiten helfen, um die Begräbniskosten ihres Mannes zu decken. Sie wäre Owus Frau geworden, wenn er der jüngere Bruder gewesen wäre; da aber kein jüngerer da war, wurde sie Anang als dem zweitnächsten Erben zugesprochen.

17. Kapitel.

Eine Königswahl.

Nachdem Owu die Familienangelenheiten seines verstorbenen Bruders geordnet hatte, zog er sich wieder nach Donja zurück und lebte hauptsächlich der Landwirtschaft. Doch benutzte er jede Gelegenheit, um auch durch seine Fetischkunst etwas zu erwerben, und namentlich ließ er das Ziel, das ihm vorschwebte, Gbalo zu werden, nicht aus den Augen. Diese Angelegenheit führte ihn auch eines Tags wieder nach La, wo er sich seinem Lehrmeister, dem Gbalo Adschei von Täschi vorstellte, um ihm zu sagen, daß er nunmehr zu öffentlichem Auftreten bereit sei. Adschei nahm ihn freundlich auf und versprach, demnächst eine Versammlung sämtlicher Wongtschä zu veranstalten, in welcher das Nähere festgestellt werden sollte. Als Owu von diesem Gang zurückkam, erfuhr er zu seiner Überraschung, der König habe nach ihm und Odonko geschickt, da ihn in der letzten Nacht „sein Kopf furchtbar ergriffen habe.“ Es war ein heftiges Kopfweh mit bedenklichen Fiebersymptomen, und die beiden Fetischmänner sahen alsbald, daß nur sehr wenig Hoffnung auf Genesung vorhanden sei. Der Patient war schon ziemlich alt und das Sumpffieber, das ihn gepackt hatte, war sehr bösartig. Sie taten natürlich was sie konnten. Aber trotz aller Arzneien ließ das Fieber nicht nach, bis endlich alle Kräfte des Kranken aufgezehrt waren. In der Mitternachtstunde umstanden unsere beiden Freunde mit den nächsten Verwandten und den ersten Männern der Stadt still und schweigend den Leichnam des Königs. Niemand durfte die Totenklage anstimmen, wie es bei sonstigen Todesfällen

Sitte ist, weil es ja sonst ruchbar geworden wäre, daß der König tot sei; die Etikette erfordert, daß vor Verfluß einiger Wochen von einem solchen Ereignis niemand etwas erfahre, geschweige denn jemand öffentlich davon rede. Das Begräbnis wurde daher in aller Stille vorgenommen. Als es vorüber war, sagte Vater Odonko zu Owu: „So, jetzt ist es um dein Auftreten für dieses Jahr geschehen! Du mußt warten, bis wir wieder einen König haben. Du weißt aber, daß ehe von einem solchen geredet werden kann, die Familie des Verstorbenen zuerst die Totenfeier veranstalten muß. Bis sie aber das Geld bekommt, um zwei Vierohmfaß Schnaps, einen Ochsen und ein Tönnchen Pulver zu kaufen, wird es lange gehen." — „Ja, natürlich!" erwiderte etwas kleinlaut der Angeredete, „das weiß ich wohl; sie müssen eben, wie andere Leute auch, Kind und Kegel verpfänden, wenn sie ihrem Verstorbenen die nötige Ehre erweisen wollen."

Ein Jahr ist vergangen. Die Totenfeier für den verstorbenen König ist auf die nächste Woche angesetzt, und in des alten Labi Haus finden wir eine Anzahl Fetischmänner in trautem Gespräch beieinander. Sie behandeln zunächst die wichtigste Frage des Tages, wer nun wohl König*) werden würde.

Diese Würde ist zwar erblich, aber bei dem herrschenden Neffenerbrecht hat die Wahl immerhin noch weiten Spielraum. Dasselbe besteht darin, daß die Söhne sämtlicher

*) Die Behörde auch der kleinsten westafrikanischen Stadt bilden: 1. der Mangtschä (wörtlich Stadtvater, besser Stadtbesitzer), von den Europäern König oder Häuptling genannt, 2. der Mangralo, so viel als Vize- oder Unterkönig, 3. der Oschikiteli, Vertreter der Stadt oder des Volks dem König gegenüber. Diese drei Würden sind erblich, gewissermaßen Eigentum dreier verschiedener Quartiere oder Familien. Ihnen steht zur Seite 4. der Stadtrat oder die Stadtältesten, Mangonukpai genannt, mit einem Vorsitzenden.

Schwestern eines Königs Anspruch auf die Thronfolge haben, sofern nämlich diese Schwestern nicht rechtmäßig verheiratet sind, denn sonst hätte ja der Ehemann, bezw. dessen Familie, ein Recht an die Söhne und somit auch an den Königsthron. In Asante darf sich deshalb jede Königstochter ihren Mann, bezw. ihren Liebhaber wählen; im Ga-Land läßt man allerdings nur eine „laufen," d. h. sich den Mann wählen, den sie auch wieder nach Gutdünken verlassen kann, während man für die andern eine dargebotene Morgengabe annimmt. Da aber auch hier die Königstöchter wissen, daß ihre in der ordentlichen Ehe geborenen Söhne nicht thronfähig sind, so gehen auch sie alle viel lieber eine „freie" Ehe ein, so daß, wie gesagt, an Thronerben kein Mangel ist. Auch werden von der königlichen Familie gewöhnlich zwei oder drei Kandidaten der Volksvertretung präsentiert.

Die versammelten Wongtschä unterwarfen nun die nächsten Erben des Königs einer eingehenden Kritik: den einen hielten sie darum für untauglich, weil er zu große Ohren hatte; der Gesinnung nach wäre er ihnen ganz recht gewesen, aber sie fürchteten, die Bewohner der Nachbarstädte würden ihnen bei jedem Streit die langen Ohren ihres Königs vorwerfen. Der König müsse körperlich makellos sein, darin waren alle einig. Ein zweiter Kandidat stand

---

Diese Mangonukpai sind die Häupter der verschiedenen Familien oder Stämme. — Unterämter sind: 1. Der Sprecher des Königs, soviel als Kämmerer 2. Sein Hornbläser, 3. Schirm- und Schemelträger u. s. f. Alle Aemter sind Ehrenämter. Da hingegen jeder das Recht hat, Klagesachen anzunehmen, beziehungsweise zu strafen, so gibt es natürlich manche Sporteln, und das sind die einzigen Einnahmen der Stadt, da man von Steuern nichts weiß. Die höchste Gerichtsinstanz ist der König, sofern er nicht noch unter einem gemeinsamen Stammeshäuptling steht.

im Rufe, ein gewaltiger „Kolo," d. h. wörtlich ein Tier- oder Buschmensch (ein „Esel") zu sein, war also auch nicht wählbar. Ein dritter galt deswegen für untauglich, weil er gerade das Gegenteil, d. h. zu altklug und selbständig war. Man fürchtete, er werde sich von den Stadtältesten und Wongtschä nicht raten lassen. Ein vierter Thronkandidat hatte sich dem Trunke ergeben und konnte daher gar nicht in Frage kommen. Erst ein fünfter sollte Gnade finden in den Augen unsrer Abendgesellschaft. Zwar äußerten auch hier einige der jüngern ihre Bedenken, weil der und jener ihn schon wegen Weibergeschichten habe verklagen müssen; die älteren aber wiesen diese Bedenken damit zurück, daß sie sagten, die Frauen der „Alten" habe er noch immer respektiert, und was er mit seinen Altersgenossen zu tun gehabt, das gehe sie nichts an. Dabei blieb es.

Es ist feierliche Volksversammlung in La; groß und klein, Bauern, Fischer und Händler sind auf dem Marktplatz versammelt. Fünf Sechstel der ganzen Bevölkerung sitzen auf einem Haufen beisammen, und ihnen gegenüber hat das letzte Sechstel, das Stadtquartier der Königsfamilie, Platz genommen. Nachdem die Ordnung hergestellt ist, erhebt sich der Sprecher und Vertreter der Volksgemeinde, wendet sich an den Sprecher des Königsquartiers und sagt: „Vater Ankama, hörst du? — „Ja, ich höre." Es ist zwar durchaus gar nichts, warum wir heute hier versammelt sind und ein kleines Wort mit euch reden wollen. Aber die Stadtkinder da sagen, sie hätten ihrem „alten Mann" jetzt die Wegzehrung gegeben, und ihr möchtet ihnen jetzt einen andern Vater geben. Sie wollen nicht länger ohne König sein und verlangen deshalb, daß ihr diese ihre Bitte gewähret. (Sich umwendend:) Oder habt ihr nicht so gesagt?" — „Ja, so haben wir gesagt!"

Vater Ankama wiederholt nun das Gesagte für die Umsitzenden und es entsteht ein Gemurmel unter ihnen, worauf sich Ankama erhebt und dem Sprecher des Volks bedeutet, sie müßten zuerst gehen und „das alte Weib fragen“. Nun erheben sich alle Männer der Königsfamilie und begeben sich an das Seeufer, um dort Rat zu halten. Hier am flachen Meeresstrand konnte man jeden, der sich etwa herschleichen wollte, schon von ferne erblicken, und dazu übertönte das Getöse der Brandung die mit anscheinend großer Aufregung geführten Verhandlungen. Jetzt kehrten die Männer der Königsfamilie zurück, begrüßen die Volksversammlung und werden von dieser wie Fremdlinge begrüßt. Dann erhebt sich Ankama und erklärt dem Sprecher des Volks: „Die Königskinder lassen euch wissen, daß sie wahrhaftiglich und gewißlich den König geben werden; aber sie können das nicht für nichts und wieder nichts tun, sondern müssen zuerst etwas zu trinken haben.“ Im Nu sind einige Kisten Schnaps zu ihren Füßen gestellt; eine davon wird geöffnet und ihr Inhalt gemeinsam vertilgt, worauf der Sprecher sich abermals vernehmen läßt: „Die Königskinder sagen, sie haben zwar versprochen, einen König zu geben; aber sie können keinen König einsetzen, den die Stadtkinder nicht lieb haben. Ihre Brüder Male und Akono seien beide von reinem königlichem Geblüt und hätten beide ein Anrecht auf den Thron. Die Stadtkinder sollen nun zwischen diesen beiden wählen.“ Der Sprecher des Volks teilt dies den Stadtkindern mit, die sich dann ihrerseits auch zur Beratung an die See begeben. Obwohl nun jedermann schon im voraus wußte, daß die Wahl auf den etwas ausgelassenen, im ganzen aber ordentlichen Akono fallen werde, so war dieselbe doch sobald nicht getroffen. Die Wichtigkeit der Sache erforderte es, daß man längere Zeit beriet und stritt,

bis man das Richtige gefunden zu haben glaubte. Als man zurückgekehrt war, erklärte der Sprecher des Volks nach vorausgegangener Begrüßung, daß sich die „siebenmal sieben“ Städte für Akono entschieden hätten. Ankama dankte hierauf für die getroffene Wahl.

Ein afrikanischer Königsthron ist ein sonderbares Ding — nicht deshalb, weil er ein ganz gewöhnlicher Negerstuhl oder Schemel ist, sondern weil er als heilig gilt, ihm jährlich Opfer gebracht werden und er nie zum Sitzen benutzt wird. Er hat alles gemein mit einem Fetisch, nur mit dem Unterschiede, daß er niemals als Geist Besitz von einem Menschen nimmt. Das jährliche Opfer bestand in alter Zeit aus einem Menschen, in neuerer Zeit muß ein Bock oder auch, wenn die Mittel dazu da sind, ein Ochse dafür herhalten. Der Thron liegt das ganze Jahr über, in ein weißes Tuch eingehüllt, an einem wohlverwahrten Ort. Am Opfertag aber holt ihn der Priester, d. h. ein für diesen Dienst bestimmter Mann aus der Königsfamilie, vor die versammelte Familie, entkleidet und badet ihn. Dann wird das Opfer geschlachtet und mit seinem Blut der Schemel neu angestrichen. Hierauf wird gekochter Jams mit Palmöl geknetet und mit dieser gelben Speise die Blutkruste punktiert, das weiße Tuch erneuert und der Thron an seinen Ort getragen. Das Opfermahl mit Tanz und Spiel beschließt die Feier. Dieses jährliche Opfer muß auch dann gebracht werden, wenn der Thron erledigt ist; eine auch nur einmalige Unterlassung würde die Entweihung und damit den Verlust des Thrones nach sich ziehen.

Nun wurden die Vorbereitungen für die Thronbesteigung getroffen. Der Priester des Thrones versammelte die ganze Familie, ließ den neugewählten König rufen und redete ihn in Gegenwart des Thrones also an: „Das ist der Königs-

stuhl; er ist dein und gehört dir von deinen Vätern und Großvätern her. Ich frage dich: Bist du imstande, denselben einzunehmen?" Der Angeredete: „Ja, ich bin es imstande." — „Wenn dem Königsthron einmal sollte eine Schuld erwachsen, bist du bereit, dieselbe zu zahlen?" „Ja, ich bin bereit." — „Wenn der Königsthron einmal sollte im Krieg in Gefahr kommen, bist du bereit, deinen Kopf an seine Verteidigung zu wagen?" „Ja, ich bin es." — Diese Fragen wurden dreimal gestellt und ebenso oft beantwortet. — „So übergebe ich dir hiemit den Thron!" „Ich nehme ihn an." — Dies der erste Akt der Thronbesteigung. Der zweite, der Hauptakt, folgt etwa acht Tage nach der Opferfeier und geht in tiefer Mitternachtsstunde vor sich. Es sind nur der Kandidat, der Priester und sein Gehilfe vor dem Thron versammelt. Der Priester läßt noch einmal den jungen König obengenannte drei Schwüre wiederholen, dann faßt er ihn und schwingt in dreimal über den Thron hin und her, ohne jedoch den letzteren zu berühren. Damit ist der zweite Akt zu Ende.

Am nächsten Morgen erfolgt die öffentliche „Krönung," wozu die Bewohner der Nachbarstädte eingeladen und mit den Abgesandten ihrer Könige erschienen sind. Eine ungeheure Menschenmenge hat sich auf dem Marktplatz versammelt und lärmt durcheinander, bis endlich der Neuerwählte, bekleidet von dem Thronpriester und den ersten Männern der Stadt erscheint. Der Priestergehilfe trägt den verhüllten Thron voran. Nachdem alle auf den ihnen nachgetragenen Schemeln Platz genommen haben, erhebt sich der Vertreter der Volksgemeinde und richtet nach kurzer Einleitung an den König die uns schon bekannten Fragen, die derselbe jetzt, nach allen Richtungen vor der Volksmenge sich verneigend, unter kräftigen Schwüren beantwortet. Hierauf ergreifen

der Vizekönig, der Volksvertreter, der Vorsitzende des Stadtrats und der Thronpriester den Erkorenen an Händen und Füßen, schwingen ihn dreimal über den Thron, ohne jedoch denselben zu berühren. Geschieht letzteres dennoch etwa aus Unvorsichtigkeit, so gilt das als ein böses Vorzeichen. Zum Schluß erschallen die Königstrommeln; Gratulationen und Geschenke werden nicht allein von allen angesehenen Familien der Stadt, sondern auch von den auswärtigen Königen durch ihre Gesandten dargebracht. Die Gäste werden mit Speise und Trank bewirtet, jedermann ist guter Dinge. So geht es einige Tage fort; dann stellt sich der neue König, begleitet von seinen „Großen," allen auswärtigen Höfen vor und dankt für die erwiesene Gunst.

Nicht lange, nachdem in La diese Feierlichkeiten vorüber waren, sprach Owu bei dem neuen Könige vor, angeblich nur um zu grüßen und zu sehen, ob sich der König wohl befinde, in Wahrheit jedoch, um sich einzuschmeicheln. Schon beim Geschenkegeben hatte er sich durch einen schönen Teppich und ein Stück Shirting hervorgetan. So wurde ihm denn jetzt eine geheime Audienz zu teil, und in dieser lenkte der Schlaukopf geschickt das Gespräch auf eine bevorstehende Gerichtssitzung und zeigte dem König, wie er bei dieser Gelegenheit ein schönes Stück Geld verdienen könne.

Bald darauf erklärte Owus Lehrmeister, Gbalo Adschei von Täschi, daß Owu etwa in zwei Monaten als La Lomo auftreten werde. Owu versteckte sich bei seinem Lehrmeister und es folgte eine lange Wartezeit, während welcher es hieß: „den Owu hat die See aufgenommen."

18. Kapitel.

Owu als Prophet.

Nachdem der Held unserer Geschichte sich sechs Wochen lang verborgen hatte, kam er aus der See, der Stadt der Seefetische, wieder hervor — als La Lomo oder großer Prophet. Es war ein Dienstag Abend. Das Erntefest neigte zum Ende, aber noch waren die Leute nicht auf die Plantagen zurückgekehrt. Des Lärmens und Tanzens müde haben sich heute die meisten schon zur Ruhe gelegt. Da ertönt ein gellender Schrei, und sofort erschallt auch der Fetischgesang; man hört den dumpfen Ton der Fetischpauke, und nun weiß jedermann, daß ein Fetisch „herabgefahren“ ist, um irgend eine Offenbarung zu geben. Und diese Offenbarung muß sehr wichtig sein, sonst würde sie nicht in so später Abendstunde erfolgen. Droht etwa ein Krieg, oder ist vielleicht ein Erdbeben im Anzug? so mochten viele fragen. Es war aber etwas ganz anderes, was die Fetischfrau Dede den ihr Lauschenden verkündigte. Der weibliche Fetisch Krolo machte nämlich durch sie allen bekannt, daß morgen der berühmte Fetisch Sakumo von Tema einen Gbalo, d. h. einen Propheten senden werde.

Dieser Ausspruch erfüllte alle mit Bewunderung und Neugier. Wer der verheißene Prophet etwa sein könnte, das vermutete man mit ziemlicher Gewißheit, ja man flüsterte einander schon seinen Namen zu; aber niemand wagte es, ihn öffentlich zu nennen. Alle freuten sich der Dinge, die da kommen sollten, und nahmen sich fest vor, am nächsten Tage die Stadt nicht zu verlassen.

Ein Mann jedoch wagte sich vor die Stadt hinaus. Er wollte in der Morgendämmerung an die Lagune zwischen La und Täschi auf den Krebsfang gehen. Wie er einige hundert Schritte weit gekommen ist, sieht er in der Ferne auf dem Felsen an der See etwas Weißes. Näher kommend erkennt er die Umrisse einer menschlichen Gestalt, und bald ist es ihm zweifellos, daß es der verheißene Prophet des Sakumo sein muß. Er rennt, so schnell er kann, der Stadt zu, fast atemlos verkündet er's durch die Straßen: „ich habe den Propheten gesehen, hallo!“ In wenigen Minuten war die ganze Einwohnerschaft auf den Beinen und in zwei langen Reihen zog man singend dem Orte zu, wo die Erscheinung wahrgenommen worden war.

Sehen wir uns inzwischen den „aus der See Aufgetauchten“ etwas genauer an. Er ist von hoher Gestalt und schönem Wuchs; auf dem Haupte trägt er einen sauberen turbanartigen Hut aus weißem Shirting. Ein langes weißes Tuch ist mehrmals um seine Lenden geschlungen, so daß das eine Ende vorne lang herabhängt, das andre aber nach hinten eine Schleppe bildet. Überdies hüllt ihn ein schneeweißer Mantel ein, der in breiten Falten über seine Schultern herabhängt. In den Händen hält er als Abzeichen seines Amtes eine Art von Schelle, eine Feuerzange, und einen aus Binsen gefertigten Besen. An seinen Knöcheln sind gleichfalls einige Schellen oder Glöckchen befestigt. So schreitet er auf und ab, die Lobgesänge berühmter Fetische anstimmend. Den Takt dazu gibt das Klingeln und Schellen und das Schleudern des Besens. Abwechselnd wirft er ihn mit der einen Hand in die Höhe und fängt ihn mit der andern wieder auf.

Die Menge nähert sich ihm; aber ganz nahe zu treten wagt niemand. Denn unmittelbar vor oder hinter dem Propheten zu gehen wäre eine Verunreinigung desselben.

Singend zieht man in die Stadt. Daß ein so berühmter Fetisch wie Sakumo einen Gbalo gesandt hat, betrachtet man als ein neues Gnadenzeichen. Dieser Freude geben die Lobgesänge Ausdruck, denn das Volk singt von einer Menge von Fischen, Korn, Jams u. s. w. Am Eingang in die Stadt macht der Fremdling Halt und fragt, wo des Königs Haus sei, und schnell, wie durch einen Telegraph trägt man diesem die Kunde zu: „Mache dich bereit, er fragt nach dir." Die Prozession nimmt nun die Richtung nach des Königs Wohnung. Hier hält der Prophet, und nachdem er sich vergewissert hat, daß der vor ihm auf einem großen Schemel Sitzende der König und der zu seiner Rechten sein Sprecher ist, bietet er jenem den gewöhnlichen Morgengruß: „Wie geschlafen, wie geschlafen?" welchen dieser schmeichelnd erwidert: „Mein Schlaf war in deiner Hand." Dann wendet er sich an den Sprecher: „Sage dem König, daß ich aus der See gekommen bin. Unser großer Fetisch Sakumo hat mich gesandt, daß ich hier in dieser Stadt wohnen soll. Alle Fetische lassen ihn grüßen und ihm und seinen Stadtkindern sagen, wenn sie alle ihre treuen Verehrer wären, würde es ihnen gut gehen. Jetzt aber soll er mir ein Prophetenhaus bauen, daß ich darin wohnen kann" Der König erwiderte diese Ansprache mit den größten Freudenbezeugungen: „Dank, vielen Dank den Vätern (Fetischen), daß sie dich gesandt haben! Wie geht es ihnen?" — Antwort: „Sie sind wohl." — „Für ein Haus wollen wir sorgen; bis dieses aber fertig ist, bitten wir dich, mit einem Zelt vorlieb zu nehmen, das dir die Jünglinge sogleich errichten sollen." Der Befehl wird gegeben und in kurzer Zeit hat man von Matten ein Zelt hergerichtet, das nun der hohe Gesandte als seine vorläufige Wohnung bezieht. Ein gewöhnliches Haus darf er nicht benutzen.

Der Gbalo benahm sich nicht wie ein Besessener, sondern redete in verständlicher Sprache. Doch bemerkte man zum Schluß seiner Rede ein mächtiges Zucken in seinem Körper, das die Gegenwart des Fetisches verriet und die Menge mit noch mehr Scheu erfüllte. Kein Mensch wagte sich ihm zu nahen. Fetischmädchen bereiteten ihm das Essen. Es durften ihm dasselbe aber nur Kinder überbringen, da das Nahen Erwachsener den Propheten hätte verunreinigen können. Die Kinder mußten sogar zu diesem Zweck gebadet, mit heiliger weißer Erde gezeichnet und bekränzt werden.

Indessen begann der Hausbau. Es wurde ein Platz am Ende der Stadt dazu ausersehen. Unter vielem Lärm wurde eine etwa vier Fuß hohe Erdmauer aufgeführt und darauf ein turmähnliches Grasdach erstellt, der kleine Eingang aber mit einem Vordach versehen und das Innere in zwei Zimmer abgeteilt. In diese Wohnung hielt der neue Prophet seinen Einzug.

Sehen wir uns dieselbe ein wenig an. Das Haus, „Gbatschu," d. h. Weissagungshaus genannt, sieht einem großen, hohen, spitzen Heuschober aufs Haar gleich, da sein Grasdach bis auf den Boden reicht und die Mauer gänzlich bedeckt. Ein Loch, die einzige Oeffnung des Gebäudes, dient als Tür. Der etwa 16 Quadratmeter große innere Raum ist in der Mitte durch eine aus Gras geflochtene Wand in zwei Räume geteilt. Nur eine schmale Tür führt hinten an der Wand in den abgetrennten dunkeln Raum, der als das Allerheiligste betrachtet wird und nur vom Gbalo betreten werden darf. Auch ist in der Mitte der Graswand eine kleine Öffnung, einem Schalter ähnlich, angebracht. Der vordere Raum der Hütte dient dem Gbalo als Wohn- und Schlafzimmer, darf aber auch von andern Personen betreten werden. Vor dem Eingang, unter dem Vordach

konnte man stets den Gbalo oder Kwaku, seinen Türhüter, oder seine Frau treffen.

In dieses Gebäude war nun Owu als Lomo, d. h. Fürst eingezogen, denn ein solcher war er nun in den Augen seiner Landsleute geworden. Hatte er doch von den Fetischen die Macht erhalten, nicht nur sie selber, sondern auch irgend einen abgeschiedenen Geist (Sisa) oder den Schutzgeist (Okra) eines Menschen in sein heimliches Gemach zu bescheiden, um auf irgend eine Frage sich Antwort zu verschaffen. Der Obergötterbote Ahulu mit seinen beiden Söhnen oder Gehilfen Kwaku Obli und Aschabai standen ihm zu beliebiger Verfügung. Er brauchte nun nicht mehr auf dem Markt sich aufzustellen, wie ein gewöhnlicher Fetischmann, sondern wer etwas von ihm wollte, mußte zu ihm ins Haus kommen. Und da keine Frage unter dem Himmel war, auf welche die Fetische nicht zu antworten vermochten, so wurde er auch bald von hoch und nieder in Anspruch genommen.

Der erste Besuch, den Owu erhielt, war eine Anzahl Männer von Ningo, die für einen Kranken Rat holen wollten. Sie waren Owu gänzlich fremd, nur durch ihren Gruß schloß er auf ihre Heimat. Er begab sich sogleich ins heilige Gemach, während die Fragenden sich im Vorzimmer der Hütte befanden. Die größte Stille herrschte. Man hörte einige Paukenschläge, die sich viermal wiederholten. Dazwischen die Stimme des Propheten: „Wo schweifst du wieder herum, Kwaku Obli ? Du bist doch ein rechter Landstreicher.“ Da Kwaku Obli aufs Pauken hin nicht erscheinen wollte, fing der Gbalo endlich an, auf einem der zwei spitzen Antilopenhörnchen, die an seiner Halsschnur hingen, zu pfeifen. Aber Kwaku Obli wollte noch immer nicht kommen; denn der Prophet wußte noch nicht, was er antworten wollte. Plötzlich ertönte in der Höhe ein Geklingel und bald darauf

eine näselnde Stimme: „Achtung, Lomo, ich komme!“ und unter Geklingel stieg der Götterbote auf einer Leiter hernieder. Sogleich hatte sich die Laune des Propheten verwandelt, Kwaku wurde mit Schmeicheleien überhäuft und unten angekommen in bester Form begrüßt. Owu teilte ihm hierauf mit, daß einige Untertanen der Dschange,*) des Hauptfetisches von Ningo, ihn zu sprechen wünschten. Der Götterbote mußte aber eine weite Reise gemacht haben, wenigstens war er sehr durstig. Denn kaum hatte Owu geendet, als er fragte: Wo ist der Schnaps? Sogleich erhob sich Owus Gehilfe vor der Türe draußen und reichte eine der Doppelflaschen Schnaps, welche die Fremden gebracht hatten, zum Schalter hinein. „Nun laß die Leute ihre Sache vorbringen,“ ließ sich hierauf der Götterbote durch Owu vernehmen, und der Sprecher derselben fing an: „Gar nichts ist's, aber unser Bruder, der Koi heißt, hat ein wenig Kopfweh. Wir sind gegangen und haben nach der Ursache gefragt, und da hat man uns gesagt, er sei verhext. Man machte lange die Hexenmedizin, aber alles war umsonst. Dann hieß es, es sei nicht Verhexung, sondern ein Gespenst plage den Kranken; jener erste Wongtschä müsse betrunken gewesen sein, als er von Verhexung sprach. So machte man denn lange Gespenstermedizin, aber auch das half nichts. Da meinte der Wongtschä, es sei nicht ein Gespenst, sondern das böse Maul; er habe an jenem Tag etwas gegessen, was sein Fetisch verabscheue, deshalb habe der Fetisch ihm eine falsche Antwort in den Mund gegeben, um ihn als Lügner zu brandmarken. Man solle nun ohne weiteres die Medizin gegen das böse Maul anwenden und alles werde gut werden. Auch das taten wir, aber alles, alles war vergebens; da dachten wir, der Lügner Sache ist nichts; es geht aber

*) Name einer Lagune bei Ningo, die als Fetisch verehrt wird.

nichts über den Gbalo, und so sind wir zu dir gekommen. Wenn du etwas weißt, so laß es uns wissen."

Owu wußte nun, woran er war, welche Mittel man schon bei dem Kranken angewandt hatte und welche noch nicht. Er war froh, daß noch niemand an Vergiftung gedacht, da er wußte, daß diese angebliche Ursache bei den Bewohnern von Ningo am meisten Glauben finden werde und ihm die dortigen Wongtschä sehr dankbar sein würden, wenn er ihnen zu einem Vergiftungsprozeß verhelfe. Als er deshalb die Rede des Fremden dem Fetischboten in Tschi übersetzt hatte, erklärte dieser: „Die Sache ist schwierig; ich muß Dschange selbst fragen und den Kranken sehen, ich werde sogleich wieder da sein." Man hörte nun, wie der Fetisch durch den Giebel des Hauses verschwand.

Wohl eine Viertelstunde lang herrschte jetzt tiefe Stille, dann klingelte es wieder und die näselnde Stimme des Kwaku Obli ließ sich hören; die übliche Begrüßung wurde wiederholt und der Götterbote begann: „Dschange läßt dich bestens grüßen, die Sache sei gar schlimm. Ihre Untergebenen seien böse Kinder und wollen nicht ablassen, sich untereinander zu vergiften, so viel sie ihnen auch wehre. Gerade so sei es auch mit ihrem Diener Koi. Derselbe habe sie durchaus nicht beleidigt oder etwas begangen, aber es vergifte ihn jemand. Seine Brüder sollen aber gehen und getrost sein. Der welcher jetzt den Kranken behandle, solle Gegengift anwenden; wenn das nicht helfe, werde es doch gewiß gelingen, den Täter zu entdecken." Als diese Botschaft den außen Sitzenden übermittelt war und Kwaku Obli als Dank eine zweite Doppelflasche Schnaps empfangen hatte, verabschiedete er sich, worauf auch Owu bald aus dem finstern Gemach hervorkam, um auch seinerseits einige Geschenke in Empfang zu nehmen.

Als die Boten heimkamen und dem Wongtschä, der den Kranken behandelte, mitteilten, was ihnen der Gbalo gesagt hatte, erklärte dieser, er allein könne diese Sache nicht „essen". Er wolle aber noch diesen Abend den König und seine Freunde darüber unterrichten, diese wüßten sicher, was man für Medizin anwenden müsse. Die Wongtschä hielten darauf in der Nacht noch eine geheime Sitzung, in welcher bestimmt wurde, wer ihren Ränken zum Opfer fallen sollte und auf welche Weise sie ihn erhaschen wollten. Am Morgen versammelten sich einige derselben beim Kranken, um die Medizin zu machen. Sie erforderte, daß eine Katze geopfert, d. h. lebendig unter einer Schüssel vor dem Eingang des Hauses begraben wurde. Zu dieser Arbeit rief man einen der Nachbarn, namens Afumtschä, indem man ihm erklärte, der Fetisch verlange, daß er den Bann, der auf dem Kranken liege, hebe. Afumtschä tat willig den Dienst, ohne viel über die Sache nachzudenken und ohne zu ahnen, daß sich ein Gewitter über seinem Haupte zusammenziehe.

Etliche Tage darauf starb der Kranke, und es hieß, er sei durch eine böse Fetischschnur vergiftet worden. Bald hernach finden wir eine Anzahl Männer vor dem Trauerhause in gemütlicher Unterhaltung versammelt, wie dies öfters bei solchen Gelegenheiten geschieht. Einige Frauen kommen vom Brunnen mit Wasser, und eine derselben wird vom Fetisch ergriffen, worauf einer der Männer dem Afumtschä bedeutet, er solle ihr den Topf vom Kopfe heben. Er will es gutmütig tun, aber da fährt das Weib zurück, und der Fetisch in ihr erklärt den armen Afumtschä für — unrein! Er habe ja damals die Katze geopfert, er sei der Mörder des Verstorbenen. Das war genug, ihm den Prozeß zu machen.

Afumtschä war ein gewöhnlicher Heide, nicht besser und nicht schlimmer als tausend andre. Wie jeder hatte auch er

von vielen tödlichen Giften und geheimen Nachstellungen gehört, gegen die man sich durch Medizinen und Fetischschnüre schützen müsse, und wie jeder andere, so hatte auch er solche Schnüre gekauft, die man nur seinem Gegner ins Feld oder in den Hof zu legen brauchte, um ihn unschädlich zu machen. Auch hatte er ein geheimnisvolles Pulver, das dem Gegner auf den Weg gestreut, seinen Tod herbeiführen sollte. Aber es war ihm nie eingefallen, irgendwelchen Gebrauch von dem allem zu machen; er hatte die Sachen nur zu seiner Verteidigung für den Notfall erworben. Sie sollten ihm den Hals brechen. Er beteuerte in der Volksversammlung seine Unschuld, aber es half nichts. Ein etwa zwei Fuß hohes hölzernes Gerüst wurde errichtet und Afumtschä sitzend darauf festgebunden. Dann zündete man unter demselben ein kleines Feuer an und redete dem Gebundenen beständig zu: „Bekenne nur, dann lassen wir dich los!“ Der Arme wollte sein Leben retten und „bekannte.“ Nun hieß es aber: „Aha, du bist der Übeltäter; jetzt beichte nur gleich, daß du auch den N. N. vergiftet hast!“ Der Gequälte sagte einfach ja zu allem, um nur vom Feuer loszukommen. Aber da hatte er sich geirrt. Mit erheuchelter Entrüstung fuhren ihn seine Henker an, überschütteten ihn mit Schimpfworten, schürten das Feuer, übergossen ihn mit Palmöl und ruhten nicht, bis der Ärmste den Geist aufgab.

Eines Abends, nicht lange nach dieser traurigen Geschichte, teilte Owus Gehilfe Kwaku diesem mit, daß er am nächsten Morgen einen wichtigen Besuch erhalten werde. Er habe erfahren, daß am nächsten Morgen König Taki in Akra eine Gesandtschaft zu ihm schicken werde, um sich beim Fetisch Sakumo über den gegenwärtigen Fischmangel zu befragen; auch habe er gehört, daß sich Asante zu einem Einfall ins englische Protektorat rüste. Owu dankte Kwaku für diese

Nachrichten, besann sich dann einen Augenblick und sagte: „Höre Kwaku, morgen wollen wir der Gesandtschaft des Königs zeigen, daß Lakpa etwas weiß. Sobald wir merken, daß die Gesandten in der Nähe sind, werde ich das Haus verlassen, du aber versteckst dich hier. Nach ihrer Ankunft klingelst du so lange fort, bis ich komme, dann aber verhälst du dich mäuschenstill. Alles andere überlasse mir.

Wie Kwaku gesagt, so geschah's. Am nächsten Vormittag kamen richtig die Boten des Königs mit großem Pomp daher, so daß der auf der Warte stehende Kwaku sie schon in der Ferne erkennen und Owu rechtzeitig benachrichtigen konnte. Dieser begab sich geschwind zu Vater Odonko, Kwaku aber war im heiligen Gemach verschwunden. Bald darauf rückte die Gesandtschaft ein. Owus Frau bediente sie mit Schemeln. Sie hatten Owu überraschen wollen und deshalb unterlassen, sich vorher anzumelden. Sie waren daher recht enttäuscht, den Gesuchten jetzt nicht zu Hause zu finden, bis Owus Frau ihnen erklärte, ihr Mann werde wohl bald kommen. Aber horch! was ist denn das für ein Geklingel da oben im Giebel des Hauses? Den Gesandten läuft es kalt über den Rücken; Frau Owu aber erklärt ruhig, es sei der Fetisch, der seinen Gbalo rufe. Und richtig, das Geklingel geht fort, bis der Gerufene erscheint, seine Gäste flüchtig begrüßt, nur in der Eile einige Worte darüber fallen läßt, daß wohl eine sehr wichtige Sache vorliege, und dann in seinem Gemach verschwindet. Vater Odonko, der mit ihm gekommen ist, bleibt an der Tür sitzen. Jetzt ertönen auch schon aus dem Innern wiederholte Paukenschläge, und als Antwort darauf wieder das Geklingel des Ahulu, der unter den Lobpreisungen seines Fetisches herabsteigt und im Ton eines alten Mannes sich hören läßt: „Achtung, Lomo, ich komme!“ Es folgt die übliche Begrüßung und

Owu beginnt: „Man sagt, man habe mich lange gerufen; bist du es vielleicht gewesen, Vater?“ „Ja, ich war's.“ „Und was ist es denn, Väterchen, daß du dich zu mir bemühst?“ „Das ist's: als alle Welt gestern Abend stille lag, da hat mich Lakpa, der Mächtige, zu sich gerufen und mich beauftragt, ich solle dir folgende Botschaft bringen, damit du sie seinen Pflegebefohlenen kannst kund tun. Er, Lakpa, hat gestern seinen Sohn Akotia beauftragt, die Welt auszukundschaften, um zu sehen, ob seinen Kindern etwa ein Unglück drohe. Akotia dachte, wenn bei uns Schwarzen Aufregung ist, dann ist's in Kumase. Ist dort Friede, dann ist überall Friede. In der Ferne war er, Kumase lag vor ihm! Was sieht er aber? Nichts als Kriegsrüstung und wieder Kriegsrüstung! Und wohin wollen sie? Mit den Weißen wollen sie kriegen, denn der Asantekönig sage, weil sein Wappen der Walfisch sei, so ruhe er nicht, bis er in der See schwimme.“*) — „Um alles in der Welt,“ sagte Owu, „welchen Weg wollen sie denn einschlagen?“ „Das konnte er noch nicht erforschen, Lomo“, sagte Ahulu; „aber Akotia müßte nicht der sein, der er ist, wenn er das nicht auch noch auskundschaftete.“

Owu war natürlich über den ehrenvollen Auftrag, der ihm zu teil wurde, hocherfreut. Er dankte Ahulu vielmals und trug ihm Grüße auf an den „Mächtigen“, welchem er ebenfalls danken ließ. Aber nun fuhr der Fetisch fort: „Was sind denn das für Fremde, die da draußen sitzen?“ Owu: „Wie kann ich's wissen, da ich ihnen noch nicht recht ins Gesicht geschaut habe?“ Ahulu: „Sind es nicht einige

*) d. h. bis er eine Besitzung an der Küste habe. Die afrikanischen Könige geben sich bei ihrer Thronbesteigung einen Zunamen, gewöhnlich den eines berühmten Tieres, welcher Name dann für ihre Regierung typisch sein soll.

Schutzbefohlene des Sakumo, die ihr König geschickt hat, um sich bei ihm zu erkundigen, warum er sie so sehr mit dem Fischhunger plage?“ Owu ließ nun die Abgesandten durch Odonko auffordern, ihre Sache vorzubringen. Diese schilderten darauf hin den Fischmangel, sowie die vergeblich dagegen ergriffenen Maßregeln und schlossen dann mit den Worten: „Es ist unserem Herrn (dem Fetisch) wohl bekannt, daß man vor Zeiten, wenn es so stand, einen Mann und eine Frau in Stücke hieb und in die Sakumo-Lagune warf, worauf die Fische sich dann wieder einzustellen pflegten. Allein jetzt sitzt der Weiße da und will nichts von diesen unsern Bräuchen; deswegen stehen wir ratlos da und sind gekommen, dich um Aufschluß zu bitten.“ Ahulu war sofort bereit, den Vermittler zu machen und Sakumo, diesen größten aller Landesfetische herbeizurufen, damit er selbst Antwort erteile. Eine Viertelstunde darauf ist unter dem bekannteu Geklingel Sakumo richtig erschienen, Ahulu dagegen verschwunden.

Die Fremden wiederholten noch einmal ihr Anliegen. Darauf sprach Sakumo zum Gbalo: „Wegen meiner Untergebenen da, die mich rufen ließen, habe ich gesagt: ich komme um keinen Preis. Deinetwegen bin ich dennoch gekommen; aber was mich diese Akraer da auch immer fragen mögen, antworten werde ich ihnen nichts. — „Haben sie dich etwa beleidigt, o Herzog?“ fragte Owu. „Wie du sagst; sie fragen nichts mehr nach mir. Habe ich doch früher auch einen Gbalo in Akra gehabt, aber jetzt ist sein Haus verschwunden, und mein Wulomo, der in Akra sitzt, muß Hunger leiden. Meine Kinder fragen nichts mehr nach mir, und hätte sie nicht der Fischhunger hieher getrieben, sie hätten auch heute noch nicht nach mir gefragt.“ — Owu teilte dieses den Boten mit, die noch ganz starr waren vor Staunen über alle die Fetischstimmen, die sie da mit eigenen Ohren zu hören be-

kamen. Owu hatte im Verstellen und Wechseln der Stimme Erstaunliches geleistet.

Endlich sagte der Führer: „Wir wollen gehen, das alte Weib fragen,“ d. h. uns beraten. Damit entfernten sie sich für kurze Zeit. Zurückgekommen wandte sich der Sprecher an Odonko und sagte: „Deine Kinder sind gegangen, und was sie gefunden haben, ist das: ohne Antwort können sie nicht zu ihrem Herrn, dem König, zurückgehen. Wir sind schuldig, wir haben kein Angesicht mehr, daß wir mit unserm Vater reden könnten. Aber wir bitten dich und den Gbalo, daß ihr Fürsprache für uns einlegt, damit er sich versöhnen lasse.“ Odonko übermittelte das Gesagte Owu, und nun begann dieser: „O Sakumo, verzeihe, laß mich ein wenig reden: deine Sache ist immer gerade, du hast noch nie eine krumme Sache gegessen, auch dieser dein Zorn ist gerecht. Deine Kinder sagen das auch, sie wissen, daß ihre Sache nichts ist; dein ist die Vergebung. Sie demütigen sich, sie bücken sich vor dir und bitten dich: dein Brustknochen möge sich erweitern und du fröhlichen Herzens sie anschauen. Deshalb habe ich gesagt, du Mächtiger, ich will für sie bitten. Habe Erbarmen mit ihnen, laß deine Eingeweide sich umdrehen und vergib ihnen; sie sollen dich mit sechs Doppelflaschen Rum und einem Stück Shirting aussöhnen.“ — Sakumo redete noch ein wenig hin und her, erklärte aber schließlich, daß er dem Gbalo zu gefallen die Geschenke annehmen wolle. Hierauf wanderten Schnaps und Shirting zum Schalter hinein.

Nun erst durften die Gesandten ihre Bitte vorbringen und erhielten vom Sakumo folgenden Bescheid: Der Mangel an Fischen komme daher, daß man seinen Dienst vollständig versäumt habe. Zwar verlange er keine Menschen, da er mit den Europäern nicht Krieg führen könne. Aber es sei schon

lange her, daß er Ochsenfleisch gegessen habe. Er verlange deshalb, daß man ihm einen Ochsen opfere mit den dazu gehörenden Geschenken an Schnaps, Korn und Shirting. Dann würden sie auch bald wieder Fische zu essen bekommen.

Die Gesandten dankten für die gnädige Antwort, versprachen alles nach Vorschrift zu tun, gaben dem nun zum Vorschein kommenden Owu Geschenke und gingen heim. Noch wichtiger als die Geschenke war unserm Helden das nun immer steigende Ansehen seiner Kunst. Kaum verging ein Tag, an welchem nicht Ratsuchende zu ihm kamen. Er mußte abgeschiedene Geister zitieren, heimliche Verbrecher ausfindig machen, Kranke heilen, Unglück abwenden und alle möglichen Geheimnisse offenbaren. Mit der Übung wuchs auch sein Geschick, seine Menschenkenntnis und sein Einfluß im allgemeinen. Sein Wohlstand hatte sich bald über Erwarten gehoben. Sein Ziel war erreicht. Er stand auf der Höhe seines Glücks.

19. Kapitel.

Ein Feldzug.

Ein schöner Frühlingsmorgen war über der Grasebene aufgegangen. Fruchtbare Regen hatten sie mit frischem Grün geschmückt, nachdem ihr die Grasbrände der trockenen Jahreszeit ein gar trauriges Aussehen gegeben hatten. Lilablaue, gelbe und feuerrote Orchideen stachen schön von dem grünen Wiesengrund ab und wiegten sich im Morgenwind. Dazwischen standen Bäume und Gebüsch mit vielfarbigen,

duftenden Blüten. Unser Freund Anang aber, den wir mit seinen beiden Frauen, so rasch es gehen will, seiner Vaterstadt La zueilen sehen, scheint nichts von der Schönheit der Natur zu merken. Betrübten Sinnes schreitet er hinter den beiden Frauen her. Er hat Botschaft erhalten, sein Onkel Owu sei plötzlich erkrankt und er, Anang, solle schleunig heimkommen. Jetzt ist er in der Nähe der Stadt angekommen. Da läßt er die Frauen zurück und eilt noch schneller als bisher seinem Ziele zu, um doch ja seinen Onkel noch lebend anzutreffen. Schon kann er die ganze Stadt überblicken. Da stürzt plötzlich aus einem Versteck hinter dem Gebüsch eine Schar von Männern hervor und fällt mit den Worten: „Erhebet ihn, diesen unsern Hauptmann!“ über den Ahnungslosen her. Einer nimmt ihm ungefragt sein Gewehr ab, die andern legen ihm die Abzeichen eines Kriegshauptmannes an, d. h. eine aus einem Stück Antilopenfell verfertigte, mit Amuletten verzierte Mütze und einen aus dicken, schmalen Baumwollstreifen zusammengenähten, mit heiligen Vogelfedern und andern Amuletten durchwirkten Panzer. Dann gibt man ihm in die linke Hand einen altertümlichen Degen und in die rechte eine aus dicker Wildschweinhaut gedrehte Doppelpeitsche. So angetan wird er auf eine aus acht Gewehren geformte Bahre erhoben und unter Abfeuerung zweier Schüsse mit dem Ruf: „Hallo, wir haben ihn erhoben!“ zur Stadt hineingetragen.

In der Stadt ist es inzwischen lebendig geworden. Denn kaum waren die zwei Schüsse gefallen und der Halloruf ertönt, so war jedermann auf die Straße geeilt, um dem Erwarteten entgegen zu rennen. In feierlicher Prozession empfängt ihn die Menge, die Frauen mit Zujauchzen und Zuwedeln, die jungen Männer mit Gewehrsalven. So zog man durch die Straßen der Stadt dem Marktplatz zu,

wo sich der König mit seinen Großen zu feierlicher Audienz niedergelassen hatte.

Doch nicht alle schienen sich über das Ereignis zu freuen. Denn wir sehen, wie sich plötzlich eine Anzahl von Jünglingen zusammenrottet, Anangs Häscher überfällt und mit aller Macht ihnen denselben zu entreißen sucht. Es entsteht ein hartnäckiger Faustkampf, der aber schließlich mit dem Sieg der „Diebe,“ wie die andern sie nennen, ein Ende nimmt. Die sich Wehrenden sind die jüngern Verwandten von Anang, die diesen Scheinkampf führen müssen. Früher verlangte es die Ehre und das Ansehen des zum Hauptmann Gewählten, daß wenigstens ein Kopf bei diesem Kampfe fiel, jetzt aber gibt man sich mit einem halben Dutzend blauer Augen zufrieden, weil das Kopfabschneiden unangenehme Folgen haben könnte. Als Vorwand zum Kampf dient Anangs Verwandten der Umstand, daß, wenn man nun in den Krieg ziehe, sie es seien, welche Anangs Gewehr und Proviant zu tragen hätten, da es mit der Würde eines Hauptmanns unvereinbar wäre, daß er diese Sachen selber trägt. Doch gaben sie sich schließlich zufrieden und schlossen sich ebenfalls dem Zuge an.

Die bürgerliche Verfassung der Negerstädte besteht aus zwei gänzlich verschiedenen Körperschaften. Die erste Vereinigung ist die der Familien, die zweite Vereinigung die der freien Verbände. Wie jene das Gebiet des sozialen Lebens vertreten, so diese das politische. Jede Stadt besteht nämlich aus verschiedenen Quartieren, Akutschei, d. h. Stämme genannt, weil alle Familien, die im betreffenden Quartiere wohnen, miteinander verwandt sind. An der Spitze eines Quartiers oder Akutscho steht der Akutschotschä oder Stammesvater als Oberhaupt der Familienväter dieses Quartieres. Diese Stammeshäupter bilden den Rat des Königs oder

Stadtvaters und werden gewöhnlich Stadtälteste genannt. Alle Streitigkeiten und Anliegen einer Familie sind Sache des Familienvaters, die der Quartiere Sache des Stammesvaters, die der Stadt Sache des Königs. Neben diesen Familien-Verbänden gehen die freien Vereinigungen her. Diese heißen Asafo, welches Wort man mit Gemeinde, Heeresabteilung, Kompagnie übersetzen kann. Jede dieser Asafo hat ihre Vorhut, Mitteltreffen und Nachhut, und jede der drei Abteilungen ihren Asafoatschä, ihren Hauptmann. Neben dem Asafoatschä spielt noch der Kassier, der Fahnenträger und Trommelschläger der ganzen Asafo eine Rolle. Alle Hauptleute der Asafo einer Stadt bilden zusammen einen Rat, dessen Vorsitzender der älteste Hauptmann ist. Dieser Rat spielt in allen öffentlichen Angelegenheiten, wie Krieg und Frieden eine große Rolle.

In La existieren drei Arten von Asafo; aber von diesen hatte keine unsern Freund Anang sich zum Hauptmann erkoren. Anang wurde vielmehr der Hauptmann der königlichen Leibgarde. Diese besteht aus allen Männern des Königsquartieres, in welchem sich auch die Wohnung Anangs befand. Der Hauptmann dieser Garde ist zugleich der Adjutant des Königs und Vollstrecker der königlichen Befehle, nimmt also eine bedeutende Ehrenstelle ein. Dies eben war die Hauptursache, daß Owu seine Einwilligung gab, als in später Mitternachtsstunde der König ihn besuchte und ihm den Vorschlag machte, seinen Neffen zum Hauptmann zu erheben. Als Owu einige Scheinbedenken erhob, wies ihn der König darauf hin, daß ja nach seiner eigenen Prophezeiung ein Krieg bevorstehe und er deshalb notwendig einen Hauptmann brauche. Auch werde die Erhebungsfeier den Mut der jungen Mannschaft außerordentlich stärken. Owu sah das ein und versprach seine Mitwirkung. Als alle

Einkäufe an Schnaps und Pulver besorgt waren, erfuhr auch die übrige Bevölkerung, wen der König sich zum Hauptmann erwählt hatte. Nur Anang, mit dessen Wahl jedermann einverstanden war, und seine nächsten Verwandten durften nach altem Brauch nichts davon erfahren, bis der Erkorene in der oben beschriebenen Weise überrascht wurde.

Sehen wir uns nun wieder nach ihm um. Als der Zug vor dem König angekommen war, setzten sie Anang ab und schlossen einen Halbkreis um ihn her; die üblichen Begrüßungen fanden statt, einer machte den Sprecher und stellte Anang als des Königs Hauptmann vor. Nachdem der König und die Stadtältesten sich zustimmend geäußert hatten, erhob sich Anang, zog den Degen und begann wie folgt: „König, hörst du?" „Ja, ich höre." „Daß ich heute so dastehe als Hauptmann, das ist nicht mein Wille. Mit Gewalt hat man mich ergriffen und meine jungen Brüder haben heldenmütig um meinetwillen gefochten. Ich möchte wohl sagen: ich will nicht, aber das wäre nicht gut. So höret denn: dieser Degen, den ihr mir hier in die Hand gegeben habt, diese Fahne, die hier getragen wird, und diese Trommel, die hier vor mir steht: wenn diese je in Feindeshände geraten, dann bin ich es nicht" (d. h. es kostet mich vorher meinen Kopf). Bei diesen Worten schwang er den Degen über seinem Haupt. Dann fuhr er fort: „Oder sollte es gar geschehen, daß sich jemand erkühnte, seine Hand an dich, unsern König, zu legen, dann müßte ich es nicht sein; nur über meinen Leichnam hinweg kann solches geschehen. Oder daß ich stille sitzen sollte, wenn man deine Befehle mißachtet, oder gar selber nicht gehorchen — das bin ich nicht." Als Anang geendet und sich gesetzt hatte, sagte der König zu seinem Sprecher: „Schwöre ihm an meiner Statt!" worauf der letztere des Königs Schwert er-

griff, es gegen Anang ausstreckte und ihm in einer längeren Rede schwur, daß, so wahr er König sei, es Anang den Kopf kosten würde, wenn er in irgend einer Weise, sei es durch Feigheit oder durch Ungehorsam oder sonstwie, sich gegen seinen Eid verfehlen würde. Hierauf taten sämtliche Hauptleute der Stadt desgleichen. Nun wurde die ganze Gesellschaft mit Schnaps bewirtet und darauf folgten verschiedene Tänze der jungen Mannschaft.

Der Krieg war näher gerückt. Ein Kommissar der englischen Regierung hatte sämtliche Könige des Galändchens nach Akra beschieden und von ihnen die Zusage erhalten, daß sie sich am Feldzug gegen Asante beteiligen wollten. Waffen und Munition wurden versprochen und jedem der Könige ein Tag bestimmt, an welchem er dieselben in Empfang nehmen sollte; für Proviant sollten die Leute selber sorgen. Bis aber die vielen Leute, die kein Geld hatten, das Nötige geborgt und damit Mais im Busch gekauft hatten, bis sodann die Frauen den Mais geröstet und zu Mehl gemahlen hatten, verging eine geraume Zeit.

Diesen Zeitraum wußten auch die Fetischmänner für ihre Zwecke auszunützen. Eine allgemeine Versammlung derselben fand statt, in welcher zunächst besprochen wurde, wer von den Hauptfetischen das Heer begleiten sollte. Daß Sakumo, der erste Fetisch des Ländchens, zu Hause bleibe und von da aus den Siegern seinen Segen spende, fand man selbstverständlich. Als passendster Kriegsherzog aber erschien den meisten Wongtschä der gefürchtete Lakpa. Sogar einige Laer stimmten bei; aber die meisten wollten nichts davon wissen. Sie fürchteten heimlich, es stehe ihnen eine Niederlage bevor, und dann sei es um Lakpas Ansehen geschehen. Das sagten sie aber nicht laut. Um allerlei Vorwände, die sie gegen Lakpas Auszug vorzubringen suchten,

waren sie übrigens nicht in Verlegenheit. Und ihr Widerspruch hatte Erfolg. Akotia sollte mit in den Krieg ziehen — so lautete endlich der gemeinsame Beschluß. Dann kam die weitere Frage zur Verhandlung, ob auch der neue Fetischprophet mitziehen solle oder nicht. Owu hatte auf das letztere gerechnet, da von jeher außer den Wulomoi der Stadtfetische auch der Prophet zu Hause bleiben mußte. Die Versammlung belehrte ihn aber eines andern, indem die alten Männer sagten, der Prophet dürfe nur dann zu Hause bleiben, wenn er schon länger im Amte sei, das sei aber bei ihm nicht der Fall; er müsse deshalb mit. Im Feldlager werde man ihm ein kleines Prophetenhaus errichten, damit er für die Könige die Fetische befragen könne. So wurde denn sein Mitziehen beschlossen, obwohl sich Owu mit aller Macht dagegen sträubte.

Indessen kam die Zeit des Aufbruchs. Dem Herkommen gemäß soll der König von Akra als der erste des Landes zwei Wochen vor den andern aufbrechen. Sobald aber diese Wochen verstrichen sind, müssen die andern Könige mit ihren Leuten mit einem Schlag aufbrechen. So ist es denn zwei Wochen nach dem Aufbruch des Königs von Akra in ganz La lebendig wie in einem Ameisenhaufen. Die Bewohner der Plantagendörfer sind mit Sack und Pack an die Küste gekommen; die Weiber geben ihren Männern das Geleite. Lakpa soll dem König von La einen günstigen Tag für den Aufbruch bestimmen. Als Glückstag wird der Donnerstag bezeichnet, an welchem denn auch der König mit allen Kriegern seines Quartiers aufbricht. Tags darauf folgen die andern Krieger. Alles, was über 14 Jahre alt und männlich ist, muß mit: alte Männer, die kein Gewehr mehr tragen können, und allerlei junges Volk, das ebenfalls keine Waffen, sondern nur den Proviant oder die Ausrüstung

für die Alten trägt. Ehe die Krieger die Stadt verlassen, umziehen sie den frisch aufgeputzten Hain des alten Kriegsfetisches Osabu, um durch diese Zeremonie Mut zu gewinnen, denn „Osabu“ heißt zu deutsch „Bahnbrecher.“ Unterwegs



Fetischtempelchen. (Links in weißem Burnus der Priester.)

wird in jeder Stadt Halt gemacht, und die ersten Persönlichkeiten, König und Älteste, werden begrüßt. Wenn man nicht gerade marschiert, vergnügt man sich mit Spiel und Tanz. So zog das Heer langsam der Küste und dann dem Volta entlang bis an die feindliche Grenze, wo das Lager (Grashütten) aufgeschlagen wurde. Jede Stadt hatte ihr

besonderes Lager, und die Gruppierung derselben entsprach genau der wirklichen Lage der verschiedenen Städte zu einander.

Währenddem begann in allen Städten der Kriegstanz der Frauen; denn der Akra-König hatte einen Boten abgeschickt, der in allen Städten den Wulomo zu sagen hatte, der Krieg habe begonnen; sie sollten sorgen, daß die Frauen ebenfalls das Ihrige tun. Als dieser Bote in La eingetroffen war, versammelte schon am nächsten Morgen der Wulomo des Lakpa sämtliche Frauen der Stadt in seinem Gehöft, verkündigte ihnen den Beginn des Krieges und befahl ihnen, sich auf den Nachmittag zum Tanz bereit zu machen. Es geschah. Am Nachmittag zog die ganze Frauenwelt von La, die meisten in Männertracht, vor dem Tempel ihres Hauptfetisches auf. Die Frauen der Fischer hatten sich mit den Rudern ihrer Männer, die der Bauern mit Buschmessern bewaffnet. Heidnische Frauen von Christen trugen zum Teil die Bücher derselben in Händen. So zogen sie tanzend auf. Vor dem Tempel angekommen, bildeten sie einen großen Kreis. Der Wulomo saß unter der Tür und begann das Gebet: „Nie und nimmer möge es geschehen, daß unsre Krieger geschlagen werden („o nein!“), oder davonlaufen („o nein!“), oder durch Krankheit sterben („o nein!“); aber unsre Feinde sollen untergehen („ja!“), gefangen genommen und zu Sklaven gemacht werden („ja!“); das Unglück soll sie treffen ꝛc.“ „Ja!“, fiel der Weiberchor ein. Nun erst begann der eigentliche Tanz. Die Vortänzerin gab eine Parole aus, welche einen Fluch- oder Segenswunsch enthielt und von den im Gänsemarsch hinter ihr drein tanzenden Frauen nachgebetet wurde. Der Tanz, bei dem sich der ganze Körper mimisch bewegte, war nur der Taktschlag zu dem gesprochenen Text. So bewegte sich der Zug durch alle Straßen. Dieses Treiben der Frauen

fand mit einigen Ausnahmen jeden Tag statt, bis die Männer aus dem Krieg zurückkehrten.

Es ist Abend im Lager und hell leuchtet der Mond. Eine Anzahl Krieger haben den Tag über beim Plündern der feindlichen Plantagen ein kleines Gefecht zu bestehen gehabt und dabei die Entdeckung gemacht, daß der Feind in unmittelbarer Nähe sei. Auf den Rat der grauen Häupter wird darum das Heer die ganze Nacht über wach gehalten, und wenn in der Nacht nichts geschieht, so will man am Morgen zum Angriff vorgehen. Der König von Akra geht mit seinen Hauptleuten durchs Lager und ermuntert zu Spiel und Tanz, damit die Feinde hören, daß man auf der Hut ist. Dieser Aufforderung leistet die Mannschaft bis zum Übermaß Folge. Alle Könige lassen ihre Königstrommeln ertönen, der reiche Kotei von Täschi läßt die Flöte, und zwei reiche Akra-Neger lassen Hörner aus Elefantenzähnen blasen.

Zur Trommel werden mimische Tänze aufgeführt. Unter den Tänzern ist auch Anang. Sein Gebärdenspiel will sagen, daß er sich vor keinem Menschen fürchte, wider Gott aber nichts vermöge. Ein zweiter gibt durch seinen Tanz zu verstehen, daß nur Krankheit imstande sei, ihn vom Kampfe zurückzuhalten. Ein dritter zeigt, wie er kämpfen und den Feinden die Köpfe abschneiden werde 2c. Andre, die nicht tanzen wollen, erzählen sich Kriegsgeschichten, um sich gegenseitig Mut einzuflößen und die Zeit zu vertreiben. Wieder in einer andern Gruppe erzählt man sich Märchen.*)

*) Das Erzählen von Märchen ist bei den Negern beinahe eine theatralische Vorstellung, da der Erzähler seine Personen redend einführt und ihre Stimme sowohl als ihre Gebärden aufs treuste nachzuahmen sucht. Auch Tiere werden redend eingeführt, besonders gerne die Spinne, die in näselndem Ton redet und fast in keinem Märchen fehlen darf. Der Schluß der Märchen ist meistens eine seichte Moral, der Stoff ist mitunter sehr schmutzig.

So vertrieb man sich die Zeit bis über Mitternacht hinaus; dann schliefen die meisten ein. Nur die Trommeln durften nicht ruhen, man wechselte die Schläger immer und immer wieder und trommelte fort, bis das Tagesgrauen im Osten zu sehen war. Owu suchte schon ziemlich früh sein Lager auf, weil ihn die Arbeit der letzten Tage ermüdet hatte und weil er wußte, daß man in aller Morgenfrühe seiner bedürfen werde. Man hatte ihm am Ende des Lagers der La-Krieger ein kleines Prophetenhaus errichtet, in welchem er fast unausgesetzt von den verschiedenen Königen Besuche empfing. Bald mußte er diesen Fetisch zitieren, bald jenen durch Ahulu befragen lassen. Er war aber dabei meistens von seinen Spionen gut unterrichtet und erwies sich als Meister im Erteilen von viel- oder nichtssagenden Antworten. Die übrigen Fetischmänner waren ebenfalls nicht müßig.

Der Schlachttag war angebrochen. Schon vor Sonnenaufgang waren alle Könige, Älteste und Hauptleute noch einmal beim Akra-König zur Beratung versammelt. Der Vormarsch wurde beschlossen. Zugleich wurde festgestellt, welche Städte das Zentrum und welche den rechten und linken Flügel bilden sollten. Die letztern sollten es aufs Umgehen des Feindes anlegen. In ihre Lager zurückgekehrt, brachte jeder der Könige für seine Leute ein Reinigungs- oder Sühnopfer dar, um dieselben gegen Unglück zu feien. Es waren Tieropfer, ein Schaf- oder Ziegenbock, ein Huhn oder eine Katze, aber auch eine Sklavin soll im geheimen geopfert worden sein.*) Nachdem geopfert war, rührte, so schnell es ging, jeder der Krieger eine Handvoll Mehl von geröstetem

*) Diese Opfer, auch die Sklavin, wurden meist durch Erdrosseln getötet, indem man sie an einem Pfahl oder Baum festwickelte. Man begann mit einer harten Schnur an den Füßen und wand, Schnur

Mais in eine Kürbisschale voll Wasser, schlürfte diesen Brei hinunter, band Patrontasche und Amulette um, ergriff sein Gewehr und war nun zum Abmarsch bereit. Vor dem Lager sammelten sich die Familiengruppen und schlossen sich an einander. Die Hauptleute schwuren verwegene Eide: Wenn der Feind sich an die Wolken hängen sollte, hängen wir uns mit ihm daran u. s. w. Dann begann der Abmarsch. Der Wulomo des Kriegsfetisches Osabu trat vor mit seinem Speer, warf diesen dreimal gegen den Feind und gab so das Zeichen und den Segen zum Abmarsch. Wer nur halbwegs imstande war zu schießen oder zu fechten, zog ab. Die Könige aber blieben mit ein paar alten Männern und den Jungen von 14 bis 18 Jahren bei dem Geräte. Nur der Akra-König als der erste des Stammes ließ es sich nicht nehmen, mit dem Heer zu marschieren. Zu denjenigen, die der La-König bei sich behielt, gehörte auch Owu; König Akono wollte sich um keinen Preis von ihm trennen. Die Könige versahen während des Gefechtes den Priesterdienst. Meistens standen sie neben ihren Thronschemeln, das Reichsschwert in der Hand, bald mit demselben nach unten, bald in die Höhe deutend und Glückwünsche oder Flüche hermurmelnd. Das In-die-Höhe-deuten sollte als Anrufung des Himmels, das Deuten nach unten als Anrufung der Erde gelten. Doch wurden auch öfters die Namen der „Väter und Großväter," d. h. der Hauptfetische hergeleiert. Owu tat Ähnliches.

Indessen bewegte sich der Heereszug langsam vorwärts. Man glaube aber nicht, daß in Reih und Glied marschiert

---

neben Schnur, dieselbe immer fester anziehend, bis hart unter das Kinn. Dann überließ man die armen Opfer sich selbst. Vor dem Festbinden wurden sie in allen schmutzigen Winkeln des Lagers umhergeführt, damit alles Unheil durch sie weggefegt werde.

wurde. Nur die Hauptrichtung hielten alle ein. Der Gänsemarsch war vorherrschend. Die ältern Glieder einer Familie marschierten voraus, die jüngern hintendrein. Wir schließen uns der Truppe an, in welcher sich unser Freund Anang befindet. Sie marschiert längere Zeit, ehe auch nur eine Spur vom Feind zu sehen ist. Endlich sieht man in der Ferne Rauch, bald auch eine Gestalt oder zwei auftauchen und wieder verschwinden. Es wird ein wenig Halt gemacht, bis man sich gesammelt hat, dann wird der Gänsemarsch aufgegeben und in breiter Front geht es über das Gras weg vorwärts. Aus dem Gebüsch fallen ein paar Schüsse, doch ohne zu treffen, und unsre Freunde entleeren ihre Büchsen auf den Busch hin, wie es scheint nicht ohne Erfolg. Sobald einer abgefeuert hat, springt er zurück und sucht sich eine gedeckte Stellung, wo er aufs neue sein Gewehr laden kann. Endlich sieht man einen der Feinde fallen, und schon wollen einige auf ihn losstürzen, ihm den Kopf abzuschneiden; aber die andern halten sie schreiend zurück; ob sie denn nicht sehen, wie stark der Feind im Anrücken sei, ob man den Kopf nicht auch später noch abschneiden könne u. s. f. Der Feind war wirklich zahlreich und schien vorzugehen. Den meisten entfiel der Mut; nur Anang rückte unverzagt vorwärts und ließ sich nicht dreinreden. Da es eine unaustilgbare Schande für ganz La gewesen wäre, wenn der Hauptmann allein gefangen oder getötet worden wäre, so mußten die andern wohl oder übel ihm nach. Es folgten nun noch ein paar solcher Plänkeleien, bis Anang sah, daß der Feind wirklich einen ernstlichen Vorstoß machte, wahrscheinlich weil der linke und der rechte Flügel noch nicht angegriffen hatten. Er machte Halt und sandte eiligst Odoi mit der Botschaft an den König Akono, er möge sich ein wenig zurückziehen. Aber Akono wollte den Mutigen spielen und sagte zu Odoi: „Geh,

frage meinen Hauptmann, ob ich wirklich rückwärts gehen oder aber vorwärts kommen soll." Im gleichen Augenblick sah aber Owu, wie man Verwundete hertrug und andre in eiliger Flucht hinterdrein kamen. Er schrie deshalb König Akono an: „Bist du nicht recht bei Trost, daß du nicht gehorchen willst? Bist du denn blind, daß du nicht siehst, daß das Gefecht verloren ist?" Akono fuhr der Schrecken in die Glieder. Indem er sich zum Rückmarsch aufraffte, sah er in Gedanken schon alles verloren. Er ließ durch Odoi Anang fragen, ob er sich solle in die Luft sprengen, was gewöhnlich afrikanische Könige tun, wenn sie sehen, daß sie in der Schlacht unterliegen. Anang ließ ihm sagen, wenn es einmal so weit sei, dann spreche keiner mehr zum andern. Jetzt solle er nur ein wenig zurückgehen, bis der linke und rechte Flügel angegriffen hätten. Anang hatte recht gerechnet; denn das Vordrängen des Feindes wurde bald gehemmt durch das Eingreifen der beiden Flügel. Das zurückgedrängte Mitteltreffen sammelte sich wieder und das Gefecht begann aufs neue. Schießen, unbeschreibliches Schreien und Lärmen herrschte auf der ganzen Linie. Viele hatten den Kopf so verloren, daß sie nicht mehr ans Schießen dachten, sondern nur noch Gebrauch von ihrem Kuhschwanzwedel machten, dessen Zauberkraft die feindlichen Kugeln abwehren sollte. So dauerte es einige Stunden lang, bis der Feind sich endlich zurückzog und unsre Freunde Herren des Schlachtfeldes waren. Sie wagten aber nicht darauf zu kampieren, sondern gegen Abend kamen sie ins Lager zurück und brachten ein Dutzend abgeschnittener Köpfe als Zeichen ihres Sieges mit. Ihre Toten und Verwundeten hatten sie schon im Lauf des Tages ins Lager gebracht. Den erstern hatte der Feind, soweit er ihrer habhaft werden konnte, die Köpfe abgeschnitten. Die Leichname der er=

schlagenen Feinde überließ man den Hyänen und Aasgeiern. Gefangene hatte man keine gemacht, weil man es nur mit Bewaffneten zu tun gehabt hatte und diese den Tod der Gefangenschaft vorzogen.

Als man einige Tage lang geruht und sich von der Schlacht erholt hatte, begann der Mut wieder zu wachsen. Hatte man auch das erstemal keine Sklaven machen können, so konnte das ja bei einem zweiten oder dritten Gefecht um so besser gelingen. Man fing deshalb an, den Feind zu verfolgen, und als man ihn nirgends fand, verlegte man das Lager einige Stunden weit ins Feindesland hinein, um von da aus wieder mit ihm Fühlung zu bekommen. Aber erst nach etlichen Wochen kam es wieder zu einem Gefecht. Es verlief in ähnlicher Weise wie das erste. Auch diesesmal konnten keine Sklaven erbeutet werden. Unzufriedenheit und Murren begann unter den Kriegern Raum zu gewinnen. Die Verwandten von Gefallenen oder Verwundeten fingen an über die Könige zu schimpfen, und besonders mußte sich der Akra-König böse Schimpfreden gefallen lassen. Andre, die nicht schimpften oder murrten, erklärten, ihr Proviant sei zu Ende, und gingen heim, um neuen zu holen. Und als nun auch ein drittes Gefecht zwar siegreich verlief, aber keine Beute einbrachte, da nahm vollends so ziemlich die ganze Mannschaft Reißaus. Die paar Könige, die bleiben wollten, um den Krieg zu Ende zu führen, wurden verspottet. Allein konnten sie nicht bleiben, und so zogen auch sie sich langsam zurück. Als der englische Kommandant eines Morgens von der Flucht der Krieger in Kenntnis gesetzt wurde, da geriet er außer sich vor Zorn. Er drohte die Könige zu erschießen, wenn ihre Mannschaften sich nicht einstellten, ließ auch wirklich einige prügeln, zerbrach andern ihren Thronhimmel u. s. f., aber es half nichts. Zum

Glück war auch der westliche Hauptteil des Kriegszuges siegreich, so daß ohne weiteres Gefecht der Feind um Frieden bat. Im andern Fall hätten alle unsre Städte ihre Flucht schwer zu büßen gehabt.

20. Kapitel.

Enttäuschungen.

Der Krieg hatte nicht wenig zur Mehrung des Ruhmes unseres Gbalo beigetragen. Seine schlauen Prophezeiungen, seine guten Ratschläge, seine Dienste als Arzt — alles hatte geholfen, sein Ansehen noch bedeutend zu erhöhen. Nach Hause zurückgekehrt, erwarb er sich durch die Heilung Verwundeter nicht wenig Geld, so daß es ihm gelang, ohne Schulden durch den Krieg zu kommen, was sonst nur noch bei ganz wenigen Bürgern der Stadt La der Fall war.

Nach einigen Monaten war Ruhe und Frieden eingekehrt. Die nach dem Krieg entstandene Teurung dauerte nicht lang und wurde bald verschmerzt. Die Vorboten einer starken Regenzeit stellten sich ein, und die Bauern waren voll Hoffnung auf eine gute Ernte eifrig damit beschäftigt, den Busch für die zu bestellende Aussaat zu fällen. Owu hatte beschlossen, sich einen der Küste nähern Landsitz zu verschaffen und hatte deshalb Donja seinem Neffen, Hauptmann Anang anvertraut, seinem Sohn Odoi aber befohlen, in der Nähe des Dorfes Abladschei eine neue Pflanzung anzulegen. Dabei verwundete sein Sohn Odoi einen seiner Mitarbeiter stark an den Fersen. Die Verwandten forderten von Owu für das unschuldig vergossene Blut Sühnopfer.

Sonst komme für die ganze Umgegend regenlose, dürre Zeit. Owu mußte sich fügen und den verlangten Ziegenbock nebst einer Flasche Rum für die Sühnung herbeischaffen.

An dem Tage, an welchem Owu zu seinem Sohn Odoi gerufen wurde, war er gerade von einer Beratung der Fetischmänner zurückgekehrt, in welcher beschlossen wurde, einer Reihe von reichen Leuten in der Umgegend den Hexenprozeß zu machen. Es sollten fortan alle Erkrankungen aus Verhexung erklärt werden, und wenn die angewandten Mittel nicht halfen, sollte man sagen, die Macht der Hexen sei so groß, daß man ihnen mit Medizin nicht mehr wehren könne. Gesagt, getan! In kurzer Zeit gab es kaum eine Familie mehr, die nicht klagte, daß sie von Hexen übel geplagt werde, ja die Hexen, welche nachts als feurige Gestalten durch die Gegend schwebten, waren bald zur Landplage geworden. Die Könige der Städte vereinigten sich, dem Unheil zu steuern. Owu oder vielmehr sein Fetisch Sakumo, von Ahulu ins Prophetenhaus gerufen, erklärte, man solle einen Hexenfinder rufen, die Hexen durch ihn aufspüren lassen und sie gebührend bestrafen, dann werde alles wieder gut werden.

Der Hexenbanner wurde geholt und zwar hergetragen, da er steif und fest behauptete, zu Fuß dürfe er nicht gehen. Die erste Stadt, die ihn holen ließ war Soadru. Dann sollte ihn die Stadt Obutu kommen lassen. In großer Prozession zog er in Soadru ein und verlangte sofort 300 Mark Handgeld, ehe er seine Arbeit beginnen könne. Man unterhandelte lange, bis er endlich mit der Hälfte sich zufrieden gab. Nun begann die Suche. In den paar Dutzend kleinen Flaschenkürbissen, die an seinem Gürtel hingen, war angeblich eine Hexenmedizin, die nach üblicher Weise aus Pflanzen bereitet und in einer Pfanne zu einem Pulver geröstet war, so daß alle Medizinen das gleiche Aussehen

hatten. Kam er nun in ein Haus, so mußten alle erwachsenen Bewohner sich etwas in die Nase blasen lassen. In einem der Kürbisse, die einander zum Verwechseln gleich sahen, befand sich Kohlenstaub von geröstetem spanischen Pfeffer, der in die Nase geblasen, sogleich starkes Niesen verursachte, während der Inhalt der andern Kürbisse unschuldiges Zeug war. Kam nun die vorher bestimmte Hexe an die Reihe, dann erhaschte der Hexenmeister die unheilvolle Pfefferbüchse, und nun ging das Niesen an und die Hexe war gefunden. Weitere Prisen des Schnupftabaks wurden gegeben und Bannsprüche hergedonnert oder geschrieen, bis nach der Behauptung des Doktors die Hexe ausgetrieben war. Hatte sich dieselbe aber zu sehr festgesetzt, mit andern Worten, war das erkorene Opfer eine reiche Persönlichkeit, so halfen Medizin und Bannsprüche nichts mehr, sondern die Hexe wurde dann auf offenem Marktplatze sozusagen lebendig aus den Rippen herausgezaubert. Vor den Augen der Menge und zu ihrem maßlosen Staunen zog der Doktor nach langem Kneipen und Klemmen dem Hexenbesitzer ein Ding aus der Seite heraus, das genau dem Herzen des Schafes ähnlich sah, welches er bei der Eröffnung der Prozedur auf Kosten des betreffenden geopfert hatte. Diese Prozedur war aber viel teurer als die erstere, überdies kostete die Sache noch 100 Mark Strafe an die Stadt. Alle Angeklagten beteuerten ihre Unschuld; aber der Zweck war erreicht, d. h. eine Menge reicher, aber nicht wohlgelittener Leute waren um einen großen Teil ihres Vermögens gebracht, denn die Unschuldsversicherungen halfen nichts, da die öffentliche Meinung schon im voraus gegen die Leute eingenommen war.

Nicht so gut ging es dem Schwindler in Obutu. Hier war sonderbarerweise die öffentliche Meinung immer auf

seiten der Beschuldigten, weil keine der ausgesuchten Personen diejenigen Eigenschaften besaß, die man einer Hexe zuschrieb. Der Gaukler konnte daher nirgends mit seiner Behauptung durchdringen, sondern mußte sich der Lüge zeihen lassen. Er gab dann vor, er müsse bei Nacht allein am Ende der Stadt auf dem Auskehrichthaufen schlafen, damit die Geister der von den Hexen Getöteten Gelegenheit hätten, ihn zu besuchen und ihm ihre Mörder zu verraten; allein auch das half nicht. Warum? Das Evangelium war daran schuld. Etwa vierzehn Tage vor seinem Eintreffen hatte der berühmte Fetischmann Akwa, der als Führer des Hexenriechers fungieren sollte, seinen Namen auf die Liste der Taufkandidaten setzen lassen, und damit war die ganze Sache vereitelt.

Obgleich der Doktor bei ihm übernachtete, erhielt er doch keinerlei Informationen, noch weniger ließ sich Akwa bewegen, den Betrüger zu begleiten, so daß dieser nun weder die Namen der mißliebigen Personen, noch die der im letzten Halbjahr Verstorbenen erfahren konnte, was sehr mißlich für ihn war. Denn so oft er eine Hexe ausfindig gemacht hatte und gefragt wurde, wen sie bereits getötet habe, so mußte er ja verstummen, wenn er nicht sogleich als Lügner entlarvt werden wollte. Beim Schlafen vor der Stadt, so hoffte er, werde irgend ein geheimer Kollege sich bei ihm einstellen und ihm die nötigen Angaben machen; aber auch das geschah nicht. So schimpften ihn denn die Leute einen Nichtswisser und Lügner und verlangten, er solle sich packen. Allein er forderte zuerst noch 150 Mark, da er nichts dafür könne, daß es so gegangen sei, es sei eben ein großer Fetisch in Obutu daran schuldig. Nachdem man ihm das Fehlende gezahlt hatte, war man noch genötigt, ihn nach dem sieben Stunden entfernten Soadru zu tragen, woher man ihn geholt hatte. Hier aber wollte ihn niemand mehr aufnehmen;



Christliche Niederlassung in der Nähe von Abokobi.

der Mann war blamiert und mit ihm die ganze Fetisch-Sippschaft, auf deren Antrieb er gekommen war, am meisten unser Prophet Owu, der den Rat gegeben hatte, ihn zu dingen. Denn nachdem der Mann in Obutu so schändlich als Betrüger entlarvt war, wollte ihn keine der andern Städte mehr holen lassen. Owu bekam darüber so viele Vorwürfe zu hören, daß er sich endlich auf seine Pflanzung nach Abladschei zurückzog.

Doch Owu fühlte sich hier nicht recht behaglich, weil der Ort zu oft von den Missionaren aus Abokobi besucht wurde. Mußte er sich doch gefallen lassen, daß einmal in seiner Abwesenheit der Christ Abraham Adschete dem ihn begleitenden Missionar alle seine Fetisch-Gegenstände zeigte und darüber spottete. Noch mehr aber ärgerte ihn, daß derselbe Abraham mit seinem Freund Andreas Aschong es wagte, sowohl ihm als seinem Kollegen Kwabla die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Es kam so weit, daß nicht allein einige Leute sich taufen ließen, sondern auch geheilte heidnische Patienten anfingen sich zu weigern, dem Fetisch die versprochenen Geschenke auszubezahlen.

Bald sollten ihn noch weitere schwere Schläge treffen. Er wurde von seiner Einsiedelei an das Sterbebett von Vater Odonko gerufen, den er aber nicht mehr am Leben traf. Und als man kaum die Totenklage für diesen beendigt hatte, wurde ihm gesagt, sein Kollege Aschong, der Amulettenverkäufer, liege im Sterben. Owu ging hin, um ihn noch einmal zu sehen, fand ihn aber in einem schrecklichen Zustand. Die Verwandten erzählten, schon über einen Tag lang liege er im Todeskampf ohne sterben zu können. Damit das gute Tuch, welches der Kranke bisher als Decke gebrauchte, durch den Todesschweiß nicht geschädigt werde, hatte man dasselbe von ihm weggenommen und durch einen

alten Fetzen ersetzt, und ebenso hatte man's mit der Matte gemacht, die sein Lager bildete. So fand ihn Owu. Der Sterbende kannte ihn noch und fing an die Worte zu stammeln: „Kommst du auch? Man hat mich hart ins Verhör genommen.“ Als nun der Kampf schwerer wurde und der Sterbende noch mehr sagen wollte, schrie einer der Anwesenden: „Er ist ein Fetischmann, sehet zu, daß er nicht noch Unglück über eure Familie bringt!“ Man glaubt nämlich, daß die Fetischmänner durch ihre Fetische hie und da Leute töten, und da der Todeskampf bei Aschong ein so harter war, so glaubten alle Anwesenden, die Mordtaten, die er auf dem Gewissen habe, seien schuld daran; jetzt wache das Gewissen in ihm auf, er werde anfangen, seine Untaten zu bekennen, und dann würden sie, die Überlebenden, am Ende noch von den Angehörigen jener Vergifteten verfolgt werden. Daher die Angst. Um dieser Gefahr zu entgehen, nahmen die Verwandten kurzweg ein Tuch und banden dem Sterbenden den Mund zu. Owu wollte ihnen wehren, aber es half nichts. Darauf verließ er im Zorn das Haus. Seine Gefühle waren nicht zu beschreiben. Er mußte sich sagen, daß wenn heute oder morgen sein letztes Stündlein schlage, es ihm wahrscheinlich ebenso gehen würde. Er fühlte sich vereinsamt. Sein einstiger Lehrmeister und alle seine besten Freunde waren nicht mehr unter den Lebenden, und die Lebenden waren nicht seine Freunde. Ein Grausen vor der Zukunft kam über ihn.

In dieser Stimmung langte er auf seiner Pflanzung an. Es war Sonntag früh. Da er die ganze Nacht hindurch gegangen war, fühlte er sich sehr ermattet, legte sich zum Schlaf nieder und erwachte erst, als gegen Nachmittag einige fremde Stimmen im Hofe laut wurden. Er trat ins Freie und erkannte sogleich einen nahen Verwandten und

Altersgenossen, der mit zwei Freunden im Hofe stand. Die üblichen Begrüßungen wurden ausgetauscht. Dann fragte Owu, woher sie kämen. „Von Abokobi." — „Was habt ihr in Abokobi zu schaffen?" Sie: „Wir sind im Gottesdienst gewesen und haben unsere Namen aufschreiben lassen." — Owu: „Was! seid ihr närrisch geworden?" „Nein, wir sind keine Narren, sondern wir haben uns vorgenommen, Gott anzubeten." Das war Owu zu viel, er brach in eine Flut von Schimpfreden aus, und als er sah, daß sein Vetter eine kleine Fibel unter seinem Gewande hatte, riß er dieselbe hervor und schlug sie ihm um den Kopf.

Owu glaubte, sein energisches Auftreten habe die Taufbewerber eingeschüchtert. Als er aber am nächsten Sonntag sah, daß dies nicht der Fall war, sann er auf einen andern Plan. Er wollte mit Hilfe der Fetischmänner in der Umgegend die Bevölkerung aufstacheln, die neu aufgeführten Mauern der Missionsstation Abokobi niederzureißen. Gleich am nächsten Morgen sollte das Komplott angezettelt werden.

21. Kapitel.

Ein unerwarteter Abschluß.

Das war keine kleine Überraschung für die Bewohner der Missionsstation, als eines Tags die Kunde durch Abokobi lief, Owu sei närrisch geworden; er benehme sich so sonderbar. Seine Verwandten und Freunde wüßten nicht, was mit ihm anfangen, und sie hätten ihn, um Unglück zu verhüten, in den Block geschlagen. War doch derselbe Mann der Anführer derjenigen gewesen, die der Station den Untergang

geschworen und gedroht hatten, ihre Mauern niederzureißen. Noch viel größer aber war das Erstaunen, als am nächsten Sonntag ein Mann namens Tei (später als Christ Bartimeo genannt) nach Abokobi kam, um den uns schon bekannten Abraham Adschete zu bitten, er möchte so gut sein und schnell zu dem Fetischpropheten kommen, derselbe wünsche ihn zu sprechen. Sogleich machte sich Abraham auf, von einem andern Christen begleitet. Jetzt stand er vor Owu, der ihn mit einem durchdringenden Blick anschaute und dann sagte: „Abraham, bist du ein Mann Gottes, so mußt du meine Sache anhören," und das in einem so ernsten Ton, daß es Abraham überlief; doch faßte er sich, nahm Platz und sagte, er sei bereit zu hören; worauf Owu sich also vernehmen ließ:

„Du weißt, daß ich ein großer Jagdliebhaber bin und jeden Tag, sobald es anfängt dunkel zu werden, mit meinem Gewehr ausgehe. So geschah es auch letzten Dienstag Abend. Weil es Mondschein war, blieb ich sehr lange aus. Wie ich den großen Berg hinaufkomme, da, wo der wilde Pflaumenbaum über den Weg hängt, dessen Früchte die Tiere so gerne fressen, sehe ich unter demselben eine Schlange, wie ich noch nie eine gesehen habe. Sie sah aus, als ob sie mit Streifen von weißer Leinwand und Kleiderstoff umwickelt wäre. Ich wollte sie schießen; aber da hieß es plötzlich, ich solle es nicht tun. Ich griff nach einer Erdscholle, um dieselbe auf die Schlange zu werfen; aber auch das wurde mir verboten. Wie ich mich nun umkehre, da sehe ich drei Männer vor mir, wie ich sie noch nie gesehen. Der eine davon war ein Schwarzer, auch gekleidet, wie wir uns kleiden, und hatte einen großen Stab in der Hand; die beiden andern waren Europäer und auch wie diese gekleidet. Wie mir da geschah, kann ich nicht sagen. Sie aber

sagten zu mir: „Siehe, das ist es, was man dir immer sagt und du doch nicht annehmen willst; heute wird's geschehen. Du verhärteter Knecht des Teufels sollst nun Gottes Knecht werden; willst du dich aber nicht ergeben, so wirst du hart gestraft werden.“ Damit hießen sie mich umkehren und ihnen folgen. Sie schlugen den Weg nach meinem Dörflein ein, und als wir dasselbe beinahe erreicht hatten, hießen sie mich vorangehen und — verschwanden. Ich ging ins Dorf hinein, rief meinen Vetter Lamte, der bei mir wohnt, und sagte zu ihm: ‚Hör Vetter, ich rede immer viel von Fetischen; aber ich sage dir, es gibt keinen; hingegen was ich soeben gesehen habe, das ist Wahrheit. Es gibt einen Gott, ich hab's gesehen.‘ Meinem Vetter wurde es angst und bang. Er sagte: ‚Ach, es wird dir doch nichts begegnet sein? Während du fort warst, kam die Nachricht, daß dein Onkel in Adanse gestorben sei, vielleicht hast du dessen Gespenst gesehen?‘ Ich sagte: ‚O nein, auch mit den Gespenstern ist es nichts; habe ich doch selber vorgegeben, die Gespenster zu sehen und mit ihnen reden zu können. Aber siehe, auch das ist erlogen! Die zwei Schüsse, die in Adanse abgefeuert wurden, habe ich wohl gehört und mir auch gedacht, daß sie meinem kranken Onkel gelten könnten.‘ So sagte ich ihm und ging dann noch bei Nacht hin, den Toten zu sehen und mein Beileid zu bezeugen. Es war Dienstag Nacht. Am Mittwoch Nachmittag war ich dann beim Begräbnis meines Onkels; aber es war mir sonderbar zu Mut, ich mußte immer an das Erlebte denken. Gegen Abend kam ich von Adanse heim und legte mich ein wenig auf meine Matte auf der Veranda nieder. Wie ich so daliege, überschattet mich eine Wolke, und in dieser erblicke ich den Schwarzen, den ich am Abend vorher unter den dreien gesehen hatte, mit dem Stabe. Er faßt mich beim Kopf und redet mit mir wie

damals, fügt aber noch hinzu: ‚Heute wird's fertig werden.‘ Da auf einmal umringen mich unzählige Spötter, spotten mich aus und sagen: ‚Wie, du willst uns verlassen, du, der du bisher unser Anführer gewesen, und für uns Fetisch gemacht hast? Das geben wir nicht zu.‘ So sagten sie und fingen an, mich auf alle mögliche Weise zu beschimpfen. Ich wollte sie forttreiben, aber sie gingen nicht; ich stritt mit ihnen, aber sie hörten nicht auf mich. Der Bote mit dem Stabe aber stand immer an meiner Seite und sprach mir Mut zu. Meine Frau und Kinder wußten nicht, was sie von mir denken sollten, denn sie hörten mich reden und wußten doch nicht mit wem, sahen auch niemand. Sie glaubten, ich träume, und nötigten mich schließlich, ins Zimmer hineinzugehen. Wie ich aber kaum im Zimmer bin, geht der Spektakel aufs neue los. Sie treiben ihr Gespött so feindselig, daß endlich der Bote sagt, ich solle mich mit meiner Flinte, die in der Ecke stand, gegen sie wehren. Bin ich da nicht aufgestanden, habe mein Gewehr ergriffen und auf sie abgefeuert, daß sie auseinanderstoben wie Spreu? — aber freilich nur, um im nächsten Augenblick wieder zu kommen."

Hier unterbrach ihn Abraham mit der Frage, ob er wohl bei dem Leichenbegängnis etwas zu viel getrunken habe. Aber Owu verneinte es entschieden und die Umsitzenden bestätigten, er habe nur ganz wenig vom Schnaps versucht. „Nun, was sagten denn deine Leute, als du plötzlich das Gewehr abfeuertest?" fragte Abraham weiter, und Owu fuhr fort: „Was sie sagten? Sie erschraken über die Maßen, sagten, ich sei ein Narr geworden, und riefen alle meine Verwandten und Freunde über mich zusammen. Ein Vetter von Adanse sagte mir, weil ich in Adanse niemand besucht habe, deshalb habe mich jemand durch einen bösen Fetisch vergiftet. Ich sagte ihnen, ich sei nicht vergiftet, auch nicht

übergeschnappt, sondern ich esse (leide) die Krankheit Gottes, sie sollten mich nur in Ruhe lassen. Aber sie taten das nicht, sondern gingen ein wenig abseits, um über mich zu beraten. Ich hörte ihre Verhandlungen und wie sie eins wurden, mich in den Block zu schlagen, damit ich kein Unheil anrichte. Ich wollte nicht; aber sie nötigten mich, daß ich es zugab. Wie ich nun so daliege neben meinem Block, da kommen, ich weiß nicht mehr, ob am Donnerstag oder Freitag Morgen, die drei Männer wieder, die ich am Dienstag sah, und der Schwarze mit dem Stabe sagte zu mir: „Stehe auf, komm mit mir, dein Meister ruft dich." Ich stehe auf und folge. Der Bote sagt mir: „Schaue hinter dich." Ich sehe zurück und erblicke meinen Körper von Würmern zerfressen am Boden liegen, mich selber aber sehe ich als eine bloße Schattengestalt ohne Haut und Fleisch. So folge ich dem Boten. Aber siehe, die feindlichen Scharen kommen wieder, um mich abwendig zu machen, und zwar mit noch viel größerer Wut. Allein der Bote, dem ich folge, spricht mir Mut zu, ich solle nur ruhig und stille sein, dann würden sie mir nichts anhaben können. So war es auch. Sie hieben mit Stöcken und Buschmessern auf mich los, um mich zu töten; aber diese glitten an mir hinunter, ohne daß ich's fühlte. Sie schossen auf mich; aber auch ihr Blei konnte mich nicht verwunden. Da schleppten sie mich vor den König von Akra und verlangten, daß er mich umbringe. Der aber sagte, meine zwei ältesten Verwandten sollten zuerst ihre Gewehre auf mich abschießen, dann möge das Volk das übrige tun. Aber siehe, wie der eine der Verwandten losschießt, fällt er selbst verstümmelt zu Boden, sein Blei aber hat mir nichts anhaben können. Ähnlich erging es auch den andern. Da sagte der Bote: ‚Nun ist's genug, stehe auf und komm mit mir.' Nun kamen wir

auf ein freies Feld, an ein großes Zelt. Mein Führer trat ein, ich auch — — ich stand vor meinem Herrn. O, wie schön war es da, lauter lichte Herrlichkeit umgab ihn; ich kann es nicht aussprechen, wie schön es war."

Hier fragte Abraham: „Wie kam es, daß du wußtest, daß er dein Herr sei? Hat es dir jemand gesagt oder seinen Namen genannt?" Owu: „O nein, das nicht, sondern sobald ich ihn sah, wußte ich, daß es der war, der mich gerufen hatte. Von allen, die um ihn saßen, glich ihm keiner. Er streckte mir seine Hände entgegen, und ich konnte nichts anderes tun, als vor ihm niederfallen. Dann fragte er mich: ‚Weißt du, wer die sind, die dich unterwegs so geplagt haben?' Ich sagte: ‚Nein.' — Er sagte: ‚Es waren deine früheren Freunde, die Fetischmänner.' — Dann sagte er: ‚Siehst du deine Fetische?' Ich konnte keine Antwort geben, sondern schlug die Augen nieder und schämte mich. Nun zeigte man mir die Stadt Gottes; o, das war schön! Glänzend wie Gold, lauter Licht und Herrlichkeit. Es waren auch Mauern darinnen, aber diese waren durchsichtig wie Glas. Ich sah viele Leute. Alle waren gezeichnet. Die Kinder Gottes waren in der Nähe, die Bösen aber sah ich in weiter Ferne. Nun kam ich wieder zu meinem Herrn. Er sagte mir: Siehe, ich werde dich plagen, aber dann deine Plagen in lauter Friede verwandeln.' Dann übergab er mich vier Engeln, die gingen mit mir an ein Wasser, legten mir einen Schlauch an den Mund und tauchten mich unter das Wasser, daß ich meinte, ich erstick. Dann zogen sie mich heraus, tauchten mich aber noch einmal auf die gleiche Weise unter. Dann wurde ich wieder vor den Herrn geführt; eine mörtelartige Masse lag auf dem Boden. Sobald einer der Diener von derselben nahm und auf meine Gestalt hinstrich, wurde aus derselben Fleisch und Blut, das

mich aufs neue umgab. Ich bekam reines helles Wasser zu trinken, das aus einem Schlauche kam, wodurch ein neuer Geist und neues Leben in mich fuhr. Vorher kam ich mir wie erstorben vor. Nun sagte mein Herr: ‚Siehest du diesen geraden Weg?‘ Ich sah ihn vor mir wie eine dünne Schnur. ‚Auf diesem werde ich dich heimsenden. Wende dich weder rechts noch links! Gehe hin und verkündige deinen Mitmenschen, was du gesehen hast; wirst du's verkündigen, werde ich's wissen; wirst du es nicht tun, werde ich es auch wissen.‘ Ich ging zurück, einige Engel begleiteten mich und gossen Wasser hin über mein Haus. Dann fragten sie mich, ob ich für immer mit ihnen gehen wolle. Ich war bereit, wenn man mir nur noch erlaube, mein Haus und meine Familie meinem Vetter (der schon Taufbewerber war) zu übergeben. Über meiner Bereitwilligkeit zu gehen, entstand wunderschöner, lieblicher Gesang, den ich nicht schildern kann. Sie hießen mich aber dann dableiben und verlangten mein Töchterlein. Ich bot's ihnen hin, sie freuten sich darüber, hießen es aber wieder hinsitzen. So war's, als es plötzlich diesen Sonntag Morgen von meinen Augen fiel, wie die Schuppen vom Kamfra (einem Seefisch) und ich zu mir selber kam. Ich war noch immer im Block. Da rief ich meinem Vetter und sagte ihm, sie sollten mich losmachen; wenn nicht, dann würden sie schwer dafür bestraft werden. Auch meine zwei Freunde verlangten es. So machten sie mich denn los und ich ließ dich rufen, dir zu sagen, daß ich die Sache Gottes essen werde. Siehe, schon unter dem Baum am Dienstag Abend habe ich diesen Entschluß gefaßt; dort bin ich bereits ein Christ geworden.“

Da Owu ganz vernünftig sprach, so verwandelte sich das Staunen unseres Abraham schließlich in die hellste Freude. Er drückte Owu aufs herzlichste die Hand und

sagte: „Ich danke Gott vielmal, denn ich sehe, daß er aus dir heute ein Gotteskind gemacht hat."

Abraham verabschiedete sich dann, um aber bald wieder zu kommen. Denn von nun an verkehrten die beiden ununterbrochen miteinander, bis nach kurzer Zeit Abraham seinen Pflegling dem Missionar Zimmermann in Christiansborg vorstellte, der nach vorhergegangenem kurzem Unterricht unsern Owu mit seiner Familie in den Tod Jesu taufte. Die Taufe fand in Owus Dörflein statt. Er erhielt den Namen Paulo. Er ist auch wirklich ein rechter Paulus, d. h. ein nüchterner Christ und ein lebendiger Verkündiger des Evangeliums geworden. Was er im Traumgesicht gesehen hatte, das hat er in der späteren Zeit wirklich erfahren und durchlebt.

Inhalt.